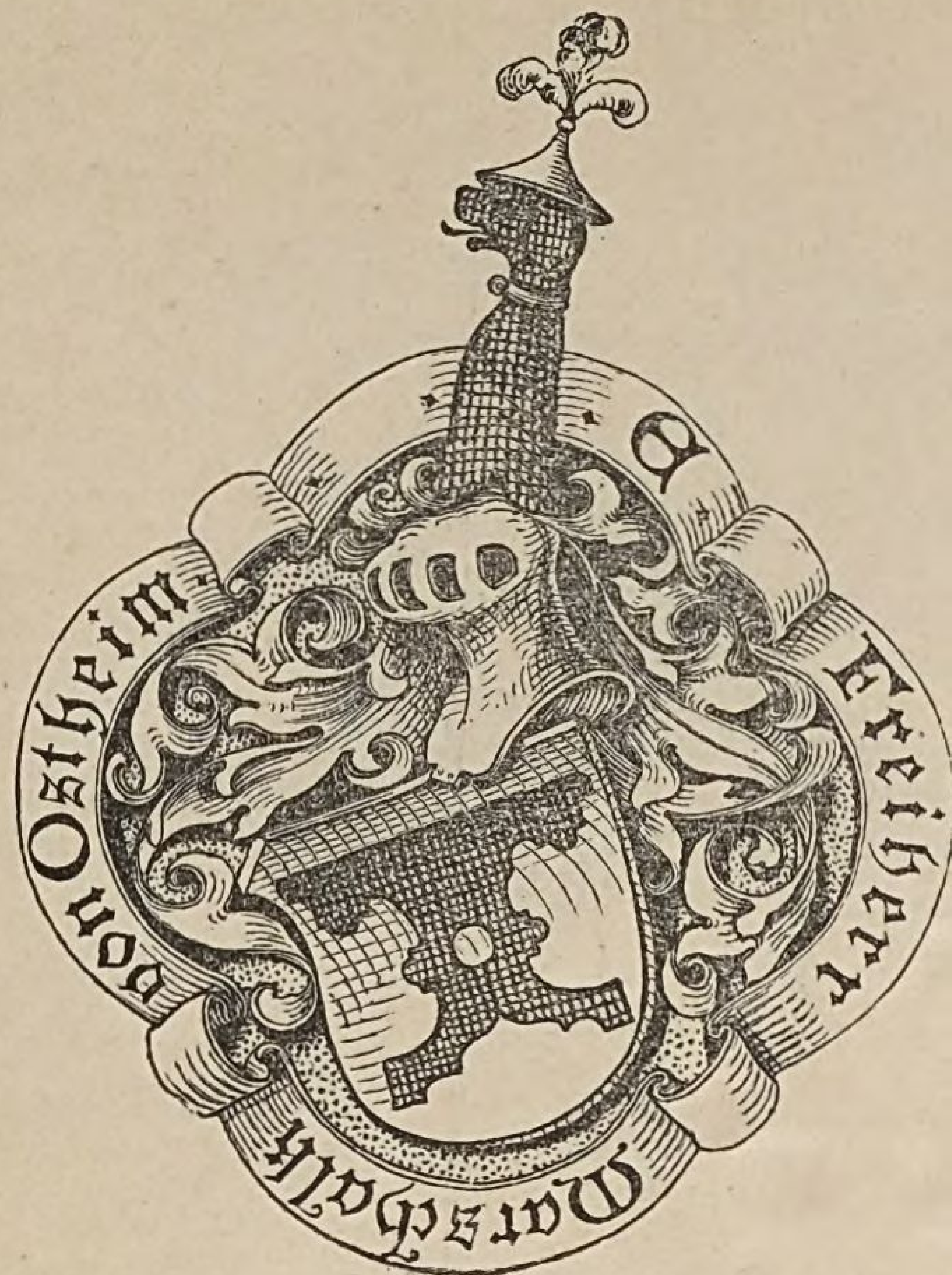
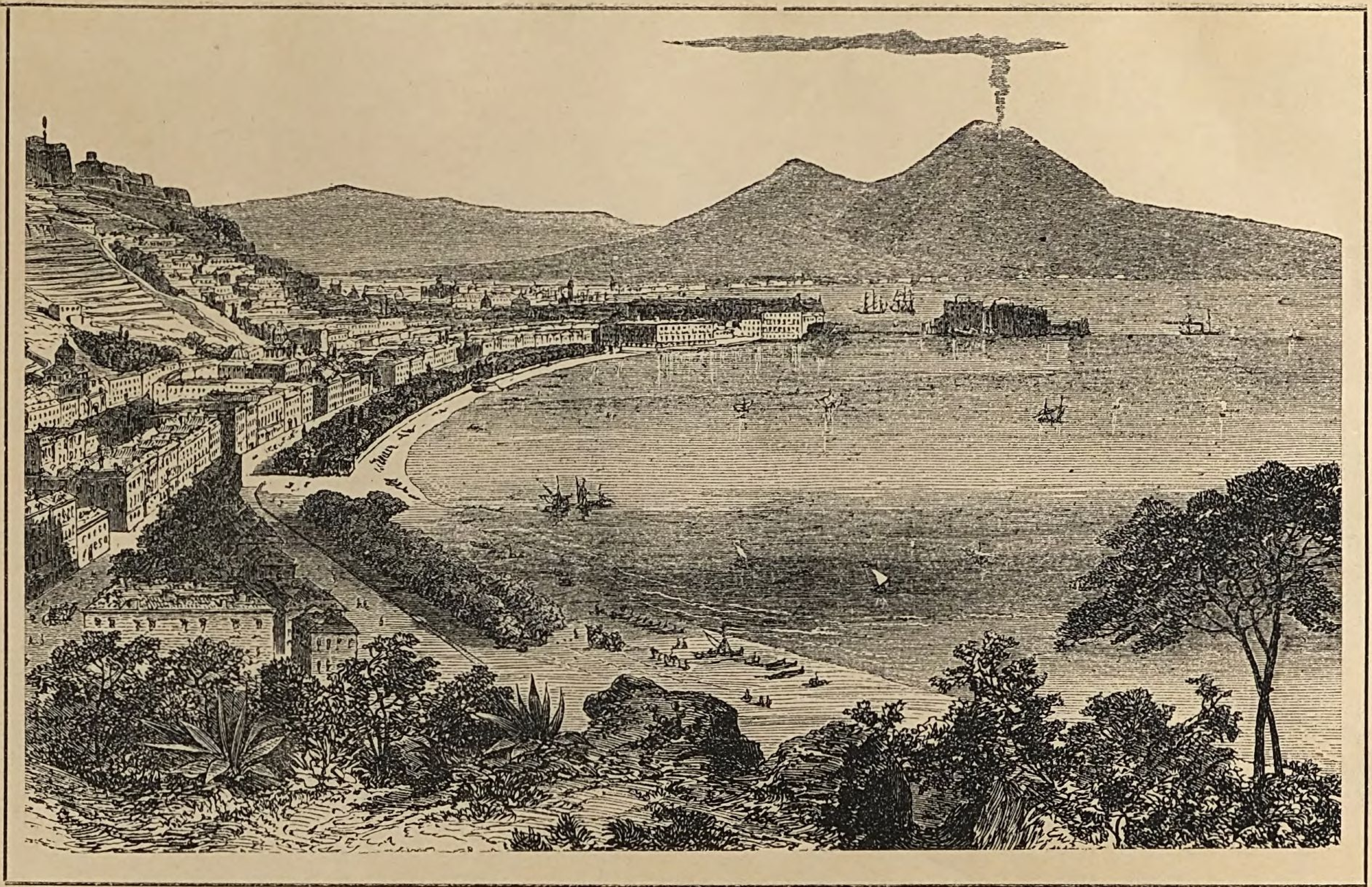

Freiherr
Marschalk
von Ostheim



Ansicht der Stadt Neapel mit Golf.

Spaziergänge

in

Neapel,

Sorrent, Pompeji, Capri, Amalfi, Pästum

und im

Museo Borbonico.

Von

W. Wyl.

Nil humani mihi alienum puto.

Dritte unveränderte Auflage. — Volksausgabe.
Mit Ansicht von Neapel.

Zürich.
Verlag von Caesar Schmidt.
1897.

Anstatt einer Vorrede.

Das viele Spazierengehen hat selten gute Folgen, wie Figura zeigt. Aus meinen Wanderungen in und um Neapel entstand zuerst eine Reihe von Feuilletons der „Neuen Zürcher-Zeitung“ und dann der vorliegende Band „Spaziergänge“, in welchem jene Feuilletons neu redigiert und vielfach — so z. B. mit den Studien über das Museo Borbonico — vermehrt erscheinen.

Die Anregung der Idee, jenen zerstreuten Aufsätzen Buchform zu geben, ist zunächst dem thätigen Verleger zu danken, der überdies weder Mühe noch Kosten gescheut hat, seiner Firma in jeder Weise Ehre zu machen. Der Verfasser hat sich seinerseits bestrebt, die Berichte über seine Wanderungen zu einem gleichmäßigen Ganzen abzurunden. Die „Spaziergänge“ sollten sich ihren alten Freunden durch einen sauberen neuen Anzug empfehlen, bei neuen Lesern die Sehnsucht nach dem schönen Süden wecken, das Vertrauen der alten und neuen aber durch getreue Führerdienste erwidern.

Durch getreue Führerdienste; denn ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß unser Buch solche wird leisten können, namentlich in Pompeji und Capri, den beiden merkwürdigsten Kulturstädten in der Umgebung der lärmenden

Golfstadt. Nicht als ob in den „Spaziergängen“ jeder Stein, jede Inschrift verzeichnet stände, sondern weil wir uns durch zweijährigen Umgang mit dem Schönen und Interessanten für berechtigt hielten, die Atmosphäre des Ganzen darzustellen, das Bedeutendste eingehend zu schildern. In diesem Sinne möchten auch die dem Museum gewidmeten Blätter Freunde finden.

Der Verfasser darf sich sagen, daß er seines Wissens nirgends gelogen, nirgends abgeschrieben hat. Er macht daher vor allem auf Ehrlichkeit Anspruch, auf das Verdienst, seine persönlichen Eindrücke geschildert zu haben.

Der Verfasser hat in und um Neapel unzählige glückliche Stunden verlebt, und wünscht desgleichen in denselben paradiesischen Gefilden seinen Lesern. Er wünscht zum rechten Genuß dessen anzuregen, was Italien heute bietet, was es stets bieten wird. Nebenher hofft er auch ein Weniges zur praktischen Kenntnis dessen beizutragen, was das altberühmte, zauberische Wort „Italien“ heute bedeutet, im socialen, politischen, religiösen und moralischen Sinne. Italien ist das Land der Harmonie, aber auch das unendlicher Gegensätze, nirgends tritt beides greifbarer in die Erscheinung, als gerade in Neapel. Die unverwelkliche Schönheit der südlichen Natur, der Glorienschein zweier Kulturepochen, die Keime neuen politischen und socialen Lebens im Gefühle der jüngst erlangten Freiheit und Einigkeit, — originelles Volksleben im Schatten griechischer und römischer Ruinen, das ganze Altertum als Museum inmitten eines ewigen Karnevals, die unverwüstliche Naivetät und Grazie des Volkscharakters im Verhältnisse zu den verrotteten Zuständen des Gestern und den werdenden des Heute — alles das drängt sich dem Beobachter in

diesen wunderbaren Gegenden in kaleidoskopischem Wechsel unaufhörlich auf. Dabei drängt aber die Schönheit der Natur, des Menschenschlages und der Sprache alle Eindrücke auf das künstlerische Gebiet, jenes Gebiet, auf dem Italien nach dem Beispiele von Hellas die Lehrerin der Menschheit geworden.

Keines dieser Gebiete wollen die „Spaziergänge" erschöpfen, sie sind Beobachtungen eines Wanderers und nicht Kinder der Studierstube; doch ist es, offen gestanden, die künstlerische Seite alles italienischen Lebens, die den Verfasser besonders angezogen, und es ist vor allem diese Seite der Erscheinungen, deren Beobachtung er bei seinen Lesern anzuregen und zu fördern wünscht. Ein nahezu zwanzigjähriges Studium fast aller europäischen Museen mag ein solches Unterfangen rechtfertigen, im schlimmsten Falle aber entschuldigen.

Und damit addio! Der Italiener kommt und geht mit diesem melodischen Gruße, er gilt daher meinen alten und meinen neuen Lesern.

W. Wyl.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Schon ein Jahr schläft er den letzten Schlaf, der geistvolle Spaziergänger, der nimmer müde Wanderer, und ruht aus von Leid und Freud'; wieder deckt die weiße Decke das Herz, welches in südlicher Wärme geschlagen, und winterliche Stürme ziehen darüber hin. Aber die Herrschaft des Winters ist nicht ewig, der holdselige Götterjunge wird ihn sanft verscheuchen mit Lenzeswehen und Gesang. Der Himmel küßt die jungfräuliche Erde, und süße Wonne ist hienieden. — Jedoch wieder wird der Duft der Blumen, der Wälder, der Wiesen sich erschöpfen, die Vögel werden ausgesungen haben, der Mensch hat Licht und Liebe in tiefen Zügen getrunken: es ist abermals Winter geworden. Und so werden Freude und Leid wechseln in der von einer göttlichen Vorsehung bestimmten Reihenfolge, bis der ewige Frühling anbricht, der Quell der Thränen in himmlischer Freude versiegt und wir unsere Toten wiederfinden.

Um die „Spaziergänge" einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen, habe ich, dem Wunsche des Herrn Verlegers entsprechend, meine Zustimmung zur Herstellung einer billigeren Ausgabe gegeben, da das Werk auch nach der Ansicht hervorragendster Schriftsteller durchaus geeignet

ist, ein Volksbuch im wahren Sinne des Wortes zu sein, weil es, obwohl tief philosophisch und von einem Gelehrten geschrieben, im höchsten Grade allgemein anregend und allgemein interessant ist. Ueber die natürliche Liebenswürdigkeit des Stiles noch etwas zu sagen, erachte ich als überflüssig. Eine ihn hochschätzende Freundin des Spaziergängers hat in dem ihm geweihten Nachrufe*) von seiner Liebe zum Volke also gesprochen: „Und er hatte ein warmes Herz für das Volk. Mit welch' köstlichem Humor schildert er in seinen ‚Spaziergängen in Neapel' das braune Gesindel der Gasse, mit welch' liebevollem Verständnis belauscht er den schlichten Mann bei der Arbeit, wie kennt er die Sorgen und Nöten des Armen. Das Volk und das Volksleben, das ist zu allen Zeiten der Antäusboden gewesen, aus dem der Dichter seine Kraft zog, aber wenige haben es so geliebt und so verstanden wie Wyl. Aristokrat von Geburt, war er es auch in der Liebe zur Schönheit der Erscheinung, aber Demokrat in der Liebe zum echten, unverfälschten Menschentum, wie es sich im Volke offenbart."

Diese Auflage ist ein fast unveränderter Abdruck der ersten, da sich, was Kunst und Natur betrifft, in Neapel und Umgegend kaum etwas geändert haben dürfte und das Buch, wie Werke dieser Art es notwendigerweise sollen, in der Hauptsache über der Zeit steht.

Wie hätte es meinen teuren Vater gefreut, dieses neue Auftreten seiner „Spaziergänge" zu erleben! Der

---

*) „Ueber Land und Meer", Jahrgang 1895—1896, Nr. 18, Seite 295, W. Wyl.

Segen des Verklärten begleite dich, du liebes Buch! Erhalte dir deine alten Freunde, gewinne dir viele neue und erfülle auch fernerhin deine Bestimmung:

Erfreue und belehre!

Nymphenburg bei München, im Januar 1897.

Friedrich von Wynetal.

Inhalts-Verzeichnis.

Druckfehler-Verzeichnis.

Seite	38,	Zeile	14	von	oben	lies:	einen Fisch.
„	40,	„	15	„	„	„	fließend.
„	53,	„	2	„	unten	„	studierte.
„	56,	„	8	„	„	streiche am Schluß das Wort „aus".	
„	63,	„	9	„	oben	lies:	ihre.
„	109,	„	3	„	„	„	Einlaßmarken.
„	157,	„	5	„	„	„	Asinaro.
„	203,	„	4	„	„	„	Eulenaugen.
„	207,	„	17	„	unten	„	Sorrentum.

I.

Der Spaziergänger wundert sich darüber, daß er in Neapel und nicht in Rom ist. — Er schwärmt vom antiken Rom, schimpft über das moderne und vergleicht es mit dem schönen Neapel.

Neapel, 28. Juni 18 . .

Cogito, ergo sum — es ist eine Thatsache, daß ich meinem alten Freunde dem Vater Vesuvius gegenüber sitze während ich diese Zeilen schreibe, und doch scheint es mir so seltsam, daß ich Rom verlassen habe. Nicht, als ob ich die geringste Sympathie für Rom als moderne Stadt, als Capitale des italienischen Königreiches hätte, denn sie ist weder das eine noch das andere. Unter allen mir bekannten Städten ist Rom die ungastlichste, reizloseste für den, der sich in ihr nach heutigen Begriffen behaglich fühlen will; in dieser Hinsicht verhält sie sich zu Paris, Wien, ja auch zu Genf und Zürich wie eine alte Ritterburg zu einer zierlichen Villa unserer Tage. Capitale ist sie allerdings dem Namen nach, aber die neue Ordnung der Dinge wohnt in Rom zur Miete, sie wurzelt nicht in der Bevölkerung, und steckt, möchte man sagen, einsam und welk in dem Boden, in den sie verpflanzt worden.

Und doch liebe ich Rom! Mein Rom besteht allerdings weder aus dem Korso und seinen Cafés, noch auch aus St. Peter mit seiner Kuppel und seinen Gnaden und Abläßen, mein Rom besteht aus dem Pantheon und dem Kolosseum, den Triumphbögen der Kaiser und dem Forum, den Thermen und den Tiberbrücken. Mein spezieller Liebling aber ist das Pantheon, — altersgrau, halb zerfallen, allen Schmuckes beraubt, noch immer der edelste, harmonischste Bau der Welt. Wie blickt dieser hohe, seines goldenen Reliefs beraubte Giebel so ernst

auf das moderne römische Leben und Treiben hernieder! Und seine Stützen, jene acht immensen Granitsäulen, wie beredt spricht ihre Farbe von den achtzehn Jahrhunderten, die an ihnen vorbei gezogen! Abermals betrete ich dich, Ehrfurcht gebietende Halle, die einst die Statuen Marcus Agrippas, deines Erbauers, und Augustus', deines großen Freundes, schmückten. Gastlich öffnest du dich, bronzenes, mit dem schönen Grün zweier Jahrtausende geschmücktes Riesenthor, und wieder stehe ich in jenem unvergleichlichen Zauberkreise, auf dem Teppich aus Marmor und Porphyr, bald die Augen weidend an dem Marmorschmuck der Wand und der meisterhaften Verteilung der säulengeschmückten Nischen, bald in dem Rhythmus schwelgend, in dem die Linien der kreisförmigen Wand und der sanft ansteigenden Kuppel zusammen klingen, oder dem Lichtstrome folgend, der durch die Öffnung der Kuppel keck hereindringt, doch bald, als erschrecke er über die eigene Kühnheit, sich bricht und mildert und an Säulen, Kapitälen und Architraven hingleitet, jedes Detail des erhabenen Heiligtumes mit sanftem Dämmerschein zu erfüllen.

Im Pantheon liegen zwei meiner besten Freunde begraben, Raphael und Hannibal Carracci; oft pflegte ich neben den schmucklosen Marmorplatten zu sitzen, hinter deren lateinischen Inschriften das als Moder ruht, was vor dreihundert Jahren die Welt mit Werken des Genius erfüllte.

Das Pantheon ist meine Kirche in Rom, so wie das Kolosseum mein Theater ist. Die Priester und Gläubigen des ersten, die Gladiatoren und die hunderttausend Zuschauer des zweiten sind tot, ganz Altrom ist tot.

Auch das Rom des Mittelalters ist tot. So stolz auch die Kuppel von St. Peter ins Blau ragt, sie ist doch nur das Haupt einer ungeheuren Leiche, der leblosen Hülle der zweiten Weltherrschaft der Tiberstadt.

Altrom, die Stadt der Cäsaren und der Päpste, ist tot. Neurom ist kaum geboren. Zwei ungeheure Gräber und eine winzige Wiege.

Neapel, das ich gestern in den sieben Stunden erreichte, in denen der Eilzug die 267 Kilometer zählende

Eisenstraße zurücklegt, ist eine lebende Stadt. Während ich schreibe, dringt das Gesumme und Gebrause ihres Lebens an mein Ohr. Ein Garten umgiebt es auf der einen Seite, an der andern schmiegt sich ihm das blaue Meer schmeichelnd an den Busen. Welcher Gegensatz zu der Wüste um Rom, die auch wieder ein Grab ist, das der tausend Villen und Gärten, welche die Stadt vor zweitausend Jahren umgaben.

Einzelne Riesenbogen bezeichnen den Uebergang der Aquädukte, die Via Appia ist eine Straße von Gräbern. In und um Rom mahnt alles ans Gestern, hier alles ans goldene Heute.

In Neapel ist man in Italien, wie man in Paris in Frankreich, in Wien in Oesterreich ist. Die gravitätischen Herren und Damen in Rom haben Adlernasen und sprechen italienisch, sonst könnten sie ebenso Berliner oder St. Petersburger sein. Aber hier ist alles voll Italiener — das gellt und schreit, winkt und gestikuliert, blitzt mit den schwarzen Augen und grinst mit den weißen Zähnen, das lebt und liebt, arbeitet und schläft, ißt und trinkt auf der Straße, das wogt Tag und Nacht durcheinander, barfüßig und in Fetzen oder in Sammet und Seide und voll Geschmeide, jetzt fröhlich spielend wie vergnügte Affen, jetzt furchtbar wie gereizte Tiger, gutmütig, rachsüchtig, eitel, freundlich, gefällig, bettelnd, blutarm, aber voll Lebensfreude, heiter wie ihr blaues Meer, süß und feurig wie ihr Wein, schön und gefährlich wie ihr Berg, der Vesuv, der über all' dem Treiben ruhig thront.

Neapel ist die geborene Hauptstadt Italiens. Die Stadt und ihre Umgebung sind das Bild eines blühenden Gemeinwesens, der Berg das einer starken Regierung, die Segen spendet, aber auch Blitz und Verderben in ihrer Macht hat, wenn es not thut. Hier hätte das neue Königreich den richtigen Boden gefunden. Da ist ein Palazzo reale, eine an die Tradition des Königtums gewöhnte Bevölkerung, aber nicht eine Nation von Küstern und Leichenbittern wie in Rom. Ein großartiges Theater, die stärkst frequentierte Universität Italiens, ein immenses Museum, ein starker Handel, ein Handels- und ein Kriegshafen, eine

sympathische Bevölkerung, erträgliche Wohnungs- und Lebensmittelpreise für die Armee der Beamten, ein mit dem Volke harmonisierender Klerus, Tausende von Bettlern als Operationsbasis für die Wohlthätigkeit des Hofes, überhaupt Leben und Thätigkeit, und das im schönsten Klima der Welt, im ewigen Frühling, wo die frische Seeluft selbst im Hochsommer kühl durch Straßen und Plätze weht, alles das an der Berührungslinie zwischen einem paradiesischen Lande und der zauberhaften See. Wäre das königliche Neapel nicht 1860 fix und fertig dagestanden, so hätte man die Capitale des neuen Königreichs am Fuße des Vesuv erbauen müssen.

So aber hat man es — ohne mich um Rat zu fragen — unternommen, das Reis des neuen Reiches dem tausendjährigen Baume des Pontifikats aufzupfropfen. Anstatt der sympathischsten Stadt der Welt hat man die unwirtlichste gewählt. Ich untersuche hier nicht, ob es politisch wohlgethan war, so zu handeln — daß eine politische, eine geschichtliche, sozusagen ideale Notwendigkeit vorlag, daran ist kaum zu zweifeln. Das Papsttum, der unversöhnlichste Feind der nationalen Unabhängigkeit, mußte in der eigenen Veste belagert, besiegt und auf seinen Zinnen die Fahne der neuen Aera aufgehißt werden. Es galt einen Triumph der Geister, wie die Leiber in der neuen Hauptstadt gebettet sein würden, darnach fragte niemand im Rausche des Augenblicks. Das Rom der Priester, der Künstler und Fremden sollte plötzlich den ungeheuren Apparat eines modernen konstitutionellen Staates beherbergen: einen König, neun Minister, Senat und Parlament und was darum und daran hängt. Vieles ist geschehen seit 1870, noch mehr wird geschehen, namentlich um den Tiber zu bändigen. Die Bonifikation der Campagne aber dürfte wohl stets eine Utopie bleiben, und stets wird sich dem Reisenden der Vergleich zwischen den Umgebungen von Rom und Neapel aufdrängen. Anstatt des blauen Meeres der abscheuliche trübgelbe Tiber, der alle Jahre tückisch mit Ueberschwemmung droht, und dem Horaz allein als Landsmann den Schmeichelnamen „blond“ geben durfte. Anstatt einer schönen Umgebung eine fieberbrütende Ein-

öde, von der die Lüfte anstatt Erfrischung Schwüle, Fieber und Tod in die Stadt tragen. Ein Winter voll Regen als würdiger Genosse eines unausstehlich heißen Sommers. Eine ignorante, phlegmatische, dummstolze, mürrische Bevölkerung, welche die Fremden, von denen sie lebt, roh behandelt und verachtet; ein bornierter, den Pfaffen ergebener, unerträglich stolzer Adel, der in dumpfer Abgeschlossenheit auf seinen Goldkisten vermodert und sich nur im Volke zeigt, um es mit seinen Karossen zu überfahren. Und wann geschieht das? Wenn es gilt, mit dem „Gefangenen" über die schlechten Zeiten und die Gräuel der „perfiden Revolution" zu weinen.

Ein Klerus, roh und unwissend wie Volk und Adel, aber ingrimmig eingedenk, daß er beide beherrschte. Eine unerhörte, auch die Einheimischen erdrückende, aber dennoch von ihnen den „Fremden" zum Trotz künstlich gesteigerte Teurung aller Lebensbedürfnisse; ein Volk, das den König nicht grüßt, ein Adel, der nicht zu Hof geht, ein Klerus, der ihn verwünscht; der König in einem ehemaligen Palast des Papstes, aus dessen Fenstern er seines Mitregenten heilige Insel, den Komplex von St. Peter, sehen kann; eine Stadt mit einer einzigen passablen Straße, und diese elend gepflastert und mit Trottoirs für kaum zwei Fußgänger; eine künstlich erhaltene Universität mit anderthalb Studenten, keine Centralbibliothek, kein Staatsmuseum, kein Leben, keine Gemütlichkeit, keine Industrie, kein Handel, ein unvergessenes Gestern, ein verwünschtes Heute, ein totgeborenes Kind, eine galvanisierte Leiche — en voilà une Capitale!

Heute habe ich, wie ich sehe, von Rom, anstatt von Neapel geredet. Entschuldigen Sie, von morgen an sind und bleiben wir in Napoli.

II.

Der Spaziergänger geht ernstlich an seinen schwierigen Beruf. — Er besucht die Kirchen, sieht den Erzbischof und beobachtet die Neapolitaner beim Beten. Man celebriert ein Hochamt, es wird gebeichtet und getauft; das Grab des letzten Hohenstaufen.

Neapel, 29. Juni 18 . .

Gestern war das Fest des heiligen Petrus, des „ersten Papstes“, der in Rom Gefangener war, wie sein Nachfolger Pius IX. Freilich war sein Gefängnis nicht so komfortabel, auch war das tägliche menu weniger gewählt, wie das heutige im Vatikan . . .

Ich flanierte von Kirche zu Kirche, um die Neapolitaner beten zu sehen. Meine Beobachtungen wären für den Korrespondenten eines klerikalen Blattes eine „Fülle heiliger Tröstungen“ gewesen. Ich fand das Dutzend Kirchen, das ich besuchte, gesteckt voll, und hätte mehr besucht, wenn die Hitze und das Gedränge nicht unausstehlich gewesen wären.

Die Neapolitaner sind gute, sehr gute Katholiken. Ich erinnere mich nicht, eine Stadt gesehen zu haben, die so gut katholisch ist. Und wie sie beten! Sie falten nicht die Hände, sondern breiten sie aus oder kreuzen sie über die Brust. Ich fand Dutzende von Modellen für reuige Petrusse und büßende Magdalenen. Und mit welcher Andacht sie die Augen gegen den Himmel wenden oder vielmehr gegen die Götzenbilder, von denen hier die Kirchen voll sind und die ihnen durchweg im Innern den Charakter von Dorfkirchen verleihen, sei das Äußere architektonisch noch so bedeutend und ernst angelegt.

Das groteskeste Wachsfiguren-Kabinett eines Jahrmarkts kann nicht grotesker sein als die Heiligenfiguren in den Kirchen Neapels. Sie sind fast alle lebensgroß, in prächtige Stoffe gekleidet und stehen in Glaskästen. Soviel ich bis jetzt gesehen habe, ist die heilige Anna, welche die kleine Maria an der Hand führt, eine Lieblingsfigur. Die erstere

präsentiert sich als eine ältliche Dame von gewinnender Freundlichkeit, meist in gelbe und blaue Seide gekleidet, auf dem Haupte einen mächtigen Heiligenschein. Die kleine Maria trägt im Bewußtsein ihrer künftigen Stellung ein stolzes Lächeln zur Schau, ist über und über in Brokat gewickelt und hat eine immense Krone, zweimal so groß wie ihr rundes Köpfchen.

Sehr ergreifend sind die Puppen der mater dolorosa. Dieselbe erscheint als eine noch sehr jugendliche Dame, in schwarzen, goldgestickten Sammet gekleidet; ihre schmerzverzerrten Züge begreift man, wenn man den ungeheuren Dolch erblickt, der ihr im Magen steckt. Uebrigens vergißt die Arme in ihrem Schmerze nicht, eine riesige Krone auf dem Haupte, und ein feines Spitzentuch in der Hand zu tragen; auch fehlt es ihr selten an goldenen Brochen, Armbändern, Uhrketten und Ringen.

Von besonderem Interesse war mir ein Besuch in der Domkirche, in welcher das famose Blut des heiligen Januarius aufbewahrt wird. Es war großes Pontificalamt zu Ehren des heiligen Petrus, und ich erfuhr, daß der Kardinalerzbischof in höchsteigener Person die heilige Handlung celebrieren werde. Se. Eminenz hat im gegenwärtigen Augenblicke ein gewisses Interesse, da er in gut unterrichteten römischen Kreisen als der wahrscheinliche Nachfolger Pius IX. gilt.

Bevor Se. Eminenz erschien, hatte ich Muße, mir die Domkirche nach Bequemlichkeit zu betrachten. Mehr als die marmornen Denkmäler von Erzbischöfen, Kardinälen und gepanzerten Rittern interessierten mich die Beter. Alle Beichtstühle waren besetzt, und ich sah mehrere Priester, die sich einfach auf gewöhnliche Stühle setzten und dem neben ihnen knieenden Sünder die Last seiner Missethaten in dieser wenig formellen Weise abnahmen.

Auf einem dieser improvisierten Beichtstühle saß ein junger Priester, neben ihm kniete ein alter Neapolitaner und redete seinem Seelenarzte, der den Kopf auf die Hand stützte, eifrig, ja leidenschaftlich ins Ohr. Der Priester war jung, ein milder, bleicher, gedankenvoller Kopf. Der alte

Sünder hatte einen vulkanischen Schädel voll Furchen und Falten, blitzende Augen, eine kühne Nase. Sein tiefbraunes Kolorit stach lebhaft ab von der milden Karnation des Priesters. Unwillkürlich fiel mir Tizians „Zinsgroschen“ in Dresden ein, wo ein solcher konfiszierter Kopf neben jener wunderbar edlen Bildung erscheint, welche Tizian als Ideal eines Christuskopfes vorschwebte und welche ich für die einzige annähernde Lösung dieses malerischen Problems halte. Ob nicht Tizian durch die Betrachtung einer ähnlichen Gruppe aus Beichtvater und Sünder zum „Zinsgroschen“ angeregt worden? Gewiß ist es, daß diese großen Meister unaufhörlich nach dem Leben studierten und nicht bloß nach dem Gliedermann, wie unsere Akademiker. Leonardo da Vinci ging sogar mit den Verurteilten zur Richtstätte, um ihren Gesichtsausdruck zu beobachten, und in Rom habe ich in den charakteristischen Köpfen der Bettelmönche eine Menge guter Bekannten entdeckt — nämlich fast alle Apostelköpfe meines Lieblings, des großen Peter Paul Rubens, der gestern vor 289 Jahren geboren wurde.*)

Die Natur, das Leben, sind heute im wesentlichen wie sie damals waren. Stets ist es „interessant, wo Ihr es packt“. Nur fehlt heute das große Bedürfnis nach Kunst; Talent und Stoffe, über deren Mangel man so oft klagen hört, sind in Fülle vorhanden.

Doch da ist ja mein Kardinal, der Erzbischof Riario Sforza, ein dicker Herr mit schlappen, gewöhnlichen Gesichtszügen, stattlichem Bauche; auch die ungeheure Masse roter Seide, mit der er behängt ist und welche je drei Schleppträger vor und hinter ihm in die Höhe halten, verleiht ihm

---

*) Der Vater des Malers, der gelehrte Antwerpener Schöffe Doktor Jan Rubens, war des Ehebruchs mit Anna von Sachsen, der Gemahlin des großen Schweigers, beschuldigt. Nur der Energie und Klugheit von Rubens großer Mutter hatte ihr Gemahl es zu danken, daß sein Kopf zwischen seinen Schultern blieb. Der berühmte Maler wurde — nach allgemeiner Annahme am 29. Juni 1577 — zu Siegen im Nassauischen geboren, wo sein begnadigter Vater interniert war.

keine Würde. Mein Nachbar, ein kleiner, gelber Mönch, sagt mir, daß der Kardinal aus einer der ersten Familien Neapels, dem herzoglichen Hause der Riario Sforza, stamme und ein sehr guter Herr sei. Ich finde das sehr schön und folge dem dicken Kirchenfürsten mit den Augen, wie er über die Grabsteine seiner Vorgänger hinschreitet und endlich, nachdem er einige Stufen empor gestiegen, auf dem für ihn bereiteten Throne Platz nimmt. Er ist von einem ungeheuren Gefolge von Geistlichen umgeben, eine Abteilung ist rot, eine violett, die dritte weiß und schwarz. Zunächst wurde Seine Eminenz mit den Meßgewändern bekleidet, dazu war es notwendig, den hohen Herrn aus der ungeheuren Masse roter Seide heraus zu schälen, in welcher er schwitzend steckte. Das war nicht leicht, doch gelang es endlich, wobei die stark konvexen Linien von Sr. Eminenz Unterbau allem Volke in gar erfreulicher Weise offenbar wurden. Endlich erschien der Kirchenfürst mit Bischofsstab und Inful würdig ausgestattet, und es begann nun das heilige Ballett. Ich kann es beim besten Willen nicht anders nennen; es war ein taktmäßiges Auflösen, Sammeln, Verschieben, Kreuzen, Heben und Senken der roten, violetten und weißen Gruppen und Linien, wie man es eben in Balletten sieht. Die Hochwürdigen schoben sich mit einer Gewandtheit und Präzision hin und her, die manchem Ballettkorps dringend zur Nachahmung zu empfehlen wären. Auch erinnert das schöne Klappen in vielen andern Manövern, z. B. im Abnehmen und Absetzen der roten, violetten und schwarzen Barette in glücklichster Weise an das präzise Zusammengehen der Fidelbogen in einem guten Orchester. Die schönste Abteilung war die Soloscene unter dem Baldachin, wo der Erzbischof mit einigen auserwählten roten Baretten saß. Das war ein ewiges Geknixe und Kniebeugen, Handküssen, Auf- und Absetzen der Inful, und überhaupt eine so tolle Mummerei, daß mir endlich doch sterbensübel wurde und ich mich entschloß, den Dom zu verlassen. Ohnedies brachte mich das Gedudel der Orgel zur Verzweiflung, die stark an Madame Angot erinnernde lustige Weisen spielte.

Beim Weggehen blieb ich noch bei dem Taufstein stehen. Derselbe ist eine herrliche antike, mit bacchischen Masken gezierte Vase und trägt jetzt auf seiner Spitze die Taufe Christi im Jordan in kleinen Erzfiguren. Eben wurden einige kleine Neapolitaner in den Schoß der allein selig machenden Kirche aufgenommen. Der Priester schöpfte Wasser aus der bacchischen Vase und goß es den kleinen Würmern auf die Köpfchen, die frappant wie Kokosnüsse aussahen. Da sollen die Kerls keine Weintrinker werden, wenn aus solchem Gefäße getauft!

Mein letzter Besuch galt der Kirche S. Croce. Sie steht an der Stelle, wo Konradin enthauptet wurde. Man zeigt noch die Stelle und behauptet, ein unförmlich gehauener Stein sei der Block, worauf der Prinz sein Haupt gelegt. Die neben dem Stein stehende dicke Porphyrsäule sei von der Mutter des unglücklichen Jünglings aufgerichtet worden. Chi lo sa?

Unfern von S. Croce ist die Karmeliterkirche; dort ist Konradin begraben. Maximilian, Kronprinz von Bayern, ließ ihm als Verwandten seines Hauses, wie die Inschrift sagt, 1847 ein Denkmal in dieser Kirche setzen. Der fürstliche Jüngling steht, eine Figur aus weißem Marmor, auf einem Piedestal mit zwei kleinen Reliefs, Konradins Abschied von seiner Mutter und seinen Abschied von seinem Todesgefährten, Friedrich von Baden, vorstellend. Figur und Basreliefs sind steif und akademisch leer*) und doch stimmt der Ort und seine Geschichte den Beschauer gar seltsam ernst. Armer Jüngling, der hier den Purpur fand, freilich nicht den des Thrones, sondern den seines strömenden Heldenblutes. Hier ruht er nun, nicht ein im Kampfe gefallener, nein, ein in einer Falle gefangener, erwürgter, schmählich geschlachteter junger Adler.

---

*) Die Arbeit ist von Thorwaldsen, wie ich später erfuhr; sie steht weit unter dem, was der Däne imstande war. Einen Deutschen hätte der Gegenstand wohl anders begeistert.

III.

Der Spaziergänger studiert die armen Kinder Neapels, in Leid und Freud, bei Tag und Nacht. Spielwut und Lotto in Neapel. Ein frommer Bankhalter. Die geheimen Fonds der italienischen Regierung.

Neapel, anfangs Juli 18 . .

Meine Fenster gehen aufs Meer. Ich übersehe den ganzen Golf, dieses für das Auge des Nordländers mit einem unsagbaren Dufte umwobene Panorama, dessen Dämon, der Vesuv, sein Haupt in den Wolken birgt, indes seine Abhänge in großartigen, edlen Linien, bedeckt mit zahlreichen Ortschaften, Villen und Weinbergen, zu der blauen See anmutig hernieder steigen. Unter meinen Fenstern ein buntes Gewimmel von ankernden Segelschiffen und Dampfern, auf der fernen, leichtgekräuselten See langsam ziehende weiße Segel. Am Molo liest ein Improvisatore einer Gruppe von Seeleuten und Vagabunden den Tasso vor, eine Schar Jungen tummelt sich im Wasser, dessen Blau von ihren glänzend braunen Körpern seltsam absticht . . .

Und nun zu Euch, Ihr Kleinen von Neapel. Ich will Euer Bädeker sein und der Welt erzählen, wie „lohnend" Ihr seid, wenn man Euch näher betrachtet.

In London, Paris, Wien und Berlin sind die Kinder im Durchschnitt gewaschen und reinlich gekleidet.

Ebenso ist es in Mailand, Florenz und auch in Rom, wenn ich die schmutzige Brut ausnehme, die sich im Ghetto herumtreibt und die sich so frühzeitig entwickelt, daß Jungen von zwölf Jahren einander tot stechen.

Ob aus Gründen der Politik oder der Liebe, weiß ich nicht, Thatsache ist es, daß sie einander tot stechen.

Auch in London habe ich schmutzige Kinder gesehen. Doch sind sie dort die Ausnahme. Hier denke ich speziell an die armen kleinen, notdürftig in Fetzen gehüllten Kerls, die im Winter die Zeitungen in den Straßen

verkauften. The Echo, Sir, fourth edition, Sir! ging es gellend durch die endlosen Straßen, Squares und Plätze, und das drängte sich durch den Nebel, den feinen Regen und den endlosen Straßenkot zwischen Fußgängern und Wagen und hungerte und fror und schrie: „The Standard, Sir, The Daily News, Sir, The Echo, Sir! fourth edition, Sir!"

Die Sprößlinge der tiefsten Armut unterscheiden sich in allen Ländern in der Kleidung von denen des Wohlstandes. Kann die arme deutsche oder englische Mutter an ihren Liebling auch nicht die Seide und den Sammet wenden, womit die reiche ihren Engel schmückt, so wäscht und kämmt sie ihn doch nach Kräften und steuert mit den sinnreichsten Mitteln der Flickkunst dem an dem ärmlichen Kleidchen ihres Herzenstrostes nagenden Zahne der Zeit.

Vielfach anders ist es in Italien, speziell in Neapel. Hier herrscht bei der ungeheuren Majorität der Eltern in Bezug auf Reinlichkeit und Kleidung die freie Weltanschauung der Zigeuner. Wenn nicht ganz adamitisch — was sehr gewöhnlich ist — so ist die Kleidung der Kleinen Neapels doch fast immer direkt nach-adamitisch. Ein ganzes Hemd gilt bereits für eine ungewöhnlich vollständige und präsentierbare Toilette, und man sieht unzählige Kinder von zwei bis zehn Jahren darin herumspazieren, während ihre minder glückbegünstigten Altersgenossen sich vollkommen nackt den Freuden des Radschlagens und dergleichen hingeben.

Unergründlich, ein unendlicher, aus tausend Märchen gefügter Mythus, den Widerstreit und die Harmonie der entgegengesetztesten Elemente erzählend, eine wahre Epopöe von Fetzen aber ist ein vollständiger Anzug eines der tausend Kinder, über die man in jeder Straße stolpert. Noch unergründlicher aber ist die von den Antiquaren an Kunstwerken so geschätzte Patina, welche die in diesen Fetzen steckenden Körper bedeckt. Das ist nicht gewöhnlicher Schmutz, das sind verschiedene, mehreren Perioden angehörende Schmutzschichten, die nur mit Zuhilfenahme der Geologie ergründet werden können.

Nackt oder im Hemde, in die unglaublichsten Lumpen gehüllt, in allen Fällen aber schmutzig — wie glücklich sind die Kinder Neapels! Sie sind die einzigen wahrhaft Glücklichen in diesem ewig wimmelnden Ameisenhaufen! Glücklich, obwohl sie kaum jemals sich satt essen!

O Kindesglück, wunderbare Pflanze, wunderbare Blüte, die überall gedeiht, und uns überall wundersam anmutet, wenn sie auch aus Schmutz und Elend hervorblüht! Wie zärtlich, wie empfindlich ist die Pflanze „Glück“ bei uns Alten, welchen Bodens, welcher Pflege bedarf sie — heute sollte man glauben, daß sie nur mehr in dem goldenen Blumentopf der Million fortkomme!

Wie die schwarzen Augen dieser nackten Knirpse fröhlich leuchten, wie sie in jubelndem Gelächter die blanken Zähne zeigen! Wie sie, jungen Katzen gleich, des tollen Spieles nimmer müde werden, wie sie singen und tanzen, mit welchem Appetit sie eine gesundene Kruste verzehren, wie tief und friedlich sie, ein Haufen von Schmutz und Lumpen, in einer schattigen Ecke schlafen! Und wie sie des Abends in lärmenden Scharen dem Strande zuwandern, sich in der schäumenden Flut tummeln und die glänzenden braunen Körper im Kampfe gegen die heranrollenden Wogen üben!

Der gutgekleidete Mann, die Dame in Sammet und Seide, sie sehen Euch nicht, Ihr glücklichen Unglücklichen, wenn sie an Euch mit vollem Magen vorbeigehen oder im Wagen an Euren unbeschützten Gliedern in gefährlicher Nähe vorüberrasseln. Sie sehen Euch nicht.

Doch Ihr könnt Euch trösten, arme Ausgestoßene. Ihr habt Eure Poeten, Eure Geschichtschreiber. Auch kleine schmutzige Jungen können unsterblich werden, viel eher als die Herren und Damen, auf deren Putz und Wagen Ihr mit Neid blickt.

Wer hat nicht die Schicksale Joes in „Bleakhouse“ und die Gavroches in den „Misérables“ gelesen? Charles Dickens und Viktor Hugo haben Euch, Ihr Perlen, im Straßenschmutz gefunden und Euch in das reichste Gold ihres Talentes gefaßt.

Sie fühlten den Schlag Eures Herzens unter Euren Lumpen.

Joe! Gavroche! Wie oft glaube ich Euch leibhaftig zu sehen, des Tages, wenn Ihr in den Straßen spielt, des Nachts, wenn ich Euren leisen Atem höre, die Ihr auf dem Pflaster die süßen Träume der Kindheit träumt!

Ihr drängt Euch durch die Hunderttausende der großen Stadt. Ihr habt keinen Freund unter ihnen, Eure einzigen Freunde und Wohlthäter sind die heiße Sonne, das milde Klima, das glänzende Meer. Ihr verweilt in diesem wundervollen Speisesaal, den die Natur gebaut und mit einem brennenden Berg als Tafelaufsatz geschmückt hat; doch Ihr seid ungebetene Gäste — für Euch wird nicht aufgetragen.

Ja, wenn der Hunger nicht wäre! Wie leicht kämen Joe und Gavroche in Neapel fort.

Der Gamin Neapels erhebt sich des Morgens entweder vom Pflaster oder vom Strohlager eines der „fondaci", jener grauenvollen Höhlen der Armut, von dem elenden Strohlager, das er mit einem Halbdutzend hungernder Geschwister und seinen siechen Eltern geteilt. Er hat nicht nötig, die Kleidung zu wechseln, schläft er doch in der seltsamen Fetzensammlung, die seine Blöße deckt. Er murmelt beim Erwachen ein Gebet zur Madonna und findet sofort ein paar Freunde, mit denen er seine Freude über den schönen sonnigen Tag durch ein Dutzend Purzelbäume ausdrückt. Nun aber meldet sich die nimmersatte Hyäne im Magen und heißt ihn den Kampf ums Leben beginnen. Ein Frühstück — that is the question. Die Wege dazu sind mannigfaltig. Der beliebteste ist die momentane Etablierung eines fliegenden Tabakhandels en détail zur Befriedigung des Tabakbedürfnisses jener Gentlemen, die in der sozialen Rangordnung sehr wenig über Joe und Gavroche stehen, die aber doch in der Lage sind, einige Centimes an die Befriedigung dieser Leidenschaft zu wenden. Gavroche hat schon gestern in richtiger Würdigung der Verhältnisse vorgearbeitet und holt nun seinen Schatz hervor. Derselbe besteht in einem schmutzigen Papierpacket. Er setzt sich

nieder, nachdem er zunächst mit dem Blicke des erfahrenen Kaufmannes einen Posten gewählt, der für seinen „Artikel“ die meisten Chancen bietet. Er nimmt sein Packet zwischen die Beine, öffnet es und überblickt mit freudigem Lächeln die Früchte einer gestern Abend angestellten vierstündigen Jagd nach Cigarrenstummeln. Die Zeiten sind schlecht, denkt er; die meisten rauchen die Cigarren bis zu Ende, und die Konkurrenz beim Suchen ist zu groß.*)

Doch war gestern ein guter Tag. So oft Gavroche in der Straße einen Raucher sieht, dessen Glimmstengel zu Ende geht, so stellt er sich vor ihn hin, wirft ihm einen bittenden Blick zu und deutet nach der Cigarre. Gestern fand er viele mitleidige Raucher, die ihm ihre Cigarren zuwarfen.

Er breitet seinen Schatz aus, seinen fond de commerce. Zunächst handelt es sich um eine übersichtliche und geschmackvolle Anordnung des Warenvorrats. Das „Lager“ wird sortiert. Das Prachtstück ist eine fast ganze Cigarre, die ein Fremder im Café liegen gelassen, nachdem er sie kaum versucht, und die Gavroche in einem glücklichen Momente weggeschnappt hat.

Dieses Prachtstück legt er abseits, ganz allein. Daneben folgen zu zweien und zu dreien die längsten Stummel, die kürzeren in Gruppen zu vier und fünf. Das ganz kleine Zeug, das gar nicht mehr als Cigarre zu verwenden, wird zerzupft und zu einem verlockenden Häufchen Rauchtabak hergerichtet.

Nun heißt es, die Kunden anlocken.

Mit tausend Grimassen und gellendem Geschrei ladet Gavroche die Vorübergehenden zur Besichtigung seines Lagers ein, das sich jetzt zwischen seinen halbnackten, in den Hosen

---

*) Seit der Aufführung von Verdi's „Trovatore“ nennt der Volkswitz in Neapel die Lumpensammler „Trovatori“; dies ist ein nicht übersetzbares, doch für jedermann verständliches, harmloses Wortspiel, hundert solcher „Trovatori“ durchziehen des Nachts die Straßen. Viele betreiben den geschilderten Tabakshandel bei Tage sehr schwunghaft.

seines Urgroßvaters steckenden Beinen ebenso appetitlich als imponierend ausnimmt.

Alte Matrosen mit Kehlen aus geschmiedetem Gußstahl kaufen die Stummel und stecken sie ohne weitere Formalität in den Mund, wo sie bald in der linken Backe den beliebten Knäuel bilden.

Alte und junge Bettler füllen sich das Morgenpfeifchen mit dem Präparate von Gavroche & Cie.

Während Gavroche im Begriffe ist, mit einem Matrosen ein Geschäft en gros abzuschließen und ihm ein Dutzend Stummel auf einen Schlag zu verhandeln, schleicht sich ein kleiner nackter Knirps heran und streckt, nachdem er scheu umher geblickt, die verbrecherische Hand nach dem Prachtstück, der angebrannten, langen, dicken Cigarre aus.

Gavroche unterbricht für einen Augenblick die schon weit gediehene Verhandlung über das Engros-Geschäft, erwischt den Dieb beim dichten, schwarzen Krauskopf, zieht ihn an sich und bearbeitet Kopf, Schultern und Rücken des kleinen Uebelthäters während fünf Minuten mit seiner rechten Faust, wofür sich der Unglückliche durch ein ungeheures Geheul erkenntlich zeigt.

So wird in dem Geschäfte von Gavroche & Cie., Tabak en gros et en détail, das Handelsgesetz gehandhabt.

Endlich ist der ganze Vorrat an Mann gebracht.

Gavroche besitzt drei Sous und vier Centimes. Er ist reich, vor seinen Augen dehnt sich unendlich das Gebiet der Möglichkeiten in Bezug auf ein Frühstück.

Nicht so glücklich war Joe diesen Morgen. Ich sah ihn mit zwei kleineren Genossen in aller Frühe aus einer dunklen Seitengasse auf den Toledo rollen. Ich sage rollen, denn sie kamen alle drei mit Purzelbäumen an. Jetzt holt Joe einen Gegenstand aus seiner einzigen ganzen Tasche und blickt fragend in der großen, noch stillen Hauptstraße auf und nieder.

Jetzt hat er es gefunden.

Er nähert sich einer Droschke, deren Führer auf dem Bocke schlummert.

Er ruft ihn an und hält hoch in der Rechten den Gegenstand, den er aus der Tasche geholt.

Es ist ein Hufeisen.

Der Kutscher reibt sich die Augen. Joe steht gestikulierend vor ihm, preist die Ware und nennt seinen Preis.

Der zweite kleine Kerl stellt das linke Bein auf ein Rad und blickt mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Kutscher, von dessen Entscheidung das Schicksal dieses Morgens abhängt. Das fragende Profil des Kindes war in diesem Augenblicke von unbeschreiblichem Reize, welche Unschuld, welch' lebendiges Interesse an dem wichtigen Handel, dessen Gelingen ganz und gar von dem Talente des älteren Genossen abhing!

Der dritte, ein ganz kleines Knäblein, ist noch zu jung, um den Ernst der Situation zu erfassen. Er liegt auf dem Trottoir und streckt die staubigen, braunen Füßchen gen Himmel.

Der Handel kommt zustande. Der Kutscher giebt nach langem Widerstreben einen ganzen sou, un sordo, wie sie hier statt soldo sagen.

Der Abschluß des Geschäftes wird durch eine Unzahl Purzelbäume gefeiert. Hierauf verschwinden die Drei in der dunkeln Gasse, aus der sie gekommen. Ich folge ihnen. Es interessiert mich, zu wissen, wie der Sordo angewendet wird.

Ein Sordo ist ein Stück Geld in Neapel, besonders für Joe und seine Freunde.

Für einen Sordo kauft man hier:

eine Mütze voll Pflaumen, Birnen oder Feigen, oder
ein großes Stück gutes Brot, ein Dutzend gesottene Kartoffeln;
ein Glas eiskalte Limonade;
zwei bis drei mächtige Gurken, die die Kinder hier roh essen;
eine Portion gekochte Schnecken oder Muscheln;
ein halb Dutzend in Fett gebackene Waffeln;
eine Wasser- oder Zuckermelone;

Man sieht, die Wahl ist schwer. Eine Zeit lang schwanken die Drei. Der Älteste ist für die Melone, der Mittlere für die Waffeln, der Jüngste für die Limonade.

Es wird Kriegsrat gehalten. Endlich entscheidet die Stimme Joes, des zwölfjährigen Nestors der Gesellschaft.

Eine Melone soll gekauft werden, und zwar eine Wassermelone, das ist besser für den Durst. Ganze Berge der beliebten Frucht machen die Wahl schwer, der Anblick der aufgeschnittenen Muster macht den Mund wässern.

Endlich ist der Sordo ausgegeben. Die Drei eilen mit der Melone im Triumphe nach einem schattigen Winkel und führen dort die Scene auf, die Murillo seines Pinsels würdig gefunden, wie die Besucher der Münchener Pinakothek wissen.

Ist das ein behagliches Geschlürfe und Gelecke! O unbezahlbares, köstliches, süßes Hufeisen sei tausendmal gepriesen! Der Saft der Frucht ist alle, aber da giebt es noch die Schale abzunagen, bis nichts als die feste, grüne Kruste übrig ist.

Die Frühstücksfrage ist gelöst.

Wie steht es aber mit diner und souper?

Keine Druckerei der Welt besitzt Fragezeichen von der Größe, wie sie hinter diese Frage gehören.

Gavroche hat noch einen oder zwei Sous übrig, für ihn, den reichen Tabakshändler, ist die Sache leicht.

Joe & Cie. wissen durchaus nicht, wie das diner angeschafft werden soll. Indessen proponiert einer der Drei ein Seebad, ohne zu bedenken, zu welcher Höhe diese Leibesübung den Appetit steigern wird.

Gesagt, gethan, die Drei gehen baden.

Wie sie sich am seichten Strande in den kühlen Wellen rollen und kugeln, wie ihre bronzefarbigen Körper im Licht der Sonne schimmern, wie der flüssige Smaragd und das schäumende Silber der Wogen um diese geschmeidigen, von froher Lust erfüllten Körper spielen!

Die Sonne besorgt das Geschäft des Abtrocknens. Dann geht es zur Stadt. Sehnsüchtigen Blickes wandeln die

Drei an den Kesseln vorüber, in denen Kartoffeln, Bohnen, Maccaroni, Stockfische schmoren für jene Glücklichen, die drei bis vier „Sordi" an ein diner wagen können. Wie das alles so köstlich duftet und so schön rot schimmert, denn alle Gerichte werden mit Paradiesäpfeln gekocht.

Der Hunger thut weh. Einmal in vierundzwanzig Stunden muß der Mensch essen, ehrlich, wenn er kann, sagt Cobden.

Der englische Staatsmann hatte freilich ein leg of mutton, eine Flasche Claret und verschiedene Gläser alten Portwein im Magen, als er diese denkwürdigen Worte niederschrieb.

Nicht so gewählt, aber desto dringender ist die Sprache der Mittagsstunde im Magen der Drei.

Sie wandern von einer Garküche zur andern. Sie schleichen sich hinter dem Rücken des padrone in die mit Gästen gefüllten Spelunken.

Sie blicken den Essern ins Gesicht, mit einem tragischen Ausdrucke, den Garrick als Knabe kaum erreicht hätte. Sie deuten mit der Hand auf den Mund. Dieser oder jener Gast ist satt und wirft dem Kleeblatt ein Stück Brot, eine Feige zu und reicht ihnen den Teller, auf welchem in einer fragwürdigen Sauce einige Maccaroni umher schwimmen.

So kommt das Diner zustande.

Der Nachmittag ist dem Erwerbe gewidmet. Es gilt Hufeisen, Cigarrenstummel und ähnliche Grundlagen zu kommerziellen Unternehmungen zu sammeln.

Der Abend gehört dem Vergnügen. Und daran fehlt es selten in Neapel. Man tanzt zur Musik einer Drehorgel, die auch hier für die Schönheiten von „Madame Angot" Propaganda macht. Auch findet sich nicht selten ein Kreis zusammen, der für Gesang und Tanz Sinn hat. Ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, in Fetzen gekleidet wie ihre männlichen Altersgenossen, schlägt das Tamburin und begleitet seinen Takt mit einem schrillen Gesang in Moll; sie singt voll Liebe und Verzweiflung. Zwei andere Mädchen in derselben Weise kostümiert, tanzen und stoßen mit den Hüften gegen einander. Ringsherum stehen die bewundernden Gamins, der ganze kleine Kreis freut sich des Lebens.

Des Abends mangelt es selten an irgend einem Feste zu Ehren einer der Madonnen Neapels oder dergleichen. Solche Feste sind hier echte Volksfeste. In Buden werden Amuletts feilgeboten, mit geweihten Bildern der Madonna, kleine Nachbildungen des in der Kirche aufbewahrten Bildes, auf dem die Jungfrau und das Kind wunderschöne, ungeheure goldene Kronen haben. Und die Madonna hat ein wunderschönes goldenes Herz auf der Brust, in welchem sieben große silberne Schwerter stecken.

Es ist wirklich sehr schön.

Vor der Kirche drängt sich das Volk. Fliegende Garküchen bieten ihre Ware feil, und wenn die Nacht heran kommt, werden unzählige farbige Lampen angezündet, daß der Platz und die umliegenden Straßen in farbigem Feuer glühen.

Und dann das Feuerwerk! So eine Madonna hat es gut; was doch alles ihr zu Ehren geschieht! Es zischen die Raketen, es krachen die Kanonenschläge, sausend fährt die Girandola in die laue Abendluft empor. Und das gute Volk geht heim, ein Amulett oder eine messingene Medaille in der Tasche, geweiht vom Priester und die beste Arznei in Krankheiten.

Joe und Gavroche hatten auch ihren Anteil am Feste. Manche Kruste, manches Glas Wein ward ihnen zuteil, denn gar mancher läßt sich einen Liter zu vier Soldi geben und achtet dann des billigen Getränkes gar wenig.

Joe sucht seinen Lieblingsplatz am Molo auf. Er findet da schon eine Menge Kameraden gelagert, sucht sich ein lauschiges Plätzchen und ruht gar bald in den Armen des Schlafes, des besten Freundes der Armen und Verlassenen.

Gavroche geht erst später zu Bett. Er wohnt in Fondaco Scannasorci (Mäusetod) und kommt immer noch zu früh in das schaurige Loch, in dem seine Leute schlafen. Er findet ein paar gute Freunde, jeder besitzt drei bis vier Centesimi, und dieser Besitz erweckt in ihnen den Teufel des Spieles.

Neun auf zehn von diesen Jammergestalten haben stets ein unsagbar schmutziges Spiel Karten in der Tasche.

Sie setzen sich zusammen, im Lichte einer die Leistungen eines Garkochs verklärenden Petroleumlampe.

Jetzt spielen sie um Centesimi.

Wenn sie größer sein und täglich zwanzig bis dreißig Soldi verdienen werden, werden sie um Soldi spielen. Heute spielen sie mit Karten, morgen in der Lotterie. Dieses Laster ist hier allen Ständen gemeinsam. Der Wohlhabende verspielt sein Vermögen, der Arme sein Bett, Gavroche seine Centesimi. Die Regierung kennt diese Leidenschaft, und um das Publikum vor den Betrügereien des „kleinen Spieles“ zu schützen, organisiert sie das „große Spiel“ in imposanter Weise.

Ueberall, wohin das Auge reicht, siehst Du ein „Banco del Lotto“. Und in keinem banco fehlt ein Bild der Madonna mit einem brennenden Lämpchen davor; die Sache ist in Ordnung: es ist der Staat, der hier Bank hält, der Staat, dessen Religion nach dem § 1 der Verfassung die katholische ist. Was sagen Sie zu der sinnigen Frömmigkeit dieses Bankhalters?

In den jammervollsten, schmutzigsten Vierteln ein „Banco del Lotto“, und gerade in diesen Vierteln drängt sich die Masse am meisten an den offiziellen Spieltisch!

Den Aberglauben, der die Träume und Nummern beschafft, produziert die königliche Regierung zwar nicht direkt, sie läßt diese Vorbereitungsschule durch die Mönche besorgen. Es giebt hier Mönche, die sich speziell mit dem Auslegen der Träume und dem Angeben besonders sicherer Nummern befassen. Die feinen Leute fahren in Karossen bei ihnen vor.

Alle Samstage ist Ziehung im Chiostro Santa Chiara. Da drängt sich das Volk in einem Hofe zusammen; alle Blicke sind auf einen Balkon gerichtet, wo Fortuna unter den Augen der Behörde und in Person eines kleinen Waisenknaben ihre Orakel erteilt. Eine drehbare Trommel aus Draht, etwa wie eine Kaffeetrommel großen Maßstabes, empfängt die Nummern. Jede derselben wird zunächst von einem Diener der Obrigkeit entrollt und von einem zweiten dem versammelten Volke gezeigt und laut ausgerufen.

Hierauf kehrt die Nummer zu dem Beamten zurück, der sie faltet, worauf sie in die Kaffeemühle wandert.

Nach je zehn Nummern wird die Mühle eine Zeit lang gedreht, damit der Zufall sein Werk thun könne.

Indessen steht das Waisenknäblein auf seinem Posten, des Winkes gewärtig. Nr. 90 ist nun in der Mühle, es wird nochmals gedreht und nun — atemlose Spannung in der Menge — greift das Büblein, dem man die Augen verbunden, in die Drahttrommel der Mühle.

Jede gezogene Nummer, laut ausgerufen, wird vom Geschrei, Zischen und Pfeifen der Menge empfangen. Die fünf Nummern sind gezogen. Ich beobachte die sich zerstreuende Menge.

Ich sehe nur enttäuschte Gesichter, kein einziges frohes.

Die Träume, der Mönch, der angerufene Heilige, sogar die angerufene Madonna hat gelogen.

Auch die „Cabala" hat gelogen.

Was ist die Cabala?

Wenn man ein Banco del Lotto betritt, so reicht einem der Vertreter der königlichen Behörde ein schmutziges, abgegriffenes Buch, betitelt: „La vera arte di farsi ricco". Sothanes Buch, vom Volke „Cabala" genannt, ist eine ganz achtbare lexikographische Arbeit. Es umfaßt in alphabetischer Reihenfolge sämtliche erdenklichen Träume und giebt für jeden die betreffende Nummer.

Sie haben von einem Mord geträumt?

Mord hat Nr. 56.

Der Mörder waren mehrere?

Mörder hat Nr. 73.

Der Mörder war ein Kardinal?

Kardinal hat Nr. 15.

Sie träumten, daß der Mord auf Befehl Sr. Heiligkeit, des regierenden Papstes, geschah?

Sehr wohl; Papst hat Nr. 32.

Wenn das Lotto hauptsächlich dazu dient, dem Volke ein harmloses Vergnügen zu bereiten, es nebenbei finanziell und moralisch zu ruinieren, so ist es dennoch nur als der

Fusel des Spieles anzusehen. Derselbe kommt allerdings ziemlich hoch, speziell in Neapel, wo die Bevölkerung jährlich per Kopf cirka 27 Francs verspielt, während im übrigen Italien etwa 3 Francs per Kopf entfallen.

Der Champagner des Spieles wird in verschiedenen geheimen Spielhöllen kredenzt; hier ruinieren sich die feineren Leute ohne Erlaubnis der Behörde, ja gegen ihren Willen, während die Canaille unter Aufsicht und Schutz der Obrigkeit zum Teufel geht.

Der Unterschied ist derselbe, wie zwischen dem armen Teufel, der öffentlich aufgeknüpft wird, und dem Reichen, der sich in seinem Salon eine Kugel vor den Kopf schießt.

Die Behörde darf spielen und darf töten; geheimes Spiel und Selbstmord sind verboten.

Leider ist das organisierte und bestens beförderte Lotto nicht der einzige Gifttrank, der von Seiten der Regierung dem armen Volke gereicht wird.

Die italienische Regierung verfügt über bedeutende geheime Fonds.

Diese geheimen Fonds haben ihre geheime Geschichte.

Sie werden nicht im Budget aufgeführt.

Sie stammen aus einer Quelle, noch unsauberer noch giftiger, als das Lotto, dessen Ertrag mit so und soviel Millionen im Budget erscheint.

Ich habe nicht nötig, diese Quelle näher zu bezeichnen; der mit dem Leben großer Städte vertraute Leser weiß, was ich meine.

Es wird kaum eine Stadt geben, wo sich das böse Uebel, von dem ich rede, dem Auge des Beobachters so offen, so frech aufdrängt.

Wie kommt es nun, daß die Behörde es vor ihren Augen geschehen läßt, daß das Laster seine Opfer selbst in der Schar der Kinder sucht und findet?

Ich will die Frage unbarmherzig nüchtern beantworten, der schmähliche Ursprung der „geheimen Fonds" zwingt mich dazu: Wer ein Feld sein eigen nennt und seine Früchte

erntet, der muß es gut heißen, daß sich junger Nachwuchs zeigt. Die jeder Kontrolle entbehrenden „geheimen Fonds“ haben dem Ministerium des Innern seit fünfzehn Jahren die Mittel geliefert, die öffentliche Meinung im In- und Auslande zu fälschen, Wahlen zu korrumpieren und sich der Dienste aller jener Elemente zu versichern, die jedes Regime à la Napoleon III. auf dem Markte treffen wird, um sich, ihre Federn, ihre Stimmen zu verhandeln. Und der Cäsarismus à la Napoleon III. war und ist das Ideal der sogenannten „Consorterie“.

Seit diese Zeilen geschrieben wurden, ist, im März 1876, ein Büchlein erschienen (aus der Feder des Staatsrats Zini), welches den ganzen Apparat der agents provocateurs und der feilen Presse des In- und Auslands enthüllte. Man erblickte hier in seiner ganzen Ausdehnung und künstlichen Verzweigung das Gewebe der geistigen Prostitution.

Es ist eine seltsame Ironie, daß die geistige Prostitution Italiens von der leiblichen bezahlt wurde, von den „geheimen Fonds“.

Die neue, „liberale“ Regierung bezieht die Einkünfte der vorigen fort. Auch sie sieht das Geld in die Kassen fließen, hält die obrigkeitliche Nase daran und sagt: Non olet.

IV.

Der Spaziergänger verfällt auf die kuriose Idee, sich für einen Schriftsteller zu halten. Er beschreibt sein Zimmer und versucht es dann, den berühmten Vesuv zu schildern. Am Basso Porto; neapolitanisches Volksleben.

Neapel, anfangs Juli 18 . .

Es ist doch eine schöne Sache, Schriftsteller zu sein. Ist man heute noch nicht berühmt, so hat man die besten Aussichten, es morgen zu werden.

Mein Sohn, sagte meine gute selige Mutter oft zu mir, Du hättest ein Graf werden sollen.

Mein Sohn, sagt mein braver ehrenhafter Vater, der Gott sei Dank noch lebt, Du bist ein Vagabund.

Du hättest Maler werden sollen, sage ich selbst zu mir. Du hättest Rembrandt verdunkelt!

Sie wären unter Umständen vielleicht Schriftsteller geworden, sagt der freundliche Leser mit einem boshaften Lächeln.

Sei dem wie ihm wolle, ich wiederhole es: Es ist eine schöne Sache, Schriftsteller zu sein, oder wenigstens sich für einen zu halten.

Daß mein Geplauder in der freien Schweiz gedruckt wird, freut mich nicht wenig. Da brauche ich kein Blatt vor den Mund zu nehmen, ich kann reden, wie mir der Schnabel gewachsen ist.

Ich bilde mir nicht ein, eine besondere Art Schnabel zu haben, halte aber auf seinen graden Wuchs große Stücke.

Ich wohne in Neapel am „Piliero“, ganz nahe am Molo. Wir leben in einer großen Zeit, wo der Autor nur dann hoch wohnt, wenn er eine freie Aussicht haben will. Der hungernde Poet in der Mansarde ist eine Fabel geworden; ich habe daher ein schönes Zimmer mit zwei mächtigen Fenstern und einem Balkon auf die blaue See hinaus, zwar im vierten Stock, aber das nur, damit ich den ganzen Golf übersehen kann.

Der Fußboden besteht aus den gemalten Ziegeln, die man hier so schön macht, und hält sehr kühl.

Ich besitze ein sehr bequemes Sofa, auf welchem ich die schönsten Pläne aushecke.

Auch habe ich ein langes, breites Bett, garantiert w.....-frei; das will viel sagen hier zu Lande, wo die wahre Heimat dieser trauten Tierchen ist.

Ein bequemer Lehnstuhl ladet zu philosophischem Nachsinnen ein.

Ein riesiger Spiegel gestattet mir gelegentlich einen Blick auf meine Gestalt, die ich gar nicht übel finde.

Ich erhebe mich des Morgens nach einem kurzen Kampf meines besseren Selbst mit einer großen Vorliebe für die Faulheit, welche mich stets auszeichnete.

Mein erster Gedanke gilt der Morgen-Cigarre. Ich darf mit Richard III. mich paaren, wenn er auf seinem Lager stöhnt:

„Alle Laster in allen Graden" . . . denn ich schnupfe auch, aber nur verstohlen . . .

Mit der Cigarre bewaffnet, trete ich auf meinen Balkon.

Mein erster Blick gehört dem Vesuv. In Luzern gehörte er dem Rigi, in Genf dem Montblanc.

Ich kann mich an dem rauchenden Berge, an diesem Märchen nicht satt sehen. Ich kann ihn von früh morgens bis spät abends anstarren, stets scheint er mir in seinen wechselnden Beleuchtungen neu, unerhört, unglaublich — und schön, majestätisch in seinen Linien.

Was die Alten von den Schlünden fabelten, die in die Unterwelt führen, das ist der berühmte Berg in Wirklichkeit. Man vergißt übrigens im Angesichte dieser Naturwunder so gerne die gelehrten Erklärungen, die man auf der Schulbank „gekeilt" hat. Das Einmaleins der Geologie ist very good für die Schule, hier aber ist es leibhaftig das Wunder, das Mysterium, der seit Jahrtausenden berühmte, gefährliche Berg mit der weißen Wolke, die so anmutig über dem Haupte des breit hingelagerten, dunklen Riesen schwebt, wie ein wallender Federbusch über dem Helme eines großen Kriegers.

In seiner Hauptform erinnert der Vesuv etwas an den Rigi, nur daß seine Linien weit gewählter und schwungvoller sind.

Ich hätte es so bequem, ihn zu beschreiben, ich sehe ihn von meinem Schreibtisch aus, und er sitzt mir wie das beste der Modelle den ganzen Tag zum Konterfei. Ja, wer da die rechten Farben und Pinsel fände, denn der gewaltige Berg mit der ihn umgebenden zauberischen Landschaft ist eines der schönsten, erhabendsten Schauspiele; lieblich dem Auge, dämonisch dem Geiste, ein alter König mit blitzenden Augen, der seine Enkel auf seinen Knieen tanzen

läßt. Oder, wenn sie wollen: Unten Blumen, oben Blitz und Donner, unten Ariosto, oben Dante.

Ihm zu Füßen die blaue See, an seinen Hüften und Lenden zahllose Wein-, Oel- und Feigengärten, unabsehbare Reihen von Häusern und Villen, weltbekannt unter den Namen Resina, Portici, Torre del Greco, Torre dell'Annunziata, die zusammen eine einzige langgestreckte, paradiesische Vorstadt Neapels bilden. Hinter dem Berge, meinem Auge verhüllt durch seine dunkle Masse, liegt sein berühmtes Opfer, das vor achtzehn Jahrhunderten in einer zornigen Stunde erstickte Pompeji, das damals als römische Provinzstadt entschlief und sich heute als Eisenbahnstation mit Telegraph und Hotels verwundert die Augen reibt.

Dieser Berg ist keine tote Masse, er ist ein lebendes Wesen, ein schlafender Löwe, eine lauernde Gefahr; er bedeutet für dieses Paradies den Weltuntergang und wird ihn eines Morgens mit Feuer und Donner verkünden. Er ist eine ungeheure Citadelle mit der furchtbarsten Batterie der Welt. Krupp ist ein Schulknabe und Fabrikant von „Schlüsselbüchsen" gegen diese Ausrüstung. Die Batterie krönt sein in die Wolken ragendes Haupt.

Das ganze Land ist unterminiert; in einer Sekunde kann er die Erde erbeben, Stadt und Dörfer verschwinden lassen.

Wie alle wahrhaft großartigen Mörder ist er geschichtlich berühmt und allgemein bewundert.

Wenn ich diese Dörfer und Städtchen betrachte, die sich an seine gewaltigen Kniee schmiegen, denke ich unwillkürlich an das wunderbare Bild des Zeus mit der flehenden Venus vor ihm, von Raphaels Hand gemalt in der Farnesina zu Rom. Der dräuende Gott, neben ihm der Adler mit den Blitzen in den Fängen; wie unaussprechlich gewaltig ruhen seine Glieder, mit welcher Hoheit blickt er hernieder auf die zagende Göttin, die Taube neben dem Löwen.

So drängt sich, zagend und hoffend, die menschliche Kultur an den Leib des berühmten Berges. Er läßt sie gewähren — wehe, wenn er eines Tages seinen Sinn ändern

sollte! Er ist wie die gezähmten Tiere der Wüste. Der Bändiger wird kühn durch die Ruhe seines Zöglings und steckt ihm den Kopf in den Rachen — bis dem königlichen Tier der Spaß zu toll wird: es schnappt zu und der Mann hat einen Kopf weniger, als er entbehren kann.

Meine Morgen-Cigarre — ein königlich italienisches Mixtum, Deckblatt: Runkelrübe, Einlage: Kartoffel — geht zu Ende. Ich werfe noch einen Blick auf die blaue See. Ich grüße das jenseits des Golfes schimmernde Castellamare und Sorrento. Im Hafen ist nichts Neues.

Das Panzergeschwader ist nach Palermo abgegangen, um den Sizilianern im Notfalle die Wohlthaten des neuen Sicherheitsgesetzes mittelst Granaten neuester Konstruktion beizubringen. Nur zwei Fregatten und das Truppentransportschiff „Città di Genova“ liegen vor Anker. Links vom Molo drängen sich die Barken, die Dreimaster der Handelsleute und die Dampfer aller Nationen.

Draußen, auf der blauen Fläche, liegt Capri, eine Masse hellblauen Duftes von schönen Konturen, eine zarte Strophe im Epos der Natur, furchtbar in der Geschichte durch die Erinnerung an Tiberius.

Das Auge des Geistes sieht rote Flecken auf dem blauen Dufte.

Ich kleide mich an und beginne mein eigentliches Tagewerk, um das mich mancher beneiden mag, der es nicht kennt.

Es ist meine verfl . . . . Pflicht und Schuldigkeit, den ganzen Tag zu bummeln.

Du thust Unrecht, verehrter Leser, wenn Du glaubst, daß das Bummeln gar so leicht sei. Ich führe ein kleines Büchlein bei mir und notiere mir genau, was mir auffällt. Ich strenge mich an, für Deine Belehrung unergründlich tief, für Deine Erheiterung witzig, sarkastisch, brillant zu sein.

Wäre ich Maler — o wäre ich es doch geworden — ich würde diese Zeilen noch überdies mit „anmutigen Kupfern“ zieren!

Mein erster Besuch, oft am frühen Morgen, gilt meinem Museum. Damit meine ich nicht das große Nationalmuseum

mit dem farnesischen Herkules, den tausend Malereien und Statuen aus Pompeji, den Bildern von Tizian und Guido Reni; mein Museum ist das Hafenquartier, vom Volk basso porto genannt. Hier stellt sich mir in Handel und Wandel, in tausend Figuren und Gruppen, in Sprache und Geberde das Volksleben Neapels dar, ein Volksleben, so reich und mannigfaltig, so poetisch und grotesk, wie ich nirgends seines Gleichen gefunden habe.

Das wahre Volksleben ist, wenigstens in Europa, überall ausgestorben oder im Aussterben begriffen. Die Zeiten sind zu schlecht geworden, die Sorgen zu groß, der Wein zu teuer und zu sauer. Dem Volke ist der Humor ausgegangen, das Lächeln ist ihm auf den Lippen erstorben. Allüberall, in London und Paris, in Berlin und Wien, eine Fülle von Proletariern, aber kein originelles, kein poetisches Volksleben. Reste davon findet man in den par excellence malerischen alten Städten der Schweiz, wie Luzern und Bern, aber auch dort nur Reste. Durch die mittelalterlichen Straßen von Nürnberg schleichen moderne Philister; Paris ist ein großes, uniformes, elegantes Hotel und Bazar geworden; in London beschränkt sich das Charakteristische in einigen Vierteln auf Schmutz und Elend; in Antwerpen sucht man vergebens die Modelle von Rubens und Teniers, vergebens in Amsterdam die herrlichen Gestalten der „Nachtwache“ Rembrandts; nur im Judenviertel des nordischen Venedig hockt, schleicht, handelt und feilscht, verkommt in Schmutz und Unrat das seltsame Völkchen, welches Rembrandt als lebendes Museum diente, bei dem er seinen Wohnsitz aufschlug, um es Tag und Nacht zu studieren und mit dessen Gestalten er seine Radierungen bevölkerte.

Was ich unter Volksleben verstehe? Ich verstehe darunter jene Art Existenz der unteren Klassen, die den Künstler anzieht. Volk giebt es überall und es lebt allerorten, und zwar an vielen Orten materiell und geistig weit besser als die arme Klasse in Neapel — aber interessantes, malerisches, poetisches Volksleben wie hier habe ich nirgends gefunden. Freilich ist es auch hier nur mehr

der Schatten dessen, was es war. Man blicke auf die Bilder von Salvatore Rosa u. a., welche jene farbige Zeit darstellen, in welcher Masaniello „capitano del popolo“ war. Die Farbe ist es, die im Volke überall fehlt, überall ist sie der unsäglich nüchternen Palette unserer modernen Schneider zum Opfer gefallen. So lange diese verlorene Herrlichkeit nicht ihren rächenden Marat und Robespierre findet, der sämtliche Ritter von der Nadel auf öffentlichem Platze köpfen läßt, kann es in dieser Beziehung auch nicht besser werden. Ein neues Geschlecht von farbensinnigen, malerisch empfindenden Schneidern muß erstehen. — —

Und doch ist das Leben hier voll malerischer Schönheit, trotz der Unthaten jener verruchten Sekte, die den Bock als Wahrzeichen im Schilde führt. Der wunderbare Himmel, der Griechen, Römer und Normannen hier bezauberte, die Seelen Virgils, Ciceros und Tassos verklärte, und selbst in die dunklen Seelen von Nero und Tiberius Strahlen seines Glanzes warf, dieser wunderbare Himmel spannt noch heute sein azurnes Zelt über derselben See, die heute wie damals sein Bild in ihrem tiefblauen Schoße empfängt und es blitzend und funkelnd zurück wirft, eine Braut, die selig lächelnd den Gruß des Geliebten erwidert — über demselben Paradiese, welches Virgil so sehr geliebt, daß er im Schatten seiner Feigenbäume und Reben ewig ruhen wollte.

Diese unendliche Fülle von Luft und Farbe, diese schöne Harmonie der Linien muß es wohl sein, die dem Volk Neapels die Courage verleiht, auch noch in unserer Zeit ein Volksleben nach alter Art zu führen. Ein neues Lied ist das Ereignis des Tages; der Improvisator ist von einer dichten Menge umdrängt, die sich von Rittern und Feen erzählen läßt; der dümmste Spaß Pulcinellas erregt jubelndes Gelächter im Volkstheater bei Porta Capuana, fünf Vorstellungen im Tag, Entrée ein Sou; und das alles in den Zeiten der Strike, der internationalen Arbeitervereine, ja der Kommune und des Petroleums?!

Um dieses Volk zu regieren, bedarf es dreier F, sagte ein patriarchischer Fürst aus dem Hause Bourbon: „ci vuole

forche, farine, feste“ (Galgen, Mehl, Feste). Ich kann Sr. Majestät von höchst Ihrem Standpunkte aus nicht ganz Unrecht geben: dieses kernige Motto umfaßt so ziemlich die ganze Regierungsweisheit der Bourbonen.

Und doch hat diese neue Auflage des „panem et circenses“ viel Wahrheit in sich. Warum? Weil die Neapolitaner ein Volk von Künstlern und Philosophen sind. Zu Künstlern sind sie geboren, die Natur gab ihnen eine Fülle von Talenten; als Philosophen übertreffen sie das Beispiel Diogenes': sie kleiden sich größtenteils gar nicht, leben von paste und Früchten, und neben ihrem Lager auf dem Hafendamm erscheint der Tonnenbewohner wie ein großer Herr. Und dabei sind sie glücklich und zufrieden und singen Tag und Nacht!

Künstlerisch interessant wird ein Volk nur durch eine ihm innewohnende poetische Idee. Diese Idee ist in Neapel die Madonna. Diese schöne, auf rein menschlichem Grunde entstandene Allegorie, die in Raphaels Seele ihre höchste Verklärung fand, ist in der Phantasie des Neapolitaners allerdings ein phantastisches Zerrbild geworden, alle und jede künstlerisch schöne Vorstellung ist in einem Kram von wunderthätigen Bildern, Amuletten und dergleichen untergegangen. Aber dennoch hat auch diese Karrikatur einer poetischen Idee noch eher Sinn, als die schon von Geburt an scheußliche Mißgestalt des heiligen Herzens-Kultus, welcher dem katholischen Götzendienst den letzten künstlerischen Halt, die idealisierte menschliche Gestalt raubt und ihn mit einem Schlage in die tiefsten Tiefen mystischen Fetischismus hinabstürzt.

Apropos, Sie wollten uns ja das Hafenquartier von Neapel zeigen?

Gewiß. In diesem Falle müssen Sie sich aber entschließen, das rote Meer zu passieren.

Das rote Meer?

Jawohl. Das rote Meer der „pumarole“.

Unter „pumarole“ versteht der Neapolitaner die rote Frucht, die im übrigen Italien pomi d'oro heißt (Paradiesäpfel). Er versteht darunter das Alpha und Omega alles

Würzigen und Schmackhaften. Er ißt sie roh, als Salat und gekocht; er ißt sie grün, halbreif und glänzend rot; er ißt sie des Morgens, des Tags, Abends und des Nachts; er ißt sie frisch im Sommer und Herbst, eingekocht im Winter und Frühling; er würzt alle seine Speisen damit, angefangen von den berühmten Maccaroni, er besingt sie in eigenen Gedichten und in seinem Herzen kommt sie gewiß gleich nach der Madonna.

Die Straßen am Hafen leuchten früh und spät im feurigroten Glanze der in ganzen Bergen aufgehäuften pumarole. Der „rotolo“ (beinahe ein Kilo) kostet jetzt zwei Sous und wird bald nur einen kosten. Ist dieser glückselige Moment eingetreten, dann wird auch der Aermste unter diesen Armen ein Feinschmecker und schwelgt von früh bis spät in einem Ozean von Pumarole-Sauce.

In allen Straßen wird die beliebte Frucht feil gehalten. Zahllose Esel durchwandern, schwer mit ihr beladen, die ganze Stadt. Der Wohlhabende kauft sie in Körben zu fünfzig bis sechzig Pfund um den halben Preis, der Arme wendet seinen letzten „Sordo“ an eine Handvoll davon.

Selbst der „marozzaro“ würzt jede Portion, die er verabreicht, mit einigen Tropfen der roten Brühe.

Der „marozzaro“ ist der Proletarier unter den öffentlichen Kochkünstlern Neapels. Seine Küche ist unsagbar primitiv. Auf einem alten Tisch steht ein flacher Korb, in diesem ein kleiner, aus einem einzigen Stein geformter Ofen; über diesem Ofen brodeln in einem Topfe Tag und Nacht allerlei Schaltiere. Eine Portion derselben, mit einem in die heiße Flüssigkeit getauchten Zwieback, kostet fünf Centimes. Der brodelnde Topf ist von zwei Geräten flankiert, die Verbindung ist durch Draht hergestellt. Das eine ist eine kleine Petroleumlampe, das andere ein Topf mit der roten Brühe. Ist die Portion Zwieback und Muscheln auf dem Teller, so spendet der kleine Topf noch einen Löffel Pumarole-Saft. Der Chef des Etablissements ist fast immer beschäftigt, Kunden zu bedienen. Hat er einen Augenblick frei, so deutet er auf seinen Topf und schreit aus Leibeskräften:

„Che bella cosa, che bella cosa!“

Ihm gegenüber geht es noch lebhafter zu. Dort werden Maccaroni gekocht. Da geht's ins Geld, unter zehn Centimes ist da nichts zu haben. Man sieht auf den ersten Blick, daß in dem Etablissement ein bedeutend größeres Anlagekapital steckt, wie in dem des „marozzaro“. Hier ist ein großer Tisch, flankiert von zwei Oefen, auf denen mächtige flache Töpfe brodeln. Man kann nicht geschickter, flinker, umsichtiger sein, als dieser Maccaronikoch.

Ein schmutziger Junge, der jüngste Lehrling des Hauses, kommt mit einem in blaues Papier gewickelten „rotolo“ Maccaroni gelaufen. Es ist hohe Zeit, denn der Inhalt des einen der Töpfe geht zu Ende. Sind die Maccaroni weich — das Werk weniger Minuten —, so greift der Chef in das kochende Wasser und ordnet die schmiegsamen Teigfäden auf einem quer über den Topf gelegten Stab. Jetzt kann das Publikum bedient werden. „Duje sordi!“ (due soldi).

Der Chef erfaßt mit einem Griff die entsprechende Anzahl, im nächsten Augenblicke sind sie auf dem Teller und erhalten ihren Anteil Würze von einem ganzen Berge geriebenen Käses und einem Löffel voll pumarole-Extrakt; der Empfänger faßt seinen Teller, den er nicht eher erhält, bis er die „duje sordi“ abgeliefert, und wie die Portion angerichtet wird, so wird sie auch genossen, nämlich mittelst Hand.

In der Galerie Corsini in Rom sah ich ein kleines Bild von Salvatore Rosa, Straßenleben in Neapel darstellend; eine Gruppe Vagabunden laben sich an einem Gericht Maccaroni. Schon damals war es Mode, die Dinger mit den Fingern zu fassen, über den Kopf zu heben und in den Mund gleiten zu lassen.

Während der eine der Töpfe sich entleert, ist in dem anderen wieder ein „Rotolo“ parat, und so geht es fort. Die Neapolitaner der unteren Klassen kochen nicht zu Hause. Wer Hunger hat, findet in tausend fliegenden Küchen, was er braucht.

Wer keine Maccaroni will, kann gebackene Fische aller Art für ein Spottgeld haben. In riesigen Pfannen schmoren

in Oel jene Fischchen, von denen Hunderte auf ein Pfund gehen. Auf einem Halbdutzend eiserner Platten sind vor dem Verkäufer die verschiedenen Sorten verteilt, auf jeder Platte ein ganzer Haufen. Und wie diese Haufen im Nu verschwinden, und sich wieder aufbauen, um wieder zu verschwinden. Und wie das dampft und nach Oel und Fischen, nach Meerwasser und Teer riecht. Und über dem Gedränge der Käufer thront in schweigender Majestät die dicke Padrona; schwere goldene Ohrringe beweisen, daß aus Sordi Lire werden — das große Haus, vor dem sie sitzt, ist ihr eigen.

Da ist eine andere Garküche mit einer ganzen Ausstellung großer Kessel voll Bohnen, Kartoffeln, gekochten Stockfischen, Gurken, Kürbissen, Pfeffer, alles schmort und dampft und alles prangt im Kolorit der Pumarole, denn sie würzt jede Speise.

Was ist das für ein Schlagen und Klopfen, das an mein Ohr dringt? Ich trete näher und sehe einen Mann, der auf einem Tische Stücke Teiges mit der flachen Hand in runde Platten schlägt; da werden „Pizze" fabriziert. Die Pizza ist ein Kuchen, der erst durch seine Garnierung Charakter enthält: Geschnittene Pumarole, Käse, kleine Fische, Kräuter — die Auswahl ist groß. Der Käufer sagt, was er an den Kuchen wenden will; zwei Minuten später ist die Pizza in den Ofen geschoben, in weiteren zwei Minuten ist sie gebacken.

Das größte Gedränge aber herrscht, namentlich des Abends, an den Buden der Melonenverkäufer der „Melonari". Der Neapolitaner liebt namentlich die Wassermelone. Der Verkäufer schneidet eine nach der anderen auf seinem Tische mit zwei Schnitten in vier Teile, jedoch so, daß dieselben mit einander verbunden bleiben. Dann hebt er sie empor und zeigt den schönroten Inhalt der gaffenden Menge. Er ruft sie zu einem Franken aus, geht aber selbst auf vier, drei, auch zwei Sordi herunter. Der Käufer nimmt seine Melone und läßt sie in den meisten Fällen von einem Gehilfen des Ausrufers auf einem Nebentische in kleine Stücke hacken und verzehrt sie da. Oft stehen ein Halbdutzend solcher

Meloneneſſer neben einander und jeder vernichtet ſeine Melone in kürzeſter Zeit.

Dieſe Art Handel iſt das maleriſch Schönſte, was man in Neapel ſehen kann. Das flackernde Licht mehrerer fackelartig brennender Petroleumflammen beleuchtet die Grimaſſen des Ausrufers, ſein braunes Geſicht, ſeine blitzenden Augen; wunderſam leuchtet das tiefſte Rot der aufgeſchnittenen Früchte mit den ſchwarzen Kernen und der dunkelgrünen, glänzenden Schale. Und das Publikum, vom Familienvater, der den Seinigen eine Ueberraſchung bereiten will, bis zum halbnackten Jungen, der mit gierigen Augen und offenem Munde daſteht und auf den Moment lauert, bis ihm einer der Eſſer ein Stück zuwirft!

Das nenne ich eine Schule für Maler! An ſolchen Orten ſtudierten Murillo und Velazquez und alle die großen Koloriſten und Genremaler des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts.

Unſere modernen Akademiker haben das freilich nicht nötig. Ihre Welt iſt der Lehrſaal, ihr Volk der Gliedermann. Sie verhalten ſich zu den urwüchſigen Künſtlern der alten Zeiten wie die modernen eleganten Reiſenden zum Wanderer mit Brotſack und Pilgerſtab. Wenn Rembrandt und Callot, Adriaen Brouwer und Jan Steen wieder erſtänden, ſie würden ohne Zweifel unſere künſtleriſchen Hochſchulen weit linksab liegen laſſen und dahin eilen, wo noch maleriſches Volksleben exiſtiert. Brouwer und Steen fänden hier ihre Zecher, die vergnügt das Glas an die Lippen ſetzen, der Welt und ihrer Sorgen vergeſſen, Teniers ſeine Kartenſpieler, Oſtade ſeine Straßenmuſikanten und ihr zerlumptes Publikum, Callot ſeine Bettler, Rembrandt das originelle Geſindel, das ſich um ſeinen triumphierenden Mardochäus drängt, die Krüppel und die Wißbegierigen, die ſich auf ſeinem „Hundertguldenblatt“ um den Nazarener ſammeln.

Neapel war nicht umſonſt die Wiege einer berühmten Malerſchule. Hier haben Ribera, Luca Giordano und Salvatore Roſa eine Unzahl Werke geſchaffen. In Neapel

und Venedig, in Antwerpen und Amsterdam blühten am Ende des siebzehnten Jahrhunderts die letzten großen Maler. Die Wiege des Kolorits war Venedig; hier gründete im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Tizian jene große Schule, aus welcher auch die größten Maler Spaniens und der Niederlande mittelbar hervorgegangen sind.

Ist es nicht seltsam, daß die große Malerei in Seestädten entstand, ihre größten Triumphe in ihnen feierte und in ihnen ihre letzten Blüten trieb?

Der Grund ist einfach. In Seestädten malt die Natur, in Landstädten zeichnet sie.

In Seestädten — ich habe dies namentlich hier, in Venedig und Amsterdam beobachtet — erzeugen die Dünste des Wassers einen weichen Duft, der dem Himmel und der Erde, der See und den Schiffen, den Gebäuden in Nähe und Ferne das verleiht, was die Maler „Ton" nennen, jene sanfte Verklärung und wohlthuende Dämpfung der einzelnen Farben, die unter dem Einflusse dieses Duftes sich in milder Harmonie vereinigen, wobei jede für sich tief und kräftig bleibt, das Auge aber fortwährend jene wohlthuende Empfindung hat, die dem Ohr beim Anhören eines schönen Orchesterakkordes wird, wenn in demselben der Anteil der einzelnen Instrumente richtig abgewogen ist. Das Auge schwelgt, ohne daß der Geist sich davon Rechenschaft gäbe, in dem, was die Maler „Ton, Harmonie, Stimmung" nennen.

Am reizendsten, am reichsten ist dieser Effekt in Venedig, wo die Strahlen der Sonne fast nichts anderes als edlen Marmor aller Arten treffen, der durch den Einfluß der Jahrhunderte eine überaus tiefe und feine Färbung angenommen.

So wurde Venedig die Wiege Canalettos, des größten aller Architekturmaler.

Minder glühend und tief als in Neapel und Venedig, aber doch durch den Einfluß der See verklärt und mit Duft umhüllt, erscheinen die malerischen Häuserreihen von Rotterdam und Amsterdam. Ganz Holland ist heute wie im siebzehnten Jahrhundert in jenen zauberischen Duft ge-

hüllt, den die van Goyen und Cuyp, die Ruysdael, van der Neer und so viele andere verewigt haben.

Ein Maler sollte stets in einer Seestadt geboren werden. Denn zu seiner Ausbildung gehört vor allem auch ein Fischmarkt. Welche Fülle frischer, leuchtender Farben, origineller Formen und zappelnden Lebens! Wer kennt nicht die Gemälde von Snyders, van Es und andern, die nicht müde wurden, den unerschöpflichen Reichtum der See auf Holz und Leinwand zu bringen? Wenn van Es ein besonders schöner Fischmarkt geglückt war mit zappelnden Aalen, Hummern und Krabben aller Art, dann bat er wohl den gewaltigen Jordaens, ihm einen wettergebräunten Fischer und ein paar feilschende Käufer dazu zu malen. Das Beispiel davon kann man in einem der schönsten Gemälde des Wiener Belvedere sehen.

Also auf nach Neapel, Ihr Maler, nach Neapel! Hier habt Ihr eine Stadt, voll phantastischer Originalität im Detail, voll Schwung und Anmut in den großen Linien. Beobachtet das Volk und lernt aus seinen tausend Geberden, wie man Figuren in Bildern sprechen macht!

Um das Leben hier braucht Euch nicht bange zu sein. Wer in Neapel Bescheid weiß, kann sich für einen Franken den größten Rausch seines Lebens antrinken und zwar in edlem Sizilianer Wein, von dem der Liter für fünfzig Centimes verkauft wird. Das Volk trinkt Wein zu vier Sous per Liter, es ist aber so mäßig, daß man nie einen Berauschten sieht.

Ich habe hier einen speziellen Geschäftsfreund, einen ernsten, schweigsamen Sizilianer, mit dem ich nur in Geberden spreche. Wenn ich ihn, was ziemlich oft geschieht, besuche, so nicke ich nur mit dem Kopfe, worauf er sofort verschwindet, um mit einer Flasche in der Hand zu erscheinen, die er mit einem Glase daneben vor mich hinstellt. Die Flasche enthält ein gar süßes, feuriges und berühmtes Naß. Wenn ich davon trinke und das süße Feuer in meinen Adern fühle, denke ich stets an den armen Herzog von Clarence, der in diesem süßen Feuer seinen Tod gefunden.

In der Flasche ist echter Malvasier.

Armer Clarence! Wer kennt nicht den furchtbaren Traum, den du deinem Kerkermeister erzählst? Und wie beweglich du um dein Leben bittest! Und doch war dein Tod von einer aristokratischen Schönheit und du wärest vielleicht längst vergessen, wäre nicht ein ganzes Faß des edelsten Weines dein Grab geworden!

Sollte mir das Geld ausgehen, so bin ich entschlossen, Mönch zu werden. Ich sehe diese Herren hier auf meinen Spaziergängen beständig hin- und hergehen, einen mächtigen Korb am Arme. Sie gehen von Bude zu Bude — da giebt es ein Stück Brot, dort Käse, hier eine Pumarola, dort eine Handvoll Pflaumen oder Birnen, hier ein Ei, dort ein Fisch, so daß der Korb im Nu gefüllt ist. Tritt der Mönch bei einem besonderen Gönner ein, so eröffnet er die Verhandlung mit dem Angebot einer Prise.

Glückliche Bettelmönche. Während ich, oft sehr gegen meinen Willen, arbeiten und mein sauer erworbenes Geld für Beefsteaks, Malvasier und dergleichen Lebensbedürfnisse bar ausgeben muß, sammelt der Frate im Spazierengehen körbeweise die guten Dinge dieser Welt. Es heißt, daß die Bettelorden aufgehoben sind, in praxi aber blühen und gedeihen sie. Es heißt auch, daß die Frati den Töchtern des Landes gewogen sind; in diesem Punkte beneide ich sie weniger, denn mir gefallen die Neapolitanerinnen nicht. Mir kommen sie, wenn sie jung sind, klein und unansehnlich, und wenn älter, fett und ungestalt vor. Auch sehe ich sie in einem fort zu zweien und dreien unter den Hausthüren sitzen, mit Kämmen und andern unbeschreiblichen Hantierungen beschäftigt, die mit dem Kämmen zusammenhängen ....

Auf dem Toledo, wo die elegante Welt promeniert, sieht man freilich manch' schönes Figürchen, manchen feinen, lebhaften Kopf. Ich bin aber, was Gestalten betrifft, von Rom her verwöhnt. Dort sind die Junos zu Hause. Die römische Dame ist das stattlichste, majestätischste Weib der Welt. Was die Farbe anbelangt, so bin ich einmal für die Blonden eingenommen, und damit steht es in ganz Italien verteufelt

schlimm. In Venedig geht's noch, da findet man noch Gestalten, die an die göttlichen Blonden Palmas und Tizians erinnern. Wie oft beneide ich Don Juan um seine ungeheure Objektivität in diesem Genre. Man denke an den Bericht Leporellos, und man wird finden, daß sein Gebieter im Gebiete der Schürzen von der größtmöglichsten Vorurteilslosigkeit war.

Ich halte es für mein Teil mit dem schönen Kapitän Phoebus de Chateaupers in V. Hugos Notre-Dame und denke mit ihm: Comment peut-on aimer autre chose qu'une blanche?

Ich habe für mich das Urteil der größten Maler. Giorgione, Palma, Tizian, Bordone malten nur Blonde. Wenn Philipp II. ermüdet vom Unterschreiben von Todesurteilen um sich blickte, so traf sein Blick jene wunderbaren, weißen, duftigen Leiber jener Danaën und Venusse, welche der königliche Maler Venedigs für seine allerchristlichste Majestät gefertigt hatte. Das Vergnügen war dem vielgeplagten Monarchen wahrlich zu gönnen.

Mein Ideal ist blond. Können Sie sich Ophelia als blond denken?

In London war ich in meinem Element. Meine Hausfrau, ein schönes junges Weib, hatte die schönsten hellblonden Haare von der Welt und sechs hellblonde Knaben. Noch denke ich an Mary, den dienstbaren Geist des Hauses, ein siebzehnjähriges Mägdlein, ein Gesichtchen frisch wie eine Rose, und abermals wunderbares blondes Haar. Wie süß klang es des Morgens, wenn sie mir die „Daily News" brachte: The paper Sir! Und dann kam sie wieder: Breakfast is ready, Sir! Ich erfuhr später, daß sie mit einem Soldaten durchgegangen, und bedauerte sehr meine musterhafte stoische Haltung, die ich im harten Kampfe mit dem Satan der kleinen Mary gegenüber bewahrt hatte!

V.

Die Madonna, Urteil einer Autorität über sie. Von ihr gewirkte Wunder. Ein Fest der Madonna del Carmine. Telegramme und Briefe der Madonna.

Neapel, 20. Juli 18 . .

Wir haben eine große Festwoche hinter uns. Neapel hat das Fest der Madonna del Carmine gefeiert. Unter den fünfhundert Madonnen Neapels ist diese die mächtigste, einflußreichste, gefeiertste. Der bornierte, stockbigotte und felsenfest bourbonische Adel fährt bei ihr in Kutschen vor; das Volk wandelt barfuß zu ihrem Bilde, welches eine Unzahl Wunder gewirkt hat und noch immer wirkt. Kein Neapolitaner, der sich einigermaßen respektiert, vertraut sich den Gefahren des Landes und der See, ohne ein geweihtes Bild dieser Madonna auf der Brust zu tragen. Der heilige Januarius, dessen Blut jährlich zweimal fließen wird, und die Madonna del Carmine beschützen Neapel vor Unglück aller Art. Ohne die Fürbitten der beiden hätte der Vesuv längst ein zweites Pompeji aus der Stadt gemacht.

Ist eine gar große, schöne und mächtige Dame, die Madonna del Carmine, sagt ein an Ort und Stelle verkauftes Büchlein. Nach derselben Quelle hatte Gott viele Jahrhunderte, bevor er das Universum erschuf, schon die Absicht, diese Jungfrau zu erschaffen. „Welches Glück ist es für die Menschen, diese große Dame als Mutter zu besitzen, die Mutter Gottes und Königin Himmels und der Erde!“ Wer ihr Bild auf der Brust trägt, ist nach einer Verfügung Papst Honorius III. vom Fegefeuer frei und ist ihm garantiert, daß ihm in der Stunde des Todes die Madonna in Person Beistand leisten wird.

Das Büchlein führt auch viele von der Madonna gewirkte Wunder an. Recht hübsch ist das folgende: Ein frommer Edelmann hatte die Gewohnheit, alle Nacht sich von dem Lager zu erheben, das er mit seiner geliebten Ehegesponsin

teilte, und in eine Kapelle zu schleichen, wo er vor einem Madonnenbilde seiner glühenden Andacht Luft machte. Sein ehelich Gemahl schöpfte Verdacht und fragte ihn endlich geradezu, ob er außer ihr irgend ein weibliches Wesen liebe. O ja, sagte der fromme Mann, ich kenne eine Dame, die ich über alles liebe und für die ich stündlich sterben könnte. Das war Oel ins Feuer der Eifersucht — als der fromme Mann wieder einmal das eheliche Lager verlassen hatte, um ein Stündchen zu beten, fand er die Frau bei seiner Rückkehr mausetot — sie hatte sich aus Eifersucht den Hals abgeschnitten. Was thut der fromme Mann? Er stürzt in seine Kapelle und betet und weint der Madonna so herzbrechend vor, daß diese nicht umhin kann, ihm seine Frau sofort wieder zurückzugeben!

Einer heiligen Nonne zeigte dieselbe Madonna das Christkind in einem Becken in Stücke zerschnitten. So behandeln die Sünder mein Kind, sagte Maria, bete, damit sie sich bekehren!

Im vorigen Herbste sah ich in einer der hiesigen Kirchen ein tolles Schauspiel. Ein feister Franziskaner predigte von der Madonna; ihm gegenüber, durch einen purpurnen Vorhang verhüllt, stand die Statue der Jungfrau. „Wollt Ihr sie also wirklich sehen, die schöne, die süße, die gebenedeite Mutter Gottes?“ rief er mit leidenschaftlicher Geberde seinem Auditorium zu, „o so betet recht inbrünstig, komm, komm, du Schöne, du Königin, du Mutter Gottes, komm, komm, zeige dich deinen Kindern.“ Der Vorhang fällt und man erblickt die Statue der Jungfrau, über und über in Seide, Sammet, Gold und Spitzen gehüllt, eine immense Krone auf dem Kopfe.

Komm, komm, schreit der Pfaffe wie verrückt, und die Gläubigen brechen in Rufe aus: Oh come sei bella, oh bellissima Madonna, oh bella Madre . . . der Jubel steigt zu wahrer Raserei, als die Madonna, durch unter ihr verborgene Männer in Bewegung gesetzt, wie betrunken heranschwankt, auf die Kanzel zukommt und sich endlich neben ihr in Ruhe setzt. Das Volk wirft Blumen in die Luft, läßt Vögel fliegen, die wie toll zwischen den Lichtern herumflattern . . .

Das Fest der Madonna del Carmine ist auf den 16. Juli festgesetzt, ein denkwürdiger Tag in der Geschichte Neapels, denn am 16. Juli 1647 wurde in dem Kreuzgange des Klosters derselben Kirche Masaniello von vier Verrätern erschossen. Auf dem Platze vor der Kirche fiel das blonde Haupt Konradins, in der Kirche steht seine Statue — was geht das die Neapolitaner an, ich glaube, daß kaum einer der hunderttausendköpfigen Menge an die Geschichte seiner Stadt denkt, sie wohl kaum kennt. Die Hauptsache ist das Fest. Die Pfaffen hatten sich diesmal unglaubliche Mühe gegeben, es so glänzend als möglich einzurichten, denn die Wahlen für Gemeinde- und Provinzrat stehen vor der Thür und eine Ordre aus dem Vatikan hat allen Katholiken Italiens befohlen, von nun an an die Urnen zu eilen. Es galt zu zeigen, welche „Feste“ der Klerus zu bereiten wisse; die „Farine“ werden mittelst der klerikalen Administration in Aussicht gestellt, und die „Forche“ werden nicht fehlen, wenn erst die Bourbonen wieder da sind. Hunderttausend Franken wurden durch Sammlungen zusammen gebracht und in acht Tagen auch richtig verpufft.

Eine Woche hindurch brannte die Fassade der Kirche in tausend Gasflammen, welche den Linien ihrer Architektur folgten. Der Turm schimmerte von tausend verschiedenfarbigen Lämpchen, eine Allee eiserner Bäume mit Blättern aus Gasflammen führte zum flammenden Portal. Rosenkranz- und Amulettenhändler, tausend fliegende Küchen, hunderttausend Menschen, davon die größte Anzahl mit kleinen Pfeifchen im Munde, mit denen sie den Gesang der Vögel nachahmten: alles zusammen machte auf dem grell beleuchteten Platze halb den Eindruck eines lärmenden Frühlingsfestes, halb den eines Tollhauses.

Das eigentliche Fest war aber das große Feuerwerk, das wegen eingetretenem Regen anstatt Sonntag am Montag (19. Juli) abgebrannt wurde. Die Neapolitaner sind die ersten Feuerwerker der Welt. Jeder versteht sich darauf, kleine Jungen brennen überall Schwärmer und Raketen ab. Das Feuerwerk wurde am Meeresstrand in Scene gesetzt;

derselbe dehnt sich hundert Schritt von der Kirche im breiten Bogen hin. Mit welchem Interesse drängten sich den ganzen Tag über die Kinder der Madonna um die Vorbereitungen zu diesem Fest der Feste. Jeder legte mit Hand an, die Gerüste aufzubauen und die Zündschnüre, Röhrchen, Röhren und Kugeln kunstgemäß zu verteilen. Alle Welt drängte sich heran, die brennenden Cigarren im Munde — ich wundere mich noch, daß die ganze Pastete nicht hundertmal vor der Zeit losging.

Endlich nahte der Abend heran. Fast die ganze Häuserfront an der See war reich illuminiert, besonders schön das Haus eines Senators und das eines Deputierten des Reiches, denn auch unter unseren Gesetzgebern sind die Kinder der Madonna sehr zahlreich. Auch im Illuminieren sind die Neapolitaner Meister; man kann sich nichts Zauberhafteres denken, als diese aus Lichtern gebildeten Guirlanden, Blumen, Kronen und Arabesken aller Art, mit denen die Straßen überspannt sind.

Hunderttausend Menschen drängen sich am Strande auf und nieder, der ersten Rakete gewärtig. Indessen bevölkert sich auch die See mit Neugierigen. Der Mond geht über den Bergen von Castellamare ruhig und friedlich auf und gießt sein sanftes Licht in breitem Strome auf die vom leichten Atem Zephyrs unmerklich bewegte See. Die erhabene Silhouette des Vesuv scheint unmittelbar aus den Gewässern aufzusteigen und Hunderte von Barken, mit farbigen Lampions behängt, weben um den gigantischen Fuß des Berges eine anmutige Guirlande aus Gold und Blumen. Endlich, halb zehn Uhr, wird das Signal gegeben, die erste Rakete zischt zu den Sternen empor und löst sich, im Wettstreit mit dem reichen Schmucke des Himmels, selbst in einen Regen farbiger Sterne. Ihr folgt eine zweite, dritte, und bald brennt die erste Front.

Es schien mir, daß ich die Farben eines Feuerwerkes nie so hell, nie so glänzend gesehen, wie an diesem Abend. Die Ursache liegt vielleicht an der Einwirkung der Seeluft auf die Lichtbrechung, oder vielleicht präparieren die Neapoli-

taner ihre Raketen aus besonders gutem Material; Thatsache ist es, daß ich diese fliegenden Tausende von Smaragden und Rubinen nie so strahlend gesehen.

Zuerst brennt eine Front mit Engeln, dann eine mit einem Neptunus mit Dreizack, dann die Madonna selbst. Dazwischen eine ewige Kanonade von stark geladenen Kanonenschlägen, die hier sehr beliebt sind, zahllose Feuerräder, Girandolen u. s. w. Das Zischen und Krachen dauerte über anderthalb Stunden.

Die Madonna kann zufrieden sein.

Es fehlte nichts als ein Telegramm der heiligen Jungfrau an die Festordner, etwa so:

„Himmel, abends 11 Uhr 10 Minuten. An meine versammelten Kinder. Recht brav, liebe Kinder! Das nächste Mal noch mehr krachen! Auch mein Sohn und St. Josef sind recht zufrieden gewesen!

Die Mutter Gottes."

Ich bin fest überzeugt, daß den Neapolitanern ein solches Telegramm weiß gemacht werden könnte. Glauben sie nicht an das Flüssigwerden des Blutes des heiligen Januarius? Zeigt man nicht in Messina einen eigenhändigen Brief der Madonna?

VI.

Der geistige Umwandauf der größten Stadt Italiens. Der Adel. Zeitungswesen. Die Wohnungen der Armen, die fondachi. Ein Abend auf dem Campo santo vecchio.

Neapel, Ende Juli 18 . .

Die Neapolitaner sind einmal das auserwählte Volk der Madonna.

Wie Jehovah die Juden schirmte und schützte, so schirmt und schützt die Madonna Neapel.

Es giebt hier Madonnen aller Art. Es giebt eine Madonna bei Carcioffoli (Artischocken-Madonna), eine Madonna delle Mosche (Fliegen-Madonna).

Die wichtigste ist aber die Madonna del Carmine. Ihr zu Liebe fastet der Neapolitaner am Mittwoch, und ist es auch denkbar, daß er sich an einem Freitag oder Samstag zum Fleischessen verleiten ließe, den Mittwoch hält er bestimmt.

Und wie innig er zu seiner Madonna betet, wie er da durchaus keinen Spaß versteht. Eine Mailänderin erzählte mir, daß sie in der Kirche del Carmine an einem heißen Tage Messe hörte.

Es war sehr heiß, sie wollte sich Luft zufächeln und setzte ihren Fächer in Bewegung. Sofort tritt ein Mann auf sie zu und sagt ihr, daß das in der Kirche nicht erlaubt sei. Die fromme Dame mußte sich entschließen, den Rest der Messe im Schweiße ihres Angesichtes zu hören.

Die Madonna und ihr Kultus sind der geistige „Um und auf“ des Neapolitaners. Zeitungen liest er keine, schon aus dem Grunde, weil er nicht lesen kann.

Die wenigsten Adeligen können orthographisch schreiben. Sie dienen aber der Madonna und warten auf die Ankunft des bourbonischen Messias. Ein alter Major, der Flügeladjutant Franz II. gewesen, sagte mir allen Ernstes, daß er demnächst die Landung einiger Tausend Bayern in Sizilien erwarte. Dieselben kommen, um das Unglück der Gemahlin Franz II., bekanntlich einer bayerischen Prinzessin, zu rächen und „Francis chiello“ wieder auf den Thron seiner Väter zu setzen. So nennen die neapolitanischen dames de halles den entthronten König.

Nur der „Toledo“, die berühmte Hauptstraße Neapels, treibt ein wenig Politik. Der Höhepunkt des politischen Lebens dieser Straße ist der Moment der Ausgabe des „Pungolo“ (zu deutsch: Stachel), des einflußreichsten der Journale Neapels.

„O' Pung'!“ . . . tönt es abends zehn Uhr den Toledo (jetzt Via Roma) entlang, wie ganz Rom um drei Uhr nachmittags von dem Rufe „La Capitale!“ widerhallt.

Der „Pungolo“ ist Oppositionsblatt. In ganz Süditalien ist nur die oppositionelle Presse von Einfluß. Die bourbonische Partei kann entweder nicht lesen oder liest nicht,

versteht sich aus Prinzip. Selbst die übrigens fast nur von Beamten gelesenen offiziellen Blätter Neapels und Palermos sind selbständiger in ihrer Haltung, wie die offizielle Presse Roms, in welcher die „Opinione“ die Rolle des Professors und Diplomaten, die „Libertà“ die des Lakaien, und „Fanfulla“ die des Hofnarren spielt.

Der „Pungolo“ ist leidlich redigiert. Er ist kräftiger gefärbt als der römische „Diritto“, der sich das Organ der italienischen Demokratie nennt, aber zu häufig die Handschuhe anbehält. Der „Pungolo“ ist aber gemäßigter, als die in Hemdärmeln wütende „Capitale“.

Neben dem „Pungolo“ hat den größten Einfluß das Journal „Roma“, das nachmittags um drei Uhr erscheint. Für die „Roma“ schreibt der Oppositionsdeputierte Lazzaro, für den „Pungolo“ der dito Asproni, ein radikaler und von allen Parteien geachteter Deputierter, der früher Kanonikus war und daher noch immer den heiligen Augustinus citiert. Er schreibt täglich eine „Lettera di Roma“ für den „Pungolo“ und ich glaube nicht zu irren, wenn ich diese römische Korrespondenz wenigstens der Gesinnung nach als die beste bezeichne, die irgend ein italienisches Blatt aus der Hauptstadt erhält. Nur citiert der sehr gelehrte Asproni zu viel Tacitus, Demosthenes und S. Augustin; das giebt seinen Briefen oft etwas gelehrt Schleppendes.*)

Der Kutscher, der mich gestern bat, ihm die Nummer der Droschke zu lesen, deren Räder er wusch, liest weder den „Pungolo“ noch die „Roma“.

---

*) Anmerkung vom 24. Juni 1876: Seither haben sich die Verhältnisse vielfach geändert. Die Opposition hat am 18. März die Partei gestürzt, welche fünfzehn Jahre lang das Staatsruder in Händen gehabt. Die Oppositionsblätter „Pungolo“ und „Roma“ sind daher ministeriell geworden. Der gute Asproni ist seither in Rom, im Frühling dieses Jahres, heimgegangen. Er starb, nachdem er seinem Freunde Nicotera in ergreifender Weise das Wohl der Insel Sardinien ans Herz gelegt, denn er vertrat sie als Deputierter von Nuoro. Die Trauer um den ehrlichen Mann war allgemein, und seine Freunde im liberalen Kabinett, Mancini voran, setzten es durch, daß die Kammer drei Tage lang dem Toten zu Ehren Trauer trug, d. h. den Sitz des Präsidenten schwarz verhüllte.

Auch in den „Fondachi“ werden keine Zeitungen gelesen.

Was ein „Fondaco“ ist?

Stellen Sie sich einen schmutzigen, kleinen Hof vor, in welchen vier, fünf, auch sechs und sieben Thüren münden. Diese Thüren führen in fensterlose Kammern. In diesen Kammern gewahrt man zunächst eine Lithographie der Madonna del Carmine an die Wand geklebt; einen oder zwei lebensmüde Stühle; ein Bett aus Strohmatten, oder gar nur eine Partie halbverfaultes Stroh in einer Ecke.

In diesen Höhlen, aus denen ein furchtbarer Geruch dringt, wohnen zwei, drei bis vier Familien zusammen und bezahlen drei, vier bis fünf Franken monatliche Miete. Sie drängen sich um mich, diese nackten Kinder mit bleichen Gesichtern, magern Armen und Beinen und aufgeschwollenen Leibern. Väter und Mütter kommen heran. Es ging ihnen einst besser. Aber die Zeiten sind so schlecht. Wenn der Vater Arbeit findet — und oft findet er keine — so verdient er eine Lira oder etwas darüber per Tag. Die Mutter ist Spagara (Seilerin) und verdient drei bis vier Sordi per Tag. Das ist viel, denn gar viele, welche die Netze für die Fischer stricken, bringen es nur auf dreizehn Centimes per Tag!

Dreizehn Centimes!

Die Familie speist einmal täglich. War der Verdienst schlecht, so giebt es zwei Maiskolben per Kopf. War er gut, ist ein ganzer Franken im Hause, dann wird ein splendides Mahl angerichtet. Ein Kilo „Pumarole“ und ein Kilo Maccaroni wird angeschafft, das kostet zusammen etwa sechzig Centimes. Die Pumarole werden zerschnitten und in einer Pfanne geröstet, während die Maccaroni im Wasser kochen. Sind sie gar, so werden sie in eine Schüssel gethan und die duftende rote Brühe darüber gegossen. Ein Sou geriebenen Käses verleiht der Herrlichkeit die höchste Würze.

In diesen Höhlen rekrutierte sich die Kamorra, in ihnen wirbt die Prostitution. Die Kamorra — eine besondere Art verbrecherischer Association, von der wir später handeln

werden — ist ziemlich unschädlich gemacht, fast alle ihre Chefs denken auf fernen Inseln über ihr vergangenes Leben nach. Grenzenloses Elend und beispiellos wuchernde Prostitution sind geblieben. Was nicht hübsch und jung genug ist, sich selbst zu Markte zu tragen, legt sich aufs Kuppeln. Die Gefängnisse können die Zahl der Gefangenen nicht mehr fassen.

Vor Porta Capuana ist ein solches Gefängnis. Alle Nachmittage drängt sich die Menge an ein Fensterchen, neben dem einer der Schergen steht. Die armen Leute haben kleine Körbe, Bündel und dergleichen in den Händen. In dem Fensterchen dreht sich eine eiserne Scheibe, der Soldat schiebt Briefe (auf offene Zettel geschrieben), Kleider und Eßwaren in die Oeffnung, indem er laut die Nummer des Gefangenen ruft.

Eine bucklige Alte bittet mich, ihren Zettel zu lesen. Sie will wissen, ob sie richtig bedient wurde. Ich lese ihr das Verzeichnis der Sachen vor, die sie ihrem Mann schickt, bis zur Unterschrift: „La tua carissima moglie.“

Ich lese laut. Die Menge blickt bei dem „carissima moglie“ auf den buckligen Zwerg neben mir und bricht in lautes Gelächter aus.

Sie lachen, singen und scherzen auch an der Pforte des Kerkers, diese Kinder einer heißen Sonne und der Madonna.

Zehn Minuten weit vom Gefängnis ist der „Campo santo vecchio“, der alte Friedhof. Der Weg steigt, bei Feigen- und Weingärten vorbei, sanft empor. Das Auge gleitet über die wunderbare Landschaft. Es ist Abend, die Sonne neigt sich zum Untergang, immer tiefer wird das Blau der See, immer tiefer die Farbenglut in den Dörfern am Fuß des Vesuv, von dessen Haupte der Rauch wie von einem Altar zum Firmament emporschwebt.

Wir sind angelangt. Hier ist die Ruhestätte der Armen, die nichts anderes ist, als ein monumentaler Düngerhaufen, auf welchen die tägliche Ernte aus den Fondachi, den Spitälern und Gefängnissen geworfen wird. Ein großer,

viereckiger, von einer hohen Mauer umgebener, mit großen Quadern gepflasterter Hof.

In diesen Quadern sind 366 Platten eingelassen; jede hat eine Nummer und deckt eine Gruft, in welche die Toten des betreffenden Tages ohne Sarg versenkt werden.

Es ist sechs Uhr. Um sieben Uhr abends findet das Begräbnis statt. In achtzehn Nischen der Mauer sind achtzehn grün angestrichene Kasten angebracht. In diese werden die Särge, groß und klein, wie sie ankommen, geschoben. Diese Särge sind alle mit beweglichem Deckel versehen.

Man bringt Tote, groß und klein. Auf thun sich die Kasten und nehmen die häßlichen, rohen Truhen auf. Manche der stillen Besucher kommen selbst in goldenen Kutschen angefahren, denn die Prunksucht der Neapolitaner ist so groß, daß das Letzte ins Leihhaus wandert, damit der Tote im Galawagen anfahren könne.

In der Kapelle des Friedhofes herrscht indessen ein endloses Geplärre, alles zu Ehren der Madonna und der Heiligen. Auf dem Friedhofe sind allerlei Gruppen. Da ein halb Dutzend spielender Kinder, dort in einer Ecke eine Gruppe Frauen, die den Rosenkranz beten.

Eine ärmlich gekleidete Frau hält sich ganz allein. Sie geht zuerst zum Stein Nr. 310. Sie kniet nieder, legt die Stirne auf die kalte Platte mit der Nummer und weint und schluchzt. Horch! Sie spricht mit ihrem Kinde, das unter dem Stein schläft, inmitten von Hunderten modernder Gerippe.

Sie weint und ruft ihren toten Engel mit tausend süßen Namen.

Endlich steht sie auf. Sie geht zu Nr. 225. Auch unter diesem Stein schläft eines ihrer Kinder.

Dieselbe Scene. Die in den Stein gemeißelte Nummer 225 ist feucht von ihren Thränen, als sie sich endlich erhebt.

Endlich ist das Gesinge in der Kapelle zu Ende.

Die Sonne ist hinunter, das ist der Augenblick des Begräbnisses.

Ein Glöcklein tönt vom Turme der Kapelle in die stille Abendluft, gellend und klagend.

Alles läuft zu dem Steine Nr. 188. Ich lese die Nummer für ein Halbdutzend Leidtragende. Ein Hebebaum wird herbeigebracht, um die Platte zu lüften. Indessen bringen die Diener die Toten herbei, jeder trägt einen großen Sarg auf dem Kopfe. Die kleinen Särge werden meist von den Eltern selbst getragen.

Die Platte ist gehoben. Dumpfer Modergeruch erfüllt die Luft.

Der Priester segnet die zusammengestellten Särge, und die „Expedition" beginnt.

Es ist ein schauderhafter Anblick, den ich nie vergessen werde, dieses Hinabwerfen der Leichen in die Grube. Ein Mann faßt den Toten bei den Schultern, der andere bei den Füßen, sie heben ihn aus dem Sarge und lassen ihn in die Grube fallen.

Willenlos schwanken die Glieder des Toten hin und her, der Kopf fällt nach der Seite.

Zärtliche Eltern binden die kleinen Leichen ihrer Kinder an Bindfaden und lassen sie so in die Grube hinab, damit der teuren Hülle auch im Tode nicht Weh geschehe.

Ein Vater kommt mit seinem toten Töchterchen heran.

Er hält das Kind in seinen Armen, das bläuliche Köpfchen mit den gebrochenen Augen ruht auf der Schulter des bleichen Mannes, der seinen Schmerz zu beherrschen sucht.

Die Mutter weint laut, drängt sich an ihren Mann und küßt nochmals die wachsbleiche Wange des Kindes.

Ein schmutziger barfüßiger Junge küßt schreiend dem Kinde die Füße, die schlaff an der Seite des Vaters hernieder hängen.

Sie begraben ihm sein totes Schwesterchen.

Die Frau, die ich an zwei Steinen weinen sah, legt geschäftig Hand an bei der Bestattung der dreißig oder vierzig Leichen. Sie weint nicht mehr. Sie scheint ganz in ihrem Element zu sein, der fremde Schmerz läßt den eigenen kleiner erscheinen. Das armselige Weib scheint ordentlich heroisch verklärt, wie sie unter Leichen und Trauernden geschäftig umhergeht. Sie hat Bindfaden für alle Welt, ein Trostwort für jeden Klagenden.

O Elend der großen Städte! Wie sie dich wissenschaftlich untersuchen, über dich in der Kammer und in den Zeitungen ein Langes und Breites reden, wie sie dich in dicken Büchern statistisch beschreiben, und du hungerst und frierst ruhig weiter, und wimmerst geduldig im Hospital auf deinem Strohsack, bis sie dich unter den Stein mit deiner Nummer legen. Da bist du, was du dein ganzes Leben warst! Eine Zahl, statistisches Material, eine Ziffer, die unter der Masse der „interessanten Daten" im Archive modert, so wie du unter dem Steine moderst. Pax tecum.

VII.

Der Spaziergänger unternimmt seinen ersten Ausflug; er reist über Sorrent nach Pompeji. Er quartiert sich in Pompeji ein und beschreibt zunächst, wie er in einer gewöhnlichen Fischerbarke von Neapel nach Sorrent gefahren.

Pompeji, 3. August 18 . .

Ich schreibe diese Zeilen in einem der merkwürdigsten Zimmer dieser Welt. Vor meinen Augen liegt das Panorama von Pompeji, dieses Wahrheit gewordene Märchen, das nach achtzehn Jahrhunderten tiefen Schlummers zum Leben wieder erweckte Dornröschen der antiken Welt, das Bild der Tage Virgils und Ciceros, dem kundigen Auge in tausend Säulen, Gemälden und Inschriften erzählt. Ueber den grauen Trümmern der antiken Stadt erhebt sich majestätisch die grandiose Silhouette des Vesuv. Es ist Abend, und die ganze Masse des Berges erscheint durchsichtig violett, wie aus dunklem Amethyst gebildet. Aus seinem stolzen Haupte erhebt sich eine lichte Wolke, säulenförmig strebt sie empor und breitet sich weiter oben aus, der Krone eines Baumes vergleichbar, ganz so, wie sie der jüngere Plinius am Tage des berühmten, von ihm beschriebenen Ausbruches (24. August des Jahres 79) beobachtete.

Doch ich muß ja erzählen, wie ich nach Pompeji gekommen.

Wäre ich einer jener Dutzend-Touristen, wie man sie allüberall in der Welt mit den roten Büchern herumlaufen sieht, so wäre ich einfach per Omnibus zum Bahnhofe und von da über Portici und Torre del Greco nach der alten Wunderstadt gefahren.

Aber sei es, daß es mir widerstrebt, per Bahn ins ehrwürdige graue Altertum hineinzudampfen, sei es, daß ich mit dem seligen Rossini überhaupt den Eisenbahnen keineswegs hold bin, da sie den Mord der Postkutschen-Poesie auf dem Gewissen haben — kurz, ich entschloß mich, zunächst in einer Fischerbarke nach Sorrento zu fahren, und von dort per pedes Apostolorum dem Meere entlang nach Pompeji zu wandern.

Die Fischer von Sorrent fahren alle Tage zeitlich morgens nach Neapel. Sie kreuzen den blauen Golf in etwa zwei Stunden, wenn der Wind gut ist, und bringen Früchte, Fische und dergleichen auf den Markt der großen Stadt, deren 500,000 Mäuler alle Tage gefüttert sein wollen, und für welche die Umgebung meilenweit Paradiesäpfel pflanzt und Maccaroni fabriziert.

Es war ein schöner, klarer Tag, als ich mich nach der „Immacolatella“ begab, wie das Volk hier von einer Statue der Jungfrau, welche ihren Giebel ziert, die alte Dogana nennt. Dort ankern die Barken von Sorrent. Die Fischer haben ihre Waren an den Mann gebracht und fahren mittags wieder zurück.

Keinem eleganten Reisenden wird es je einfallen, in einer solchen Barke Platz zu nehmen. Gott behüte! Da kommt ja ein schauerliches Gesindel zusammen. Erstens sind da die Fischer selbst, braune, barfüßige Gesellen, von denen einer nach dem andern das Hemd wechselt, wenn es ihm zu heiß wird; das nasse Hemd wird am Mastbaum aufgehängt.

Zweitens findet sich da eine Menge armen Volkes ein, welches die Gelegenheit zur Ueberfahrt benutzt, fast alle barfüßig, und kleine, halbnackte Kinder. Die Leute bezahlen vier Soldi für die Ueberfahrt. Mir forderte man, als einem

„Signore“, zehn Soldi ab. Da ich sie sofort gutwillig erlegte, erhielt ich einen besonderen Platz am Steuer und ein Kissen aus alten Segeln.

Da saß ich nun mitten unter dem „Gesindel“. Und doch, wie schön war diese Fahrt, kein eleganter Reisender erlebt dergleichen.

Als die Zeit zur Abfahrt da war, wurde unsere Barke aus dem Hafen mit Rudern bugsiert. Vorsichtig schlichen wir unter den schwarzen, glänzenden, geteerten Bäuchen schwerer Kauffahrer weg. Als wir diese passiert hatten — ich atmete mit Wollust Teer- und Salzwassergeruch —, kriegten wir Courage. Ein kleiner brauner Junge klomm wie ein Eichkätzchen am Maste empor, das Segel wurde emporgehißt und wenige Minuten darnach zogen wir pfeilschnell durch die blaue Flut, denn eine frische Brise legte sich in unser seltsam geflicktes Segel und schwellte ihm den Bauch, so daß alsbald das herrliche Panorama der Stadt, gekrönt vom Kastell St. Elmo, sich vor meinen entzückten Blicken ausbreitete.

Das Gesindel machte es sich indessen bequem. Ein altes Mütterchen mit tausend Furchen im Gesicht, wie sie Rembrandt so gerne gemalt, barg den lockigen Kopf ihrer Enkelin im Schoße und deckte zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen ein Tuch über die in der Seligkeit des Kindesschlafes verklärten Züge der Kleinen. Eine Mutter reichte dem Säuglinge die Brust. O wundersam süßes Bild hingebender Liebe, das jede Mutter zum Pelikan der Fabel umschafft, nur im Gesindel findet man dich in seiner ganzen unschuldigen Natürlichkeit. Du verbreitest einen milden Glanz um dich und erhellst das Dunkel der ärmsten Hütte, ja der Schmutz und Staub der Straße erscheinen verklärt, dienen sie der säugenden Bettlerin zum Kissen, wie ich so oft in Neapel gesehen. Wie oft hat des göttlichen Raphael Auge auf dir geruht, Bild der Liebe, verratenes holdes Geheimnis der Vergangenheit, süßes Pfand der Zukunft. Er studiert euch, zappelnde Würmer, wenn ihr, gierig das süße Naß schlürfend, mit dem runden Händchen übermütig die Quelle

der Nahrung tätschelt, während eure rosigen Füßchen sich gegen Himmel strecken. Raphael sah die Welt von Liebe im Blicke der Mutter, er wußte, daß er diesen Himmel in Mund und Auge seiner Madonna zu legen vermöge, darum ließ er den schweren Heiligenschein der alten Schule weg. Aus der Gottesmutter machte er eine göttliche Mutter.

Doch siehe, der kleine Bösewicht versucht jetzt am zarten Busen der jungen Mutter seine ersten zwei Zähne. Die Mutter zuckt, aber sie hört nicht auf zu lächeln und streichelt zur Strafe dem kleinen Unhold das Köpfchen. Genau genommen ist dieser Biß, denkt sie, nur ein neuer Beweis, daß er die Zähnchen wirklich hat, die wir vorgestern mit Jubel begrüßt haben, und in jedem solchen Biß sieht sie eine Wiederholung jener freudigen Botschaft.

So vergilt sie jetzt schon Schmerz mit Liebe. Dies wird stets dein Los sein, junge Mutter.

Indessen tanzen wir über die blauen Wogen dahin, die sich am Bug schäumend brechen. Das Meer ist bewegt, mein Nachbar, ein Städter aus Neapel, lehnt sein Haupt über Bord und stöhnt schwer. Die Fischer essen Wassermelonen.

Das kleine Mädchen schläft, auch die Großmutter nickt.

Der Steuermann brummt ein melancholisches Lied.

Das Bild der Stadt, amphitheatralisch am Golfe aufsteigend, beginnt sich in den blauen Duft der Ferne zu hüllen.

Ich betrachte mir die Barke, ihren schwanken Mast, ihr geflicktes Segel und eine unergründliche, tiefblaue Tiefe, von der wir durch zwei Zoll wurmstichiges Holz getrennt sind.

Wenn ich mich recht erinnere, so sollen die Phönizier die Segelschiffe erfunden haben. Ich glaube, daß mein Professor das behauptete.

Eine solche Barke ist urpoetisch. Ihre Form ist älter als die Ruinen von Pompeji, muß älter sein, denn sie ist so schmucklos und einfach, wie die Sprache der Schrift. Sie ist eines der ehrwürdigsten Sinnbilder menschlicher Kultur.

Sanft gleitet sie dahin, schmiegt sich den Wellen auf- und niederschwebend an, man hört nichts als das Rauschen

am Bug. Man glaubt mit dem Sänger Arion auf einem Delphin zu sitzen und in einem Ozean von Harmonie und Schönheit dahinzuschweben, während ein solcher schwerer Seedampfer nichts anders ist, als ein wahnsinnig gewordenes Hotel, das auf dem festen Lande keine Geschäfte machte, sich aus Verzweiflung ins Meer gestürzt hat und nun von höllischen Dämonen, die in seinem Bauche hausen, von Küste zu Küste gehetzt wird. Da ist wieder der ganze continentale Jammer bei einander. Kellner im Frack, die mir allein schon das Leben verleiden können, darunter natürlich der große Mann, der alle Sprachen spricht und zwischen den eleganten Fremden herumstolziert, wie eine wandelnde Ladenthür, mit english spoken und on parle français in schönen Lettern. Wohin das Auge fällt, nichts als Zeitungen, Bücher, Plaids, Ferngläser, raffiniert gedeckte Tische, Flaschen mit erlogenen Etiquetten, Rechnungen mit doppelter Kreide geschrieben. Alles so verzweifelt elegant, unerträglich anständig, unermeßlich langweilig! Und alles ganz so wie auf dem festen Lande, dessen Zwang, Schminke und Trug einen auf die hohe See verfolgen, wie den Orestes seine Schuld.

Da lobe ich mir meine traute Barke. Der Säugling schläft jetzt. Das kleine Mädchen aber ist erwacht und ißt ein Stückchen Brot und eine Handvoll Früchte, welche Großmütterchen in einem Tuche verwahrt hatte.

Ich denke bald an den Propheten von Nazareth, der in einer solchen Fischerbarke ruhig schlief, indes die Jünger vor dem Sturme zitterten. Bald aber auch gedenke ich jener schönen Welt, welcher durch Christus und seine Fischer der Untergang bereitet wurde. Doch was sehe ich dort über den blauen Wogen schweben? Sollten die heidnischen Götter noch am Leben sein?

Ein seltsam Gefährt zieht über die Wogen. Eine königliche Mannesgestalt mit wallendem Haar und Bart, neben ihm der leuchtende Leib eines göttlichen Weibes, von seinem starken Arm umfangen. Ein gewaltiger Muschelkahn trägt das edle Paar, um sie her treiben pausbackige Tritonen ein tolles Spiel und plätschern Scharen von Delphinen.

Wer ist das Paar? Halt, jetzt erkenne ich es. Der Mann im Kahne hebt die Rechte, in welcher ein mächtiger goldener Dreizack blitzt. Er schwingt ihn hoch in die Luft gegen den Vesuv zu — Neptun grüßt den lahmen Künstler, der drüben im Berge hämmert und schmiedet und gar kunstreiches Geräte für Götter und Helden fertigt . . . .

„Signore, siamo, arrivati,“ sagt der Steuermann, indem er mir auf die Schulter klopfte. Ich hatte ein wenig ausgeschlummert, Neptun, Amphitrite und der Gruß an Vulcan waren Bilder eines gütigen Traumes.

Traum bist du doch selbst, schöne Welt der Hellenen, und nur im Traume dürfen wir dich wiederschauen!

VIII.

Der Spaziergänger gedenkt des edlen Tasso. Der Durst treibt ihn zur Einkehr in eine Schenke, wo er sich häuslich niederläßt.

Pompeji, 4. August 18 . .

Da wären wir also in Sorrento, der Stadt Tassos. Da ist doch kein Fleckchen in diesem Paradiese, das nicht einen berühmten Namen trüge.

Sorrent hat einen der jüngsten berühmten Namen. Drüben in Neapel liegt Virgil begraben, der Sänger des frommen Aeneas.

Hier wurde Tasso geboren, der Sänger des größten der Kreuzfahrer.

Wie schade, daß Tasso nicht hier begraben ist, an dem Orte, dessen Farben und Formen ein unendlicher Wohlklang sind; ihm vermählte sich die Seele des Dichters und so entstand die „Gerusalemme liberata“.

Nun ruht dein müdes Gebein in Rom, edler Sänger, im stillen Kirchlein des Klosters S. Onofrio, das von der Höhe jenseits des Tiber auf die hundert Kuppeln und Türme der ewigen Stadt sinnend niederblickt, ein altes morsches

Klösterlein, ein Bild deiner selbst, armer Torquato, als du sinnend, krank und gebrochen unter deiner Eiche saßest, den Blick bald nach der Ruine des flavischen Amphitheaters, bald nach der Kuppel von St. Peter wendend.

Deine Eiche steht noch, obwohl der Blitz sie schwer geschädigt hat. Ich saß oft unter ihr, deiner wenigen Freuden, deiner vielen Schmerzen gedenkend.

Im Kreuzgange des Klösterleins aber weht dein Geist. Er weht auch in den stillen Gängen des Klosters, er weht in dem armseligen Kämmerlein, wo du den letzten Seufzer aushauchtest und wo sie jetzt deinen Armstuhl, dein Tintenfaß und deine — Totenmaske zeigen. Sie formten dein bleiches Dulderantlitz ab, als dein edler Geist seiner Hülle entflohen war, und so erhielt das Wachs das Gepräge deiner sanften, mild durchgeistigten Züge, deiner feinen Lippen, deines spärlichen, von vielem Grübeln und Studieren frühgebleichten Haares.

Dort hauchtest du zum letzten Male den Namen der schönen Fürstin, die dein unerreichbares Lieb gewesen; du hattest Deine Leonore, Petrarca seine Laura, Dante seine Beatrice. Was für sonderbare Schwärmer seid ihr großen Dichter doch gewesen! Zu euch gesellt sich der greise Michelangelo, der seine Vittoria Colonna wie eine Heilige anbetete und nur einmal sie beinahe geküßt hätte, und das war, als sie im Sarge lag.

Auch das paradiesische Sorrento atmet den Geist Tassos. Ihn nennen die Feigen- und Citronenbäume und das lichtgrüne Gewebe der klimmenden Rebe, wenn sie im Westwind leise rauschen, ihn nennt die rastlose Welle, die, ein Ebenbild der Stanzen des Poeten, majestätisch heranschwillt und in sanftem Gemurmel zurückweicht.

Unendlich viele solcher schönen Stanzen formen das Gedicht Torquatos. Unendlich viele solcher schönen Wellen bilden den zauberischen Golf von Sorrento.

Man sage mir nicht: Meer ist Meer, Wasser ist Wasser. Der Golf von Sorrento ist weder das eine, noch das andere.

Er ist ein Gedicht. So sah das Meer aus, das die Gestade des Paradieses bespülte und das Bild der ersten glücklichen Gatten zurückwarf.

Du hast das Meer gesehen, lieber Leser.

Vielleicht in Ostende? Oder in Scheveningen, oder in Amsterdam, oder in Swinemünde, wohin die Berliner von Stettin über das Haff fahren?

Was Du da gesehen hast, das ist allerdings das Meer. Aber das ist seine greifbare, graue Wirklichkeit. Das Meer von Sorrento verhält sich zu den übrigen Meeren wie die Kunst zum Leben, das Ideal zur Alltäglichkeit.

Es giebt nur einen Punkt in Europa, wo man an Sorrento erinnert wird. Diesen Punkt besitzt die kleine schöne Schweiz.

Als Gott der Herr die Landschaft von Sorrent fertig gemalt hatte, da blieb ihm noch ein Rest Farbe auf der Palette sitzen. Schade um das schöne Ultramarin, sagte er zu sich selbst, faßte es in den Pinsel und setzte ihn da an, wo jetzt Villeneuve liegt. Ein Ruck, und der Genfersee war fertig. Bei Chillon ist er am schönsten und das Wasser am blauesten, denn wo der Pinselstrich anhebt, da sitzt die Farbe am sichersten, das weiß jeder Malerlehrling.

Und als der Herr den See so wohlgeraten fand, da gefiel ihm sein Werk über die Maßen wohl, und er griff nochmals zum Pinsel und schuf die Dent du Midi, den schönstgeformten Berg der Erde.

Dann aber legte der Herr Palette und Pinsel weg und malte keinen Strich mehr an selbigem Tage (Genesis).

Wie alle bibelfesten Gelehrten liebe ich es, die Schrift zu citieren. Doch ich kehre zur Schilderung meiner Wanderung zurück und nehme die chronologische Erzählung wieder auf.

Wir waren also wohlbehalten in unserer Nußschale angelangt. Wir landeten an der „Marina grande“, einer kleinen felsenumgürteten Bucht, wo die Fischerkähne auf dem Strande liegen und wo sie auch Schiffe bauen, angefangen von der Fischerbarke bis zum stattlichen Handelsschiff. Ein

in den Felsen gehauener Weg führt zu dem Städtchen empor, welches ganz auf Felsen gebaut ist, die wohl zweihundert Fuß hoch steil ins Meer abfallen.

Ich war durstig wie ein Jagdhund. Da winkt mir, als ich das Ende der Treppe erreicht, ein lieblicher Willkommen, die Aufschrift „osteria“.

Ich trete durch einen von Weinranken beschatteten Porticus in einen Raum, halb Schenke, halb Küche. Mein Adlerauge erblickt sofort durch die offene Thür einen großen Garten, in welchen ich durch eine abermals aus Weinlaub gebildete Veranda trete. Der Garten erfrischt mein Auge durch eine Fülle tiefen Grüns, aus dem zahllose Citronen goldig leuchten; ich durchschreite ihn und finde zu meinem Entzücken, daß er am Meere liegt. Eine kleine Laube nimmt mich gastlich auf, ich fordere Wein und Wasser und lange mir Citronen vom Baume, um eine Limonade zu improvisieren.

Mit dem mir von Natur eigenen, durch vieles Reisen geschärften, ganz moltkeartigen strategischen Blicke übersehe ich die Situation und frage den Wirt, ob er mir Nachtquartier geben könne, eine Frage, die der Titel osteria nicht a priori löst. Die Frage wird bejaht und ich lasse mich sofort häuslich nieder. Hierauf wird das Inventar des Hauses aufgenommen. Ich finde die Frau des Wirtes — nichts Besonderes, ist wohl früher seine Köchin gewesen. Besser ist die alte weißköpfige Großmutter, die mich sofort mit Excellenza anredet und dem Enkel auf ihrem Schoße so viele Maccaroni in den Mund stopft, daß dem Opfer ihrer Zärtlichkeit die Augen aus dem Kopfe treten. Ferner finde ich einen kleinen possierlichen Hund, den ich sofort auf die Hauskatze hetze — er greift tapfer an, weicht aber bald den Krallen seiner Feindin. Ich finde endlich ein Volk Hühner, einige Tauben. Ich bin zufrieden. Das Inventar giebt ein leidliches Genrebild, das mir bei jedem Glase des hellrötlichen Weines von Massa malerischer vorkommt. Indessen rupft der Wirt ein Huhn und legt es auf den Rost. Bald befinde ich mich in einem normalen Zustande und gedenke des menschlichen Elends mit der gottlosen Gleichgültigkeit des reichen Prassers.

Da sitze ich nun in meiner Laube und sehe hinaus auf die blaue See, die zu meinen Füßen leise gegen den Felsen anrauscht. Links, in duftiger Ferne, liegt das Eiland von Ischia, vor mir Neapel und der Vesuv, der sich hier in einer neuen Form präsentiert. Er raucht ruhig sein Abendpfeifchen. Ich sitze ihm gegenüber und rauche auch. Der Unterschied zwischen uns ist nur, daß er ehrlichen, unverfälschten Schwefel raucht, während ich mir über den Inhalt meiner königlich italienischen Cigarre vergebens den Kopf zerbreche.

Wie immer, zog es mich auch diesmal nach der blauen Flut. Ich wollte schwimmen. Hätte ich in Neapel eine Hero zurückgelassen, ich wäre an diesem Abend, ein neuer Leander oder Lord Byron, zu ihr geschwommen. Ich frage nach einem Barcarolo; man nennt mir den ruderkundigen Stefano.

Stefano ist ein großer Mann. Ein solcher aber will sein eigenes Kapitel. Also à demain, Messieurs et Mesdamas!

IX.

Der Spaziergänger stellt dem Leser seinen Ruderer vor und erzählt von seinen Heldenthaten als Schwimmer. Er schwimmt im Golf von Sorrent und hat dabei mit Stefano, dem Fährmann, ein sehr merkwürdiges und unterhaltendes Gespräch.

Pompeji, 5. August 18 . .

Stefano, ruderkundiger Mann von Sorrent, diese Zeilen gehören dir.

Du weißt, edler Stefano, oder solltest es wissen, daß der Schriftsteller, besonders der deutsche, keine fetten Trinkgelder giebt.

Das überläßt er den reichen Engländern und Russen.

Was er aber berührt, das verwandelt er in Gold, wie einst König Midas gethan — d. h. er überliefert es der Unsterblichkeit.

Als ich Stefano in mein Zimmer treten sah, und diese nervige, schlanke Gestalt, die kluge, wettergebräunte Miene,

die kohlschwarzen Augen und die schneeweißen Zähne sah, da sagte ich zu mir selbst: Voilà mon homme. Unser Vertrag war bald geschlossen. Stefano übernahm es, mich in die See hinaus zu fahren, und da sollte er mich so behandeln, als wenn ich ein Aergernis gegeben hätte, nämlich mich dort versenken, wo sie am tiefsten ist, versteht sich ohne Mühlstein um den Hals.

Wir stiegen zur Marina grande hinab, wo Stefano sein Boot hat. Bald glitten wir über der beinahe spiegelglatten, tiefblauen Flut dahin. Nun konnte ich die Lage Sorrentos gut übersehen. Sie ist eine der wundersamsten, die man sich vorstellen kann. Der Golf ist ein Amphitheater hoher, senkrecht abfallender Felsen, darauf steht ein großer, großer Garten von Citronen, Feigen, Oliven und Orangen, und in diesem Garten liegen zerstreut die Häuser von Sorrento. Hart am Abhange der Felsen haben sie eine Anzahl eleganter Hotels hingepflanzt, deren ostentative und doch nichtige Architektur und geschmacklose weiße Tünche wie an so vielen schönen Punkten der Erde auch hier sich lärmend und frech in die stille Weihe der Landschaft, ihrer Linien und Farben drängt. So ein Hotel ist in einer schönen Landschaft, was ein zudringlicher Lohndiener vor einem Bild von Tizian in einer alten Kirche ist.

— In diesem Albergo hat die Kaiserin von Rußland gewohnt, sagte mir Stefano, indem er auf dasjenige der Hotels zeigte, welches am weißesten getüncht erschien.

— Ich war der Ruderer der kaiserlichen Familie, fuhr Stefano nicht ohne Selbstgefühl fort.

— Ah, da kennt Ihr wohl auch die Großfürstin, die den Herzog von Edinburg geheiratet hat?

— Sicuro, Eccellenza. Una bella ragazza, e molto coraggiosa sul mare, sagte Stefano mit dem warmen Ausdrucke ungeheuchelter Bewunderung.

Hierauf erzählte mir Stefano eine Reihe von Geschichten von Engländern und Russen. Die reichen Engländer rudert er oft zu den Fischern, die draußen im Meere ihre Netze legen. Dort kaufen sie ellenlange Fische, die sie dann zu

Hause braten lassen. Die reichen Russen lieben es, nach Capri zu fahren, wo sie dann ein tüchtiges Essen bestellen und unmenschlich viel roten Wein trinken.

— Da muß ich immer mit bei Tische sitzen, sagte Stefano.

Indessen waren wir so weit außerhalb des Golfes, daß ich das ganze Panorama bequem übersehen konnte. Immer klarer wurde es mir, warum die alten Griechen und Römer einst diese Küste mit marmornen Tempeln geschmückt, deren Trümmer man noch sieht; sie wußten, daß den Göttern Wohnungen in solchen Zaubergärten willkommen sein würden.

Das Wasser nahm eine tiefe Farbe an, wie ein Stück Lapislazuli, das man aus dem Sonnenschein in den Schatten bringt. Nun war die Zeit zum Schwimmen da.

Ich habe die Ehre, mich dem Leser als einen großen Schwimmer vor dem Herrn vorzustellen. Diese Passion, die kein Geld kostet, ist dem deutschen Autor von der Vorsehung beschert worden.

Was ich an meinem Schwimmen besonders bewundere, ist eine tadellos elegante Haltung und eine weise Oekonomie mit den Kräften, so daß ich nach Verlauf von zwei Stunden wenig oder gar nicht müde zu sein pflege.

Ich habe beinahe in allen Flüssen Europas und in mehreren seiner Meere geschwommen. Die Wellen der Themse und der Schelde, der Donau und des Rheines, der Elbe und des Tiber, meine Arme haben sie mit sicherem „Tempo" geteilt. In Boulogne und Brighton, in Ostende und Livorno, in Scheveningen und Genua habe ich mit den weißköpfigen Wellen gekämpft.

Ich bin also, wie Sie sehen, nicht nur ein vielgereister, sondern auch ein vielgeschwommener Mann.

Eine meiner schönsten Erinnerungen sind meine Touren um und bei Schloß Chillon. Obwohl ich für mein Leben gern Papst sein möchte von wegen der Infallibilität und der herrlichen Küche des Vatikans, so muß ich doch sagen, daß Pius IX. ein armer Mann ist, wenn er keine solchen Erinnerungen vom Genfersee aufzuweisen hat. Ueber dem achthundert Fuß tiefen blauen Abgrunde zu schweben, wie ein

Adler hoch im Blau über den Städten der Menschen, und in dem blitzenden, strahlenden, märchenhaften Element um das wundersame alte Schloß herumzusegeln, vorbei an den uralten Felsen, auf welchem das tausendjährige Symbol der „guten alten Zeit" steht mit Folterkammern, Oublietten und Bonivards Tritt im Stein, getreten in tausend entsetzlichen Tagen, in tausend qualvollen Nächten!

Man liebt es so sehr, die Wege zu gehen, welche große Menschen gegangen. Man verehrt ihr Fußtritte. Ich schwimme, wo sie geschwommen. Oft dachte ich, ob ich wohl in derselben Linie schwimme, die Byron nahm, wenn er in den See hinauszog, um die kleine Insel mit den vier Bäumen zu umkreisen. Er erwähnt ihrer in seinem „Prisoner of Chillon".

Im Genfersee machte Byron seine Studien für das Leander-Examen in den Dardanellen.

Stefano fragte mich mit väterlicher Milde, ob ich im Wasser auch ganz sicher sei. Ich bejahte mit dem Lächeln Paganinis, wenn man ihn gefragt hätte, ob er wohl die Geige spielen könne. Durch die einfache Manipulation des Ausziehens verwandelte ich meinen modernen Menschen in den ursprünglichen Adam. Ich thue dies selten, ohne des weisen Spruches zu gedenken, daß wir alle, ob König oder Bettler, nackt in unsern Kleidern stecken. Ein Sprung, ein Sausen in den Ohren und da zog ich einher in dem flüssigen Lapislazuli.

Das Auge auf mich gerichtet, zog mir der getreue Stefano nach, ein gelegentlicher Ruderschlag genügte, um mir zu folgen, denn meine Tempi waren langsam und behaglich, wie der Atemzug des schlafenden Gerechten.

So zog ich vorbei an den Felsenwänden, die in diesem lieblichen Bilde das einzige Kräftige und Energische sind. Recht so, sonst wäre das Bild in Kontur und Farbe zu weich.

Während ich vor ihm herschwamm, erzählte mir Stefano viel von seinem Leben.

Sein Vater war 109 Jahre alt geworden. Auch er hofft sehr alt zu werden und ist nie krank gewesen. Sein Lieblingsthema ist die russische Kaiserin und ihre Familie.

Stefano läßt nicht undeutlich merken, daß seine Beziehungen zur Zarin aller Reußen und ihrer lieblichen Tochter nahezu den Charakter eines vertrauten, freundschaftlichen Verhältnisses angenommen.

Ich schwimme an einer künstlich in den Felsen gehauenen, geräumigen Höhle vorbei.

— Das ist das Bad der Jesuiten, sagt Stefano. Bitte, schwimmen sie hinein. Ich thue es und bemerke eine Thür und eine Treppe im Innern der Höhle. Die Thür führt in eine Wendeltreppe, und diese ins Kloster der Gesuiti, berichtet der Mann im Boot.

Ich schwimme wieder heraus und sehe auf der Höhe des Felsens die casa dei gesuiti.

Stefano giebt lachend zu, daß die Herren ihre Plätze stets mit unendlichem Geschmack zu wählen wußten.

— Avevano un bellissimo giardino e una magnifica cucina, mangiavano molto bene*) meinte Stefano.

Wir kehrten zurück. Als wir uns der Marina grande näherten, zeigten sich auf den vorspringenden Klippen ein Dutzend nackter Jungen, bronzefarbige, glänzende, geschmeidige Körperchen. Einer nach dem andern schlug ein Kreuz und hopste ins Wasser, der eine per Kopf, der andere per Fuß, ein dritter mit einem salto mortale. Bald umringten sie das Boot, tauchten wie wilde Enten und riefen im Chorus: La moneta, Signorino, la moneta, Eccellenza!

In dem Zustande, in welchem ich mich befand, pflegt man kein Geld bei sich zu tragen. Die Natur erschafft uns ohne Portemonnaie.

Die Kinder der Wellen ließen aber nicht nach, und gaukelten um das Boot und um mich, bis ich endlich ins Boot stieg, um mich anzukleiden. Da warf ich nun einige Soldi in das seichte Wasser, und es war gar ergötzlich zu sehen, wie sie im Wettstreit darnach tauchten und sich darum rauften.

---

*) Sie hatten einen sehr schönen Garten und eine prächtige Küche, sie aßen sehr gut.

Köstlich erfrischt stieg ich die Treppe empor zu meiner „Osteria“. Filippo, der Wirt, hatte ein herrliches Mahl zugerichtet und bediente mich in Person. Als Entrée figurierte eine riesige Schüssel Maccaroni mit Pumarole. Hierauf folgte ein Vitello alla genovese, und den Schluß bildete ein Teller Feigen, süß und duftend wie der Kuß eines sechzehnjährigen Mädchens.

Romeo, armer Junge, du kanntest diese Küsse!

Mein neuer Freund, der kleine possierliche Hund, sprang an mir empor, als ich im Garten bis spät in die Nacht spazierte. Ueber mir der Himmel Italiens, mit zweimal soviel Sternen wie bei uns, und alle viel leuchtender. Man glaubt einen Diamantenschmuck zu sehen, den man von seinen Ahnen geerbt und den man hat neu fassen lassen.

Die Hühner sitzen in den Aesten eines Feigenbaumes. Großmutter nickt mit dem schlummernden Enkel im Schoße.

Die lange Reihe flimmernder Lichter jenseits des dunklen Meeres, das ist Neapel. Der große dunkle Berg rechts davon ist der Vesuv. Ihm zu Füßen eine kleinere Reihe Lichter, das ist Torre dell'Annunziata. Raketen steigen dort auf und man hört den dunklen Laut von Kanonenschlägen. Es ist Sonntag, und sie feiern das Fest einer ihrer Madonnen. Jetzt steigen auch vom Ende des Sorrenter Golfes Raketen auf, eine flammende Antwort auf jene feurige Frage.

In den Feigen- und Citronenbäumen aber flüstert es, sanft, schwärmerisch, ein ätherischer Säuselchor als Begleitung zu einem Nachtigallensolo. Ich kann nicht genau unterscheiden, was die Blätter flüstern. Bald klingt es mannhafter, stolzer, wie der Gesang Virgils: Arma virumque cano . . . und dann weicher, schmelzender:

Canto l'armi pietose e' l Capitano,
Che 'l gran Sepolcro liberò di Cristo;
Molto egli oprò col senno e con la mano,
Molto soffri nel glorioso acquisto . . .

X.

Der Spaziergänger entschließt sich schweren Herzens, das schöne Sorrent zu verlassen. Er bricht frühmorgens auf und wandert zu Fuß, die See entlang, nach Pompeji. Er macht die Bekanntschaft eines Bettelmönches und hat mit diesem ein gar erbauliches Gespräch.

Pompeji, 6. August 18 . .

Die schönen Worte Virgils in der ersten Ecloga . . . Deus nobis haec otia fecit, welche der alte Pedant in meiner Ausgabe schwungvoll durch „hanc quietem et securi tatem“ erläutert, waren das Motto meines mehrtägigen Schlaraffenlebens im Schatten der Citronenbäume von Sorrent. Die von der See her wehende Luft ist dort stets von einer erfrischenden Kühle, während sie in Neapel manchmal recht drückend heiß wird, freilich nicht wie in Rom oder Florenz, wo der Nordländer unter den Pfeilen Apollons erliegt, wie die Kinder der Niobe in der Galerie der Uffizien.

Die Leidenschaft für absolutes Nichtsthun war stets mächtig in mir, und sie hätte diesmal gewiß die Oberhand bekommen, wäre der Trieb, die Ruinen von Pompeji einmal gründlich durchzustudieren, nicht noch mächtiger gewesen. Ich entschloß mich daher, von dem schönsten Garten und dem herrlichsten Bade der Welt Abschied zu nehmen.

An einem klaren Morgen erhob ich mich bei Tagesgrauen, meine Wanderung anzutreten. Alles schlief noch im Hause, nur der kleine Hund kam mir wedelnd entgegen. Ich weckte meinen Freund Filippo und versprach ihm huldvoll, für ihn Propaganda zu machen.

Der Weg nach Pompeji geht über allerlei Ortschaften, die teilweise höchst malerisch an den Abhängen der zur See abstürzenden Felsen terrassenförmig aufgebaut sind. Ich habe ihre Namen vergessen. Entzückend war das Anbrechen des Morgens. Je weiter ich marschierte, desto mehr trat, eine blaue Felsenmasse mit purpurnen Schatten, die Insel Capri hervor. Sie flankierte links die Aussicht, während vor mir sich das Panorama des Vesuv mit den blühenden

Städten und Dörfern zu seinen Füßen ausbreitete. Ich würde es vergebens versuchen, das unsäglich zarte Farbenspiel zu beschreiben, welches der Kuß der Morgensonne auf dem felsigen Eilande Tibers, auf dem Vesuv und dem leichtgekräuselten Spiegel der See ins Leben rief. Es liegt in dem jungfräulichen Lichte des Morgens ein tauiger Duft, eine keusche Frische, die sich zum vollen Tageslichte allenfalls so verhält, wie der Flor der Pfirsich- und Apfelbäume des April zu der prunkenden Blütenfülle des Mai, oder, wenn Sie wollen, wie der keusche Duft von Veilchen zum wollüstigen Atem eines Bukettes von Centifolien. Einzelne Segel zogen über das Meer, ihre geschwellte Leinwand war goldig angehaucht. Aus dem Haupte des Vesuv stieg langsam eine herrlich geformte Wolke und auch sie strahlte in der Lichtfülle des jungen Tages.

Es hat nur Einen Maler gegeben, dem es gelungen ist, den Zauber dieser italienischen Morgen darzustellen. Der Mann hieß Claude Lorrain. Er hat dieses Schauspiel sowohl in seiner erhabenen Größe, als auch in seinem unsäglichen Reize erfaßt. Seine Bilder dieser Art, wie z. B. sein Meisterwerk in der Galerie Doria in Rom, die „Mühle", haben einen überaus weihevollen, fast religiösen Charakter, sie sind Oden auf den Morgen. Wenn Rubens dergleichen malte, so zog ihn vor allem das frisch erwachende Leben von Mensch und Tier und das mit einem Schlage die Höhen und Tiefen der Landschaft erfüllende Lichtmeer an. Er sucht überall den dramatischen Moment. Man sehe seine große Landschaft mit seinem Lustschlosse Steen darauf, in der Nationalgalerie zu London, auf Trafalgar-Square, wo der Admiral Nelson sich auf seiner himmelhohen Säule ganz entsetzlich langweilt.

Man geht von Sorrento bequem in vier Stunden nach Castellamare. Die Straße ist gut, nur entsetzlich staubig, wie das überall in Italien der Brauch ist.

In Vico Equense, einem reizenden Städtchen, eine Stunde vor Castellamare, kehrte ich ein, einen Morgentrunk zu thun. Man wies mich in ein Zimmer à part. Als ich nach einer

Weile herauskam, um zu sehen, wie es mit dem versprochenen Kaffee stehe, sah ich einen Bettelmönch in einem Winkel sitzen. Der arme Kerl sah sehr verwahrlost und schmutzig aus und kaute an einem Stück trockenen Brotes.

— Santo Padre, sagte ich zu ihm, wollt Ihr eine Tasse Kaffee nehmen?

Der Mönch erschöpfte sich in Danksagungen, und bald saß er mit mir an meinem Tische.

Ich konnte ihn nun nach Muße betrachten. Er war etwa fünfzig Jahre alt, hatte ein durchfurchtes Gesicht mit einer Habichtsnase, ein schwarzes Käppchen deckte eine gewaltige Glatze. Sein Benehmen war demütig und höflich, sein Blick matt und zerstreut. Dann und wann holte er aus der Tiefe seines linken Aermels ein Taschentuch von höchst fragwürdiger Farbe heraus, um sich die Stirne abzutrocknen. Anfangs sprach er wenig. Ein Glas Wein löste ihm die Zunge. Die italienische Regierung hat ihn und seine Genossen aus dem warmen Nest eines neapolitanischen Klosters vertrieben. Er beschrieb mir das Leben im Kloster. Den Kaffee kochten sie sich des Morgens ein jeder für sich, das Kloster lieferte nur ein Mittag- und ein Abendessen. Wein gab es nur mittags. Geld gab es garnicht, wohl aber hatte jeder der Mönche im Monat drei Messen für sich, und jeder der „Graduati“ (er war einer von diesen) hatte die Messen der Sonn- und Feiertage für sich.

— Und wie werden die Messen bezahlt?

— Das wenigste, erwiderte der Mönch, ist eine Lira. Doch steht es den Gläubigen immer frei, mehr zu geben.

— Könnt Ihr zwei Messen an einem Tage lesen?

— Ja, doch habe ich es nie gethan, selbst als man mir einmal fünf Franken für eine zweite Messe bot.

— Und wie lebt Ihr jetzt?

— Mein Vater, der Kaufmann in Neapel war, hinterließ mir ein kleines Haus in Seano (bei Vico Equense). Dasselbe hat ein Zimmer und eine Küche, eine Cisterne und ein Gärtchen mit drei Feigenbäumen. Der Architekt hat es auf hundertdreißig Ducati (etwa fünfhundert Franken) geschätzt.

Darin lebe ich mit meiner Schwester, die Nonne in Neapel war und welche die Regierung ebenfalls vertrieben hat. Wir leben von einer Lira täglich, wenn ich nämlich eine Messe bekomme. Manchmal finde ich auch keine. Die Messen müssen zusammengebettelt werden (le messe si devono mendicare).

Ich schenkte ihm fleißig ein. Er ließ sich zwar nötigen, kaum war aber sein Glas gefüllt, so setzte er es an die heiligen Lippen und leerte es im Handumwenden. Ich bot ihm einen Pfirsich, den der alte Sybarit sorgfältig schälte und in Stücke schnitt, die er in den Wein warf. Souvenir des beschaulichen Klosterlebens!

Ich verkehre gern mit Mönchen. Sie interessieren mich, sie sind ein Stück Geschichte und stehen in unserem modernen Leben unerklärt da, rätselhafte Sphinxe für unsere Ketzeraugen. Sehe ich mir einen dieser betrogenen Betrüger an, so kann ich es kaum glauben, daß es heute noch Menschen giebt mit gesunden Beinen und Armen, die nichts, garnichts zu thun haben, und denen es auch nicht im Schlafe einfällt, daß man arbeiten muß, um zu leben.

Welche Existenz, Messen zusammen zu betteln, und, wie es die Mönche in Neapel thun, mit dem Korbe von Haus zu Haus, von Laden zu Laden gehen und betteln und immer betteln, inmitten des rastlosen Gedränges des praktischen Lebens, wo jeder nach Arbeit und Erwerb jagt, wo jedem der Schweiß von der Stirne läuft, damit ihm und den Seinigen das liebe Brot nicht fehle. Der Mönch aber schreitet durch das Gewühl der Arbeit und erhebt den Zehnten von der Saat des Fleißes.

Ein solcher Mönch mit seinem Korbe ist das Mittelalter. Am hellichten Tage steht es aus seinem Grabe auf und wandelt unter uns umher.

Oft sehe ich den Mönchen nach, wenn sie auf der Straße einher gehen. Immer und immer frage ich mich, ob es denn wahr, ob es möglich gewesen, daß die Menschheit sich von diesen dunklen, unsympathischen Figuren ein Jahrtausend lang leiten, unterrichten, ja richten und hinrichten,

taufen, verheiraten und begraben lassen konnte. In diesen tausend Jahren summte der Bienenstock der Menschheit durch mehr als 365 000 Tage geschäftig von früh bis spät und duldete ewig diese Drohnen, die zu Hause warteten, bis die fleißigen Immen den in der heißen Mittagssonne gesammelten süßen Seim heimgebracht.

Ich bin kein Petroleur. Ich verlange nicht, daß die Hälfte der noch lebenden Mönche gehängt, die andern geköpft, und daß sämtliche Nonnen ersäuft werden.

Ich gehe nicht so weit.

Laßt sie leben und ruhig aussterben. Es kommt mir vor, daß sie sich selbst unmöglich vorzukommen beginnen. Ihr Blick scheint mir scheu, wenn sie durch die Menge streifen. Das moderne Leben, die allgemeine Wehrpflicht nicht allein des Krieges, sondern auch der friedlichen Arbeit, der ungeheure Kampf um die Existenz hat diese dunklen Frommen schon ad absurdum geführt, hat sie herabgedrängt von der Brücke des Lebens in den Strom der Vergessenheit.

Gebt ihnen soviel zu essen, daß sie nicht Hungers sterben. Den moralischen Tod haben sie ohnedem in der Brust.

Verbietet ihnen die Vermehrung durch Ableger und durch Okulation, d. h. laßt sie keine Novizen annehmen, so wird der alte Stamm von selbst verdorren. — —

Castellamare ist eine schmucke Stadt mit einem kleinen, recht lebendigen Hafen. Es steht an der Stelle des vom Vesuv zugleich mit Herkulanum und Pompeji verschütteten Stabiä. Hier starb der ältere Plinius als Opfer seines Forschertriebes; man kann die lebensvolle Schilderung des tragischen Endes des Gelehrten beim jüngeren Plinius, seinem Neffen, nachlesen. Der alte Mann erstickte in Schwefeldämpfen, die plötzlich vor ihm aufstiegen, indes der furchtbare Aschenregen des Berges über Land und Meer eine stockfinstere Nacht verbreitete.

An der Stelle von Tod und Verwüstung drängen sich jetzt wieder frohes Leben, strebsamer Erwerb und sorgloses Genießen.

Für mich gab es da nicht viel zu sehen. Ich schwamm in der heftig bewegten See, was mir sehr wohl that, denn die letzte Stunde Weges hatte mich stark in Schweiß gebracht. Dann besuchte ich mehrere Maccaroni-Fabriken. Es ist interessant, zu sehen, wie sie den Teig kneten und ihn dann gewaltsam durch eine Art kupfernen Siebes pressen, wo er unten in schönen langen Fäden herauskommt, die dann mit großem Geschick an lange Rohrstöcke gereiht und getrocknet werden. Männer und Knaben arbeiten da halb nackt wie antike Sklaven an den großen Hebebäumen, mit denen die Schraube der Presse gedreht wird. Die Arbeit ist, wie überall in Süditalien, elend bezahlt. Harte Arbeit von früh bis spät, und selten, daß es einer zu zwei Franken täglich bringt. Es kommen jedesmal cirka hundert Pfund Teig auf einmal in die Presse, und das geschieht zwölfmal im Tage. In allen Straßen sieht man ungeheure Quantitäten Maccaroni zum Trocknen aushängen; das meiste geht nach dem gefräßigen Neapel.

In Castellamare beginnt die Bahn. Man kann in wenigen Minuten über Torre dell'Annunziata nach Pompeji fahren. Ich ging zu Fuß, man braucht eine starke Stunde. Nach drei Viertelstunden erblickt man den Wall von grauer Asche und Schutt aus Bimssteinstücken, hinter dem die antike Stadt verborgen liegt. Ich schreite geradezu auf das mir wohlbekannte Albergo del Sole los. Der Sonnenwirt empfängt mich freundlich als alten Bekannten. Mein altes Kämmerlein mit der Aussicht auf die antike Stadt und den rauchenden Berg ist glücklicherweise frei. Die cena wird sofort bereit sein. Benissimo: Laßt uns sofort eine Hütte bauen, hart neben dem Grabe des Altertums!

XI.

Wie es in Pompeji ausgesehen, als es noch eine lebendige, frohe Stadt gewesen. Die Katastrophe vom 24. August 79.

Pompeji, 8. August 18 . .

In vier Jahren werden es gerade achtzehn Jahrhunderte, daß da drüben, jenseits der weißen staubigen Straße, noch ein gar lustig Völklein lebte. Wo jetzt reihenweise graue Ruinen stehen, da stand eine blühende römische Provinzialstadt mit 30000 Einwohnern. Die guten Pompejaner freuten sich des Lebens, des goldenen Sonnenscheins, der damals wie heute in diesem glücklichen Klima fast alle Tage des Jahres Licht und Wärme in Straßen und Häuser, Frohsinn und Lebensmut in die Seelen strahlte; sie freuten sich des goldenen Weines und der unermeßlichen Fülle süßer Früchte, welche die jetzt zur Campagna Felice gewordene Campagnia Felix damals wie heute spendete. Sie drängten sich ernsthaft in Geschäften oder lachend und plaudernd in harmlosem Müßiggange durch die gut gepflasterten Straßen, wo heute niemand haust, als die grünschimmernde, mit ihren klugen Aeuglein gar verschmitzt blickende Eidechse.

Es war ein heiteres sorgloses Dasein, das Leben in Pompeji im August des Jahres 79 nach Christi Geburt. Zwar hatte den braven Pompejaner das Erdbeben vom 5. Februar 63 einen gewaltigen Schreck eingejagt. Viele öffentliche und private Gebäude waren zusammengestürzt, viele Familien hatten Hab und Gut, wohl auch teure Angehörige verloren. Aber sechzehn Jahre lassen manche Wunden heilen, besonders im goldenen Sonnenscheine der Campania Felix, der heute noch drei Ernten im Jahre reift. Das Treiben von Handel und Geschäft, wodurch Pompeji gewachsen und reich geworden war, füllte wieder die Straßen, Märkte, Zollhäuser und Läden. Auf dem Forum, in der Basilika und in den Tempeln erklangen Hammer und Meißel

früh und spät, die gestürzten Säulen in ihrer alten Herrlichkeit wieder aufzurichten. Griechische Bildner arbeiteten in ihren Werkstätten an neuen Götterstatuen; jener furchte die Stirne eines Donnerers Zeus, dieser glättete die blendenden Schultern einer Aphrodite, indes die Gehilfen daran waren, neue Schöpfungen aus dem Groben zu hauen, hier einen beschwingten Eros, dort einen Merkur, damit der Meister die letzte Hand anlegen könne, unbeirrt durch grobe mechanische Arbeit.

Auf dem geräumigen Forum spazierten die Graubärte, in eifrigem Wechselgespräch die Neuigkeiten des Tages erwägend. Die feste aber milde Hand Vespasians schien damals das Schiff der römischen Weltherrschaft in einen sichern Hafen geführt zu haben, nachdem Steuermänner wie Tiberius, Caligula und Nero, gefolgt von Galba, Otho und Vitellius, es bald zum Spiele von Wind und Wellen gemacht hätten. Von Tiberius und seinem schandbaren Leben auf Capri war oft die Rede auf diesem Forum, von dem aus man die von dem finstern Tyrannen errichteten Tempel und Paläste auf den blauschimmernden Felsen der Insel über das glitzernde Meer hin deutlich sehen konnte. Ein alter Römer, auf Besuch bei einem Vetter in Pompeji, erzählte wohl von dem Tode des Schlemmers Vitellius, wie ihn die Soldaten unter Spott und Schwertstreichen durch die Straßen geführt und dann in Stücke zerhackt hätten, die der gelbe Tiber ins Meer geführt. Ein Kaufmann, der Oel und Wein nach Rom gebracht und mit voller Tasche nach Pompeji zurückgekehrt war, beschrieb den eben aus weißem Marmor errichteten Triumphbogen zu Ehren des Sieges über die Juden und den im Innern des Bogens in Marmor gehauenen siebenarmigen Leuchter, den man heute noch sehen kann. Auch erzählte der reiche Weinhändler Wunderdinge von dem begonnenen Bau des neuen flavischen Amphitheaters. „Dasselbe steht dort, wo der furchtbare Nero seine Gärten hatte, und wird 100,000 Menschen fassen, während unser Amphitheater nur 20,000 Raum giebt.“ Er war auch im Theater des Marcellus gewesen und hatte

Löwen mit Elefanten und deutsche Kriegsgefangene mit Bären kämpfen gesehen. Der Kaiser hatte ihm, obwohl gichtkrank zu Bette liegend, Audienz gewährt, um ihm gegen einen seiner Schuldner Recht zu schaffen. Titus, Cäsars gütiger Sohn, hatte ihm noch besonders versprochen, seiner Sache eingedenk zu sein. „Welch' ein Kaiser wird dieser Titus werden!" ruft der dicke Kaufmann aus, „er reichte mir seine Rechte, als wäre ich ein siegreicher Feldherr! Und ich bin doch nichts, als der arme Epidius Rufus, meines Zeichens Wein= und Oelhändler, arm aber ehrlich." — —

— Arm und ehrlich, Du hast Recht, meinte einer der Zuhörer. Darum hast Du auch gestern dreißig der schönsten Sklaven gekauft und schleichst von einem Juwelier zum anderen, um für Deine blonde Tyche, die schöne Griechin, die schönsten Armbänder zu erhandeln, eh, alter Heuchler? Uns betrügst Du nicht, beim Herkules!

Solche Reden und frohes Lachen, ihr Echo, gab es noch auf dem Forum von Pompeji am 23. August 79. In den Tempeln des Zeus, der Venus, der Fortuna und der Isis stiegen Gebete, wirbelte der Rauch den Göttern gefälliger Opfer zum Himmel empor. Richter und Advokaten verhandelten in der Basilika und den andern dem Forum naheliegenden Hallen leichte und verwickelte Rechtsfälle; offen ging der Gerechte zu Werke, geheim der Sykophant. Der Müßiggänger schlenderte durch die Straßen und las die Aufschriften, welche für den folgenden Tag große Spiele im Amphitheater verkündeten mit „Venatio" und „Vela". Dreißig Paare Gladiatoren sollten kämpfen und Jagden dargestellt werden, und ein großes Segel sollte die ganze Arena überspannen, um die Bürger von Pompeji gegen die Sonnenstrahlen zu schützen. Wer der Erfrischung bedürftig war, besuchte die öffentlichen Bäder, wo er gegen Abgabe von einem Quadrans (etwa fünf Centimes) in heißen Dämpfen und kalten Fluten auf einige Stunden die Frische und Schmiegsamkeit der Jugend wieder erobern konnte. Die Durstigen sammelten sich in den Schenken, und schrieben lachend an die Wand, daß der Wirt Wasser verkaufe und

den Wein trinke.*) Der Wechsler des Forums zählte seine Gold- und Silbermünzen und berechnete den Gewinn des Tages, der Müller befahl seinen Sklaven und trieb die Esel an, welche in ewigem Kreisgange um die steinernen Mahlgänge jener Zeit herumzutraben hatten.

Der politische Agitator schrieb in großen roten Lettern an die Wände die Namen derer, die nach seiner Ansicht zu den Aemtern der Stadt gewählt werden sollten. Der die Ruhe liebende Reiche saß im schattigen Peristyl seines Hauses lauschte dem Plätschern seines Springbrunnens und ließ seinen Blick auf dem Opfer der Iphigenia ruhen, mit welchem der kundige Maler die Wand geschmückt. Die Gladiatoren hausten in ihrer Kaserne und stärkten sich durch Schlaf oder durch Trank und Speise zum morgigen Ehrentage; einige besonders Eifrige übten noch Arme und Beine in dem geräumigen, säulenumgebenen Hofe des Gebäudes. Der Witzbold wiederholte die Worte des Plautus oder Terentius, die er gestern in einem der beiden Theater der Stadt gehört. Der Schöngeist citierte Horaz und Virgil, der künftige Redner memorierte die schwierigsten Stellen Ciceros. Der Feinschmecker freute sich auf das köstliche Mahl, dessen Herrichtung er seinem Koch befohlen, und der Wüstling dachte lüsternen Sinnes an das kleine Haus mit den fünf Kammern, über dessen Thür geschrieben stand:

HIC HABITAT FELICITAS.

Verhüllten Hauptes, thränenden Auges saß in der Gräberstraße vor dem herkulanischen Thore die Mutter an der Urne des Lieblings, dessen Asche sie hier vor wenigen Tagen beigesetzt. In den Straßen plätscherten die zahlreichen Brunnen, und zogen schwere Lasten die Esel, deren Gesang damals nicht schöner gewesen wie heute. Die Karren rollten in den ausgefahrenen Geleisen über die großen Steine des Pflasters. Müde Wanderer langten an in der

---

*) Eine Inschrift dieser Art ist gefunden worden, und zwar erst in jüngster Zeit.

gastfreundlichen Stadt, andere verließen sie, den Wanderstab in der Hand.

Vesuvius, der uralte Berg, sah still auf dieses Treiben hernieder. Niemand hielt ihn besonderer Beachtung würdig. Seit undenklicher Zeit galt sein Feuer für erloschen. Man glaubte, daß der Alte seine stürmische Jugend hinter sich habe und gesetzt geworden sei. Geduldig trug er auf seinem breiten Rücken herrliche Pflanzungen, ja selbst seine breiten Schultern und seine mächtige Stirne entbehrten nicht des Schmuckes zahlloser Bäume. Der alte Löwe war zahnlos geworden und hatte das Brüllen verlernt. Still und wohlwollend schien er das geschäftige Treiben der wohlhabenden Stadt zu betrachten, nur bedacht, ihren Brunnen und Fontainen das nötige Wasser zu spenden.

So brach der 24. August an. Das Volk strömte in Massen nach dem an der Stadtmauer liegenden großen Amphitheater; in die Reihen der eingeborenen Pompejaner mischten sich zahlreiche Bewohner der umliegenden Ortschaften, die gekommen waren, die blutigen Spiele zu sehen. Diese waren im besten Gange. Schon hatte der ewig durstige Sand der Arena das Blut manches Tapferen getrunken, dem das Volk „pollice verso“ das Leben abgesprochen hatte. Eben zogen sie wieder einen blutenden Körper zu der engen Todespforte, um ihn in dem kleinen Kämmerlein, zu dem sie führt, seiner Rüstung zu entkleiden.

Da begann der zahmgeglaubte Löwe furchtbar zu brüllen. Zwanzigtausend Menschen richteten ihre entsetzten Blicke nach dem Berge, dessen majestätische Gestalt gerade vom Amphitheater aus sich in ihrer ganzen imposanten Breite und Höhe präsentiert. Bei dem Anblicke, der sich da bot, verging den Zuschauern die blutige Lust, die eben noch die Herzen erfüllt hatte. Dem Gladiator entsank das Schwert, das er schon zum tödlichen Schlage erhoben. Dumpf brüllten die Löwen in ihren Käfigen, und bald herrschte dort Entsetzen, verwirrtes Geschrei und regellose Flucht, wo einige Augenblicke vorher nichts als festliche Lust, Glanz und froher Lärm gewesen.

Aus dem dumpf dröhnenden Berge aber stieg eine ungeheure schwarze Säule empor, hin und wieder von einem zuckenden Blitze erhellt. Auf den steinernen Sitzen des Amphitheaters, auf dem Pflaster der Straßen, auf den Dächern der Tempel und Häuser begannen die „rapille“ zu klappern, jene Stückchen Bimsstein, von denen der Berg in drei Tagen so viele aussandte, daß sie vierzehn Schuh hoch meilenweit umher den Boden deckten.

Eine furchtbare Finsternis verhüllte das Antlitz des Tages, es war finsterer wie in der finstersten Nacht, es war so finster wie im Bauche eines Haifisches. Den 30000 Pompejanern und ihren Gästen von Nähe und Ferne war zu Mut wie dem Lamme, das der Wolf verschluckt. Der dachte seine Lieben, jener seine Schätze zu retten, doch war es so finster, daß man nicht die Hand vor den Augen, viel weniger Menschen, Dinge oder seinen Weg sehen konnte. Wer gesunde Beine hatte, trachtete aus dem Bereiche des Steinregens, der Finsternis und der erstickenden Dämpfe zu kommen. Die Kranken und Schwachen, denen die Luft zu wenig wurde, schrieen in ihren Kammern vergebens nach Hilfe.

Fort und fort, tagelang klapperten die Steine, dann kam ein endloser Aschenregen mit Strömen Wassers vermischt und deckte das ungeheuere Grab der Stadt zu. Dasselbe geschah in Stabiae, wo heute Castellamare steht, indes die Lava, auf der heute Portici erbaut ist, über das Grab Herculanums in glühendem Strome eine purpurne Decke breitete.

Nach drei Tagen undurchdringlicher Finsternis kam die Sonne wieder zum Vorschein. Sie war bleich und umflort, wie Plinius der Jüngere berichtet, denn selbst der göttliche Phöbus Apollo konnte nicht ohne Schaudern das furchtbare Werk des tückischen Berges betrachten.

XII.

Eine archäologische Universität und ihre Kneipe. Aus dem Tagebuche eines als Archäologe verkappten Ignoranten. Leben und Treiben in der „Sonne" zu Pompeji. Der Sonnenwirt.

Pompeji, 6. August 18 . .

Der freundliche Leser weiß schon, daß ich in der „Sonne" wohne. Pompeji ist die Universität der Archäologie, die „Sonne" ist die Kneipe dieser ehrwürdigen alma mater. In einem freundlichen Stübchen der „Sonne", mit der Aussicht auf die Ruinen und ihren dampfenden Urheber, an einem wackeligen Tische, mit schlechter Feder und noch schlechterer Tinte gehe ich an eine Unternehmung, wie sie die litterarische Welt noch nicht gesehen hat.

Ich will nämlich über Pompeji schreiben, ohne ein Gelehrter zu sein, und, was noch mehr ist, ohne mir den Anschein eines solchen geben zu wollen.

Zwar erwacht, wenn ich durch die öden Straßen der lebendig begrabenen und wieder erstandenen Stadt schreite, manche lateinische Vokabel in meinem Gedächtnisse; auch manche griechische Reminiscenz wird wieder lebendig, regt sich und reibt sich verwundert die Augen.

Ich aber lasse nichts der Art aufkommen. Ich bin und bleibe ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, und als solches will ich sehen, fühlen, denken und schreiben.

Zwar bin ich als „archeologo" in Pompeji eingezogen. Als ich mich nämlich im Museum in Neapel meldete und bat, man möge mir für vierzehn Tage freien Eintritt in die Totenstadt gewähren (sonst kostet jeder Besuch zwei Franken), da schrieben sie mir auf die schnell und freundlich bewilligte Einlaßkarte: Signore W. Wyl, archeologo.

Nie war es mir auch nur im Schlafe eingefallen, mir einen solchen Titel anzumaßen. Weiß ich doch zu gut, daß derselbe Eigentum, Privilegium und Monopol einer Zunft ist, welche das klassische Altertum gepachtet hat und es in

ihren gelehrten Büchern und Zeitschriften systematisch ausschrotet. Wie könnte es mir, einem der wissenschaftlichen misera contribuens plebs, einem unwürdigen Paria, je in den Sinn kommen, mit unheiligem Fuße das Innere des archäologischen Tempels betreten zu wollen?

Zu groß ist meine Verehrung für jene frommen Priester und ihre heiligen Hieroglyphen. Sie fühlen sich so wohl in ihrer Abgeschlossenheit und sehen mit solcher Verachtung aus der unermeßlichen Höhe ihres Wissens auf uns ungelehrtes Lumpengesindel hernieder, welches in den dunkeln Schluchten und Klüften der Ignoranz herumkrabbelt!

Der wahre Gelehrte weiß, was er weiß, für sich allein. Schreibt er, so schreibt er ebenfalls nur für sich oder höchstens noch für die andern Priester. Er schreibt in einer nur ihm und den andern Priestern verständlichen dunklen, rätselvollen Sprache. So bleibt das Geheimnis der heiligen Wissenschaft auf ewige Zeiten bewahrt.

O Kastengeist und Kastenwesen, ihr seid so alt wie die Menschheit und werdet erst mit ihr aussterben. Tot sind die Kasten der Aegypter, aber die gelehrte Kaste unserer Tage lebt und wacht ängstlich über ihre Reinheit. Tot ist der Feudaladel, seine Burgen zerbröckeln auf unsern Bergen, aber der gelehrte Adel lebt und blüht.

Ich habe in Pompeji oft und viel mit Gelehrten verkehrt. Stets brennt mir aber diesmal meine Karte mit dem „archeologo“ wie eine glühende Kohle in der Tasche, wenn ich mit einem dieser Weisen rede.

Ich höre da allerlei Geschichten, die mir beweisen, daß selbst um Leuchten der Wissenschaft, wie den großen Mommsen, der Kastengeist seine eiserne Mauer zieht. Man erzählte mir von einem jungen vor kurzem verstorbenen Historiker, der bei dem um den genannten berühmten Mann gescharten gelehrten Adel sofort in Ungnade fiel, als er es wagte, den Papst der neueren römischen Geschichtsforschung nicht für infallibel zu halten.

Es ist ein wahrer Jammer! Um jeden großen und guten Mann sammelt sich eine solche Kohorte und macht ihn

zu ihrem Pio nono. Da wird von früh bis spät Weihrauch verbrannt, und in verba magistri geschworen, bis der berühmte Mann endlich die Kathedra besteigen und den Völkern verkünden muß, daß er nunmehr selbst an seine Unfehlbarkeit glaube.

Welchen Popanz, welches groteske Fahnenbild hat die Umgebung des alten Garibaldi im modernen Rom aus der einsam herrlichen Figur von Caprera gemacht.

An der table d'hote der „Sonne“ und in den Straßen und öffentlichen Gebäuden von Pompeji rede ich alle Tage mit Gelehrten. Wie herablassend ist das Lächeln, mit dem sie meine dummen Fragen anhören. „Sie sind ein Esel,“ wäre reine Höflichkeit gegen den Ausdruck ihrer Blicke, wenn ich es mir beikommen lasse, einen Einwurf zu wagen gegen irgend eine gelehrte Theorie.

Gestern früh sah ich allerdings zu meiner Freude, daß es Ausnahmen giebt. Ich hatte bei Tische einen jungen deutschen Doktor kennen gelernt, eine sehr sympathische Persönlichkeit; er ist eben damit beschäftigt, im Auftrage des deutschen archäologischen Instituts in Rom die jüngst zu Tage geförderten Inschriften Pompejis zu sammeln.

Es schien mir, daß der junge Mann in der gelehrten Brust des archäologischen Braminen ein menschlich Herz trage. Ich bat ihn, ihn auf einer seiner Wanderungen begleiten zu dürfen. Er sagte freundlich zu.

Als wir durch die Straßen der antiken Stadt schritten, und bald dort, bald da in eines der mit Säulen und Gemälden geschmückten Häuser traten, da war von meiner Seite des Fragens kein Ende. Oft erhielt ich Auskunft, manchmal aber, wenn ich um die Bestimmung dieses oder jenes Raumes fragte, lautete die Antwort:

— „Das weiß ich nicht.“

Als ich zum ersten Male aus gelehrtem Munde diese Antwort vernahm, blieb ich erstaunt stehen und sagte:

— Lieber Doktor, das ist mir neu. Sie sind der erste Gelehrte meiner Bekanntschaft, der etwas nicht weiß, und der dies offen gesteht.

— Wir wissen überhaupt sehr wenig über viele Dinge in Pompeji, erwiderte, seine priesterliche Würde ganz und gar vergessend, der junge Gelehrte.

Ich würde den wirklich sehr unterrichteten und schmucklos bescheidenen jungen Mann nennen, müßte ich nicht fürchten, daß die ergrimmte Kaste ihn sofort aus dem Tempel treiben und ihm die Pforten des Heiligtums auf ewig verschließen würde. Dieser Abtrünnige ist keiner von jenen, die die Wissenschaft als Herbarium unter Schloß und Riegel legen. Er hält sie als duftenden Strauß in der Hand und läßt auch uns arme Ignoranten daran riechen. Er wandelt noch als Mensch unter seines Gleichen umher!

Jener Kommunist predigte die Kanalisierung des Besitzes. Wann wird die Kanalisierung der Wissenschaft eine Wahrheit werden?

Wann werden unsere Gelehrten anfangen, in allgemein verständlicher Sprache zu ihren Mitmenschen zu reden, wann werden sie aufhören, mit spöttischem Lächeln auf jene herabzublicken, welche ihr Wissen der großen Menge „in populärer Form" mitteilen?

Ich habe Euer Lächeln gesehen, Ihr Priester, wenn Euch eines der populären Bücher über Pompeji zu Gesichte kam. Ich hätte gute Lust, eine Anzahl fulminanter Thesen gegen Euren Hochmut in Marmor meißeln und zum ewigen Gedächtnis neben oder über der Thüre der „Sonne" anbringen zu lassen.

Da bin ich gottlob ein anderer Kerl. Meine Leser wissen es, daß ich nichts verschweigen kann, was ich weiß. Und wäre es der schlechteste Witz, heraus muß es ans helle Tageslicht, sonst bleibt es mir in der Kehle stecken und würgt mich gottsjämmerlich.

Endlich komme ich dazu, meinem Freunde, dem Sonnenwirt, das versprochene Denkmal zu errichten. Das ist ein trefflicher Mann; für fünf Franken täglich bietet er dem Fremdling Obdach und reichliche „Fütterung"; Gelehrte und Künstler zahlen nur vier und einen halben Franken. Sie

können sich vorstellen, mit welcher Energie ich sofort meinen nagelneuen „archeologo“ geltend machte!

Die „Sonne“ ist ein kurioses altes Haus. Im Parterre befindet sich der Speisesaal nebst einigen Gastzimmern. Im ersten Stock ist alles voll Fremdenstuben. Von da steigt man auf die flache Terrasse des Hauses, von wo aus man das Meer bis Sorrent und Capri, die Ruinen von Pompeji und den Vesuv überblicken kann.

Das Frühstück nimmt jeder zu beliebiger Stunde. Der junge Gelehrte oder Künstler schlürft seinen Thee oder Kaffee in früher Morgenstunde, um in den Ruinen studieren oder zeichnen zu können, ehe die Sonne lästig wird. Später erscheinen die reisenden Bummler und die Damen.

Um ein Uhr erschallt das Glöcklein, welches zur „colazione“ ruft. Gewöhnlich sind es ganz vortreffliche Beefsteaks, die auf einer gewaltigen Schüssel die Runde machen. Käse und Früchte machen den Beschluß.

Alle Welt zieht sich nun zur Siesta zurück. Hat man ein wenig geruht, so zieht man wieder aus, um in den antiken Theatern und Tempeln zu träumen, oder man schreibt ein geistreiches Kapitel an dem Buche, das man gerade unter der Feder hat.

Indessen naht die Stunde des „pranzo“ heran. Abermals ertönt das Glöcklein, und wieder sammelt es sich um die lange Tafel, Deutsche, Franzosen, Russen, Engländer. Jetzt eben herrscht die deutsche Zunge vor. Abends giebt es ein reichliches Mahl. Eine Minestra eröffnet den Reigen, dann folgt eine Schüssel Fische, meist der treffliche merluzzo. Hierauf das arrosto, meist in der Form von rosbiffe, wie es hier ausgesprochen wird. Irgend eine von der Hand der die Küche persönlich dirigierenden, überaus emsigen Wirtin in die Form eines „dolce“ gebrachte Originalidee erweckt neues Verlangen nach dem trefflichen Rotwein, der nicht geschont wird, umsomehr, als der ehrliche Wirt versichert, daß ihn die Flasche auf zwanzig Centimes zu stehen kommt. Ein Stückchen Käse oder ein saftiger Pfirsich schließen den Reigen.

Gespräche aller Art würzen das Mahl. Gelehrsamkeit, Politik, Kunst und Wissenschaft führen da eine Quadrille auf, die manchmal wie ein Pariser Cancan aussieht, wenn man fein stille zuhört. Die Namen Homer und Bismarck, Tiberius und Kaiser Wilhelm, Isis und Adelina Patti, Venus und Königin Isabella fliegen gar toll umher, wie Blätter im Novemberwind.

Emsig schreitet der wackere Wirt auf und nieder, des Winkes der Gäste gewärtig. Er verscheucht nach Kräften die unzähligen Fliegen, deren ich gestern mittags mit einiger Mühe 73224 gezählt habe.

Eine in Italien allerdings nicht seltene Eigentümlichkeit der „Sonne" ist es, daß sie mit lauter altem Gerümpel möbliert ist. Der Wirt sagt: Was soll ich neue Sachen anschaffen, da der Vesuv alle Tage mein albergo verschütten kann?

Als ich gestern Abend vor dem Schlafengehen im Drange eines unerklärlichen Gefühles vom Sonnenwirte einen Cognac verlangte, da schenkte mir der Wackere einen trefflichen Tropfen ein. Als ich nach meiner Schuldigkeit fragte, da entgegnete er würdevoll: Il „Sole" non fa pagare un bicchiere di Cognac.

Die Verehrer Schillers kennen die Geschichte des „Verbrechers aus verlorener Ehre". Nach mancherlei Unthaten läßt er sich aus Dummheit fangen; die Geschichte schließt mit seinen an den Richter gerichteten Worten: „Ich bin der Sonnenwirt."

Ich wünschte mir Schillers wunderbare Feder, um in der deutschen Litteratur zwischen jenem Verbrecher und dem trefflichen „Sonnenwirt" von Pompeji das richtige Gleichgewicht von Tugend und Laster, Ruhm und Schande herstellen zu können.

Danke der unerhörten Geschichte des Glases Cognac, freundlicher Leser, und laß ihre überzeugende Beredsamkeit ersetzen, was meiner armen Feder an Fluß und Glanz gebricht.

XIII.

Beweis, daß es gar nicht leicht sei, sich in Pompeji einzuleben. Wie leicht das den alten Römern geworden. Anekdote aus dem Leben Ciceros. Stazione Pompei. Dem Spaziergänger wird die Wahrheit ins Gesicht gesagt.

Pompeji, 10. August 18 . .

Es ist ein gar merkwürdig Ding, sich in eine fremde Stadt einzuleben. Jeder, der viel gereist hat, hat diesen psychologischen Prozeß an sich erlebt.

Selten reist man nach irgend einer großen Stadt, ohne sich vorher von ihr ein Bild gemacht zu haben. Geht es nach Paris, so stellt man sich im Waggon die Boulevards, Notre Dame und die Place de la Concorde vor; reist man nach Rom, so malt man sich das Kolosseum, das Pantheon und St. Peter aus; auf dem Wege nach Neapel träumt man vom Toledo und vom Vesuv, und wer nach Wien fährt, bringt in seinen Phantasien ein fertiges Bild des Stephansdomes, der Ringstraße und des Praters mit. Wer hat sich nicht eine Gondel und ihr sanftes Schaukeln vorgestellt, ehe er, von Mestre her auf der Station „Venezia" angelangt, ein solches Fahrzeug wirklich bestiegen, um sich nach dem „Hotel Bauer" rudern zu lassen? Wer saß nicht in Gedanken auf den Stufen der Arena in Verona, lange bevor er am Ende der Piazza Brà die ehrwürdige Ruine römischer Größe und Macht zu Gesichte bekam? Wer blickte nicht schon lange von Londonbridge in die schmutzigen Wellen der Themse und in das Gewimmel von tausend Segelschiffen und Dampfern, ehe er noch leibhaftig in die Gefahr geraten, in dem furchtbaren Gedränge der weltberühmten Brücke zerquescht oder überfahren zu werden?

Als ein ausübendes Mitglied jener Vagabunden-Gesellschaft, zu deren Präsidenten der ewige Jude schon längst hätte gewählt werden sollen, habe ich viele große Städte gesehen und mich in viele eingelebt. Stets machte ich mir

während der Reise ein Bild meines Zieles, um jedesmal einzusehen, daß die Wirklichkeit davon verschieden war, wie die Nacht vom Tage. Unsere Phantasie ist unser ewig gehätschelter Hofnarr, der uns ewig zum Besten hält. Ueberdies haben wir alle, wie wir sind, „schrecklich viel gelesen“, abgesehen von der schönen Jugendzeit, wo sie uns auf den Schulbänken Urteile über alles Mögliche nach Dutzenden auswendig lernen ließen. Jeder von uns „Gebildeten“ hat den Kopf voll (gedruckter) Erfahrungen, ehe er noch einen Fuß ins praktische Leben gesetzt. — —

Wir hören das Pfeifen der Lokomotive, welches uns anzeigt, daß wir der letzten Station nahe sind. Während die dicke Dame neben uns ihre fünfundzwanzig Schachteln zusammenpackt und ihr hagerer Nachbar zum zehnten Male verzweifelnd in allen Taschen nach dem Fahrbillet sucht, greifen wir rasch nach unserem kleinen Handkoffer, nach Stock und Regenschirm. Unser Herz pocht, in fünf Minuten sind wir in Paris, London oder Rom. Welche Namen!

Nochmals, im Fluge, führt uns die Phantasie das Bild vor, mit dem sie uns den ganzen Weg über beschäftigt; im Fluge, denn nur ein Schritt trennt uns noch von der Wirklichkeit. In den nächsten fünf Minuten rollen wir schon in einem Cab durch Fleetstreet, in einer Voiture über den Boulevard des Italiens, oder in einer Carrozza über den Corso der ewigen Stadt.

Seltsam! Wie wenig sie unser achtet, die große Stadt! Unser Kopf, unser Herz sind voll von ihr, unsere Augen verschlingen das wechselnde Bild ihrer Straßen und Plätze und der tausendköpfigen Flut, die durch sie wogt, unsere Ohren lauschen dem Gebrause ihres Lebens. Was ist ein Kopf, ein Herz, ein paar Augen und Ohren in diesem Getümmel von Hunderttausenden? Das wogt und strömt, lärmt und tobt, braust und stürmt fort und du stehst am Ufer und blickst ratlos in die rastlos schäumende Brandung. Kein Willkommen tönt dir entgegen und doch bringst du ein Gemüt mit voll Interesse und Liebe, du hast die große Stadt schon lange lieben gelernt in ihren Schriftstellern,

Musikern, Malern, Karikaturisten. Deutscher, gefühlsseliger Thor, fahre ruhig in dein Hotel und laß dir zu essen geben!

Werben mußt du um die fremde Stadt, Tag und Nacht mußt du ihr den Hof machen. Dann beginnt sie dir hold zu lächeln. Dann entwirrt sich das Labyrinth ihrer tausend Straßen und Plätze, und was dir vor acht Tagen ein fremdes, kaltes Bild erschien, dünkt dich heute ein liebes, altbekanntes Freundesgesicht.

So warb ich um die Gunst mancher Königin unter den europäischen Städten. So lernte ich die stillen Squares in Islington, das Gedränge in Haymarket und das tolle Treiben auf den Themsebrücken verstehen; so fand ich meinen Weg durch täglich vertrautere Straßen zum Louvre, und gar freundlich nickten mir in Amsterdam die hohen Giebel zu, wenn ich die Kanäle entlang zum Rijksmuseum wanderte. Wie bald verwandelte sich die frivole Neugier, die mich nach dem Hofbräuhaus in München gezogen hatte, in eine seelenvolle Sympathie, und wie sicher führte mich der Instinkt vertrauter Freundschaft nach dem Ratskeller in Berlin!

Doch, wohlgemerkt, das sind alles lebende Städte. Da hast du Anhaltspunkte; in drei Tagen hast du deinen Wirt, deinen Buchhändler, dein Café, dein Theater. Bald fangen sie an, dich zu grüßen, wenn du durch die Straßen gehst. Rasch fügst du dich ihren Sitten, sagst good morning, Sir, bon soir, Monsieur, und felicissima notte, Signorina. Du wirst rasch einer der Ihrigen und fluchst schon über die erste Hotelrechnung nach ihrer schnell erlernten Weise.

Wie aber in einer toten Stadt? Hic canis sepultus est, wie Cicero so treffend sagt.

Komm nach Pompeji, vielgereister Leser, und Deine vielgerühmte Reisepraxis läßt Dich sofort im Stiche. Mag auch Heine zu Dir sagen:

„Und Du bist doch sonst kein Esel,
Teurer Freund, in solchen Dingen," —

hier ist Deine Weisheit zu Ende. Du siehst gar bald, daß Du um achtzehn Jahrhunderte zu spät geboren bist.

Ein Römer aus den Tagen von Augustus, Tiberius, Nero, Vitellius oder Vespasian hättest Du sein müssen, um Dich in der römischen Provinzstadt sofort zurecht zu finden. Da wäre Dir der Typus der antiken Stadt geläufig gewesen, als Bewohner des glanzvollen Makrokosmos am Tiberstrom hättest Du den Mikrokosmos am Fuß des Vesuv sofort begriffen. Gewöhnt an das Forum Romanum, die Basilica Julia, die Thermen des Agrippa, das Theater des Marcellus, und die hundert marmorprunkenden Tempel Deiner Vaterstadt, hättest Du auch in Pompeji, in das Du vom Herculaner Thor tratest, ohne weiteres, allerdings im Kleinen, die Deinem Blicke vertrauten Linien erkannt, welche die Hauptzüge des Bildes einer antik-römischen Stadt unabänderlich ausmachten. Bevor Du unter die Wölbung des Thores tratest, hätte Dich die Gräberstraße schon an Deine Via Appia gemahnt, an der Du am Grabe Deiner guten Eltern zu beten pflegtest. Forum, Basilika, Tempel, Thermen und Theater hätten Dir sofort ihren Sinn geoffenbart; wie uns das Gestrüppe am Fuß des mächtigen Eichenstammes in Zweig und Blatt den gewaltigen Vater kündet, so wären Dir die öffentlichen Gebäude der kleinen Provinzstadt als kleine Schößlinge der immensen Typen Roms erschienen.

Wenn der pater patriae, der große Cicero, — er liebte, wie später Seneca, sehr die Wissenschaft und das Vaterland, aber auch das liebe Geld und schöne Landhäuser — nach Pompeji kam, wo eine seiner zahlreichen Villen stand, da spielte wohl ein gutmütiges Lächeln um seine berühmten Lippen, unter seiner großen, gebogenen Nase, wenn er, allseitig ehrerbietig begrüßt, seinen Weg über das Forum nach den kleinen Thermen nahm, um den von der Reise ermüdeten Leib zu erfrischen.

Da summte wohl der große Mann, wenn er in dem niedlichen Schwitzbade saß, in der Erinnerung an die Herrlichkeiten Roms, leise vor sich hin:

„Tout est petit dans ce petit village“,

vorausgesetzt, daß ihm das Französische geläufig war, woran bei einem so großen Gelehrten nicht gezweifelt werden darf,

wenn wir auch in seinen Schriften weder Rousseau noch Voltaire citiert finden. Weder Du, geneigter Leser, noch auch der Schreiber dieser Zeilen sind reiche Römer aus der Zeit kurz vor oder bald nach der Geburt unseres Heilands.

Wir haben auch keine Villa in Pompeji.

Für uns ist die römische Provinzstadt doppelt fremd. Sie ist uns nicht nur eine fremde Stadt, sondern eine fremde Zeit, ein verstorbenes Volk, eine entschlafene Kultur, ein Stück zweitausend Jahre alter Geschichte, eine riesige römische Mumie.

Schreitest du aus der Thür des Albergo del Sole, wo du eben die „Opinione" gelesen, in die tote antike Stadt, so hast du in fünf Minuten den Zwischenraum überschritten, der das Heute von einem zweitausend Jahre entfernten Gestern trennt.

Zwischen dem Albergo del Sole und den Ruinen — in gerader Linie eine Distanz von etwa zwanzig Metern — liegt der Sieg des Christentums, der Untergang des römischen Weltreiches, das heilige römische Reich deutscher Nation, die Kreuzzüge, das Papsttum, die Reformation Luthers, die Entdeckung Amerikas, die Erfindungen der Herren Schwarz und Guttenberg, die französische Revolution, Napoleon I. und Napoleon III., der Tag von Sedan, Bismarck und der Graf Arnim, Lassalle und Schultze-Delitzsch, Döllinger und der Bischof Reinkens, Krupps Kanonen, die „Augsburger Allgemeine" und die „Times", der Telegraph und der Tunnel des Mont Cenis.

Du sitzest auf den Stufen des Venustempels und hörst die Lokomotive pfeifen, die eben die „Stazione Pompei" verläßt.

Stazione Pompei!

Zwischen diesen beiden Worten liegen zweitausend Jahre.

Du legst deine Cigarre weg. Du denkst nicht daran, daß ihr bläulicher Rauch von derselben Stelle emporsteigt, welche vor zweitausend Jahren den Göttern angenehme Düfte zum Himmel sandte.

Du hast deinen frivolen Glimmstengel auf den Altar des Zeus gelegt.

Die Uhr, die in deiner Westentasche pickt, bedeutet, so klein sie ist, die neue Zeit. In der Stunde, die sie dir zeigt, schritt vielleicht Cicero vor so vielen hundert Jahren über dieselbe Stelle des Forums, auf welcher du jetzt sinnend stehst. Du trittst den klassischen Boden, geweiht von den Sandalen des großen Mannes, mit deinen abgeschmackten Lackstiefeln. Denke an die herrlich gefaltete Toga des Römers und blicke errötend auf die schuftige Karikatur, welche die Eunuchen-Phantasie deines Schneiders aus dir gemacht, Sohn des neunzehnten Jahrhunderts!

In dem Zeitungsblatt in deiner Tasche trägst du eine andere neue Welt in den schweigenden Mauern von Pompeji umher. Ein solches Blatt ist, seit das Kabel als Sprachrohr zweier Welten spricht, das tägliche Bild des Universums. Das neunzehnte Jahrhundert in der Tasche, schreitest du weiter über das vorchristliche Pflaster.

„Und du, der du den Mut hast, dich einen Autor zu nennen, wie ist dir zu Mute in der alten Welt? Du siehst so kleinlaut aus. Ich sehe dich vor den alten Inschriften stehen, und dein Blick sagt es mir, daß du begreifst, wie viel die Alten in wenig Worten sagten, während du, mein Lieber, so viel Worte machst, um deine anderthalb Gedanken zur Welt zu fördern.

Courage, Freund. Wo Reue ist, darf man auf Besserung hoffen. Den schönen, freien Geist der Alten, der hier aus jedem Steine redet, nimm ihn in dich auf und halte dich an die Regeln das alten Horaz, wenn dich der Schreibteufel versucht. Gehe in dich, bessere dich. So kann noch etwas aus dir werden."

So sprach der Genius von Pompeji und verschwand.

XIV.

Wie es den Pompejanern nach dem Ausbruch des Berges ergangen. Die in Gyps ausgegossenen Herren und Damen in dem kleinen Museum zu Pompeji. Die Geschichte der jungen Daphne, des geraubten Griechenmädchens.

Pompeji, 11. August 18 . .

Die alten Pompejaner sind alle tot.

„Da hilft kein Beten," sagt Falstaff.

Man nimmt an, daß Pompeji am 24. August 79, als die Katastrophe losbrach, etwa 30000 Menschen zählte. Wieviele davon in jenen schrecklichen Tagen umgekommen sind, das wissen selbst die Gelehrten nicht. Wieviele mögen gleich dem ältern Plinius von den die Luft erfüllenden Schwefeldämpfen betäubt, ohnmächtig hingestürzt, und von den im Dunkel tappenden Menschen und Tieren zertreten worden sein. Zarte Frauen und Kinder, hilflose Greise mögen in großer Zahl umgekommen sein. Was sich retten konnte, siedelte sich anderwärts an. Was in Pompeji selbst blieb, oder bleiben mußte, das erstickte.

In dem bisher aufgedeckten Teile der Stadt, der etwa ein Drittel des ganzen Planes ausmacht, hat man an oder über zweihundert menschliche Skelette gefunden. Was von solchen Funden noch unter den Weingärten östlich von den Ruinen schlummert, wird sich seinerzeit zeigen.

Und nun habe ich eine sehr interessante Sache zu berichten und bitte um ganz besondere Aufmerksamkeit.

Diejenigen armen Teufel, welche in dem großen Bimssteinregen ihr Ende fanden, hat man als bloße Skelette vorgefunden. Die Unglücklichen aber, welche, dieser ersten Gefahr entronnen, nach dem Aufhören des Steinregens das Freie gewinnen wollten, erlagen der höllischen Mischung von Asche und Wasser, womit der Berg die Lüfte erfüllte, als wollte er die Welt auf Jahrhunderte mit Mörtel versorgen. Die Luft war von einer infernalischen Suppe erfüllt, die ganze Welt war ein einziger grauer, kalter, träger, schleichender,

entsetzlicher Aschenbrei. Die Armen, welche jammernd und zu den Göttern um Hilfe rufend, ratlos durch die ihnen sonst so wohl bekannten Straßen tappten, stürzten endlich ermattet nieder. Die Sinne vergingen ihnen, die Augen umhüllte das Dunkel, das dem homerischen Helden den Tod kündet. In dem Körper, dem das Bewußtsein entflohen war, kämpfte noch für einige Augenblicke der animalische Lebenstrieb. Noch einmal gelingt es den bebenden Lippen, den entsetzlichen Brei auszuspeien — es ist das letzte Mal. Wieder und wieder dringt der häßliche Feind in das offene Thor des Lebens, und im nächsten Augenblicke hat er es für ewig geschlossen. Der Mund ist stumm. Durch Arme und Beine geht noch ein letztes krampfhaftes Zucken. Darauf deckt der Brei, der fort und fort vom Himmel sickert, seine Opfer fein säuberlich mit einer dicken Decke zu.

Welche Scenen, würdig der Phantasie eines Dante, des Griffels eines Doré!

Hast Du, lieber Leser, jemals in Bernstein eingeschlossene Tiere gesehen, z. B. eine kleine unschuldige Ameise, die eines schönen Morgens vor zehn Millionen Jahren ihren gewohnten Spaziergang am Stamme irgend eines vorsintflutlichen Baumes machen wollte und bei dieser Gelegenheit ganz unversehens in das tückische Harz geriet? Vergebens suchte das arme Tierchen seine hilflosen Beinchen loszumachen. Zu spät gedachte es der oft wiederholten Warnungen seiner klugen Ameisenmutter, die ihm so oft die Gefahren des schönen, goldgelben Stromes vorgestellt hatte. Zu spät, zu spät! Schon kommt ein neues Harz, Tropfen auf Tropfen, aus der Seite des Stammes geflossen, und im nächsten Augenblick ist das Tierchen in seinem durchsichtigen Sarge für ewig begraben. Darauf lag es zehn Millionen Jahre lang auf dem Grunde des Meeres. Eine Woge spülte es ans Land, und heute trägst Du es, schöne Leserin, als große Seltenheit in Deiner Brosche.

Aehnlich, wie das tückische Harz mit der kleinen Ameise, verfuhr der vom Vesuv gesendete Aschenbrei mit den armen Herren und Damen von Pompeji. Der Brei kroch ihnen

in Mund und Augen, Nasen und Ohren, schmiegte sich an die erstarrenden Körper, an das Gewand, an die im Todeskampfe verzerrten Gesichtszüge. Jahre kamen und vergingen, Jahrhunderte flossen dahin, und die im Brei eingeschlossenen Herren und Damen zerfielen in Staub, wie alle Menschenkinder vor ihnen gethan, und wie es auch unser Los sein wird. Der erstarrte Brei aber bewahrte getreu das negative Bild seines Opfers in der achtzehnhundertjährigen Umarmung.

„Wo ein negatives Bild ist, da muß sich ein positives herstellen lassen," fuhr es einst wie ein elektrischer Funke durch das weise, gelehrte Hirn des großen Fiorelli, Generalintendanten sämtlicher Ausgrabungen des Königreichs Italien. Wie wäre es, dachte der geniale Mann, wenn ich in diese Formen, die man bisher mit einem Schaufelstoß zu zerbrechen pflegte, flüssigen Gips leitete, um das positive Bild zu gewinnen?

Gesagt, gethan. Der Gips wird bereit gehalten, und als man wieder auf eine solche pompejanische Ameise stößt, wird sofort ein Versuch gemacht. Er gelang.

Man sieht, daß auch ein Gelehrter einen gescheiten Einfall haben kann, so unwahrscheinlich dies auf den ersten Blick scheinen mag. Fiorellis Idee ist es zu danken, daß das kleine Museum von Pompeji bereits eine ganz niedliche Kollektion pompejanischer Herren und Damen besitzt. Eine klassische „Morgue"!

Die Leser haben in den Museen großer Städte ägyptische Mumien gesehen, die man aus ihren tausend Leinenbandagen geschält. Ein solcher Anblick ist widerlich, ohne lehrreich zu sein. Die Pompejaner in Gips aber sind wunderbar interessant, das Originellste, Merkwürdigste, was die Welt im Gebiete geschichtlicher Belege aufzuweisen hat. Sie sind geschichtlich, künstlerisch und rein menschlich im höchsten Grade anziehend.

Die Archäologen sind zwar überzeugt, daß diese Armen nur für sie gestorben seien. Sie glauben fest und steif, der Tod für ihre geheime Wissenschaft müsse süßer sein, als der fürs Vaterland. Ich bin heute nicht zum Disputieren auf-

gelegt. Ich lasse ihnen auch alle ausgegossenen Pompejaner ich behalte mir nur die kleine Daphne. Doch von der nachher.

Da liegen sie nun in ihren Glassärgen, die Männer, Frauen und Kinder von Pompeji, wie die kleine Ameise in dem ihrigen aus hellem Bernstein. Was Fleisch und Haut gewesen, ist nun grauer Gips, in dem das Knochengerüste steckt.

Die Statue von Madame Lot ist nicht auf uns gekommen. Sparsame Hausfrauen haben sie wohl zerkleinert und mit ihr Suppen und Ragouts gesalzen. Auch von den Kämpfern, welche Perseus durch Vorhalten des Medusenhauptes in Stein verwandelte, wie bei Ovidius zu lesen, ist der Nachwelt nichts erhalten geblieben. Aber die getreuen pompejanischen Unterthanen der Cäsaren besitzen wir, Dank jenem Aschenregen, sozusagen im Original.

Freilich ist das Bild, das sie gewähren, das des Todes! Der letzte Seufzer spricht aus diesen Zügen, das letzte Zucken aus diesen Gliedern. Nur Daphne scheint still zu schlummern. Auch im Tode ist sie anmutig, wie sie es im Leben gewesen.

Wer ist Daphne?

Daphne ist mein pompejanisches Mädchen. Wie schön, wie friedlich sie in ihrem gläsernen Sarge ruht. Grau ist sie zwar, aber sie erinnert mich dadurch nur umsomehr an die junge, graue Wildtaube, die ich einst aus der Luft mit einem raschen Schuß herabgeholt, und die so zart, so schön und unschuldig vor mir im dunklen Grase lag.

Als du noch lebtest, süßes Mädchen, da warst du eine Taube. Du hattest die zarten gelenken Glieder, das süße Girren und das unschuldige Gemüt des Vogels der Aphrodite. Bald trippeltest du wie er, bald flogst du leicht dahin, und dein Gewand schmiegte sich an deine schönen Glieder wie ein zarter Fittig.

Sie haben dir eine Nummer gegeben, mein Mädchen, und haben dich katalogisiert. Sie sagen, man wisse nichts über deinen Namen, Herkunft und Geschichte. Das Interessanteste wissen die Gelehrten niemals: das ist uns Poeten vorbehalten. Ich weiß deinen Namen, dein Alter, deine

Geschichte. Deine Kindesaugen schauten den schönen Himmel Griechenlands, und als dich die Deinen gelenk und flüchtig sahen wie ein junges Reh, gaben sie dir den Namen jenes schönen Mädchens, das vor Apollo floh.

Du wuchsest und blühtest heran, jeder Morgen fand dich schöner, als der Abend dich verlassen hatte. Da stiegen eines Abends böse Männer an den Strand, an dem du mit Muscheln spieltest. Sie führten dich, die Weinende, weit weg über das blaue Meer nach dem gold- und marmorglänzenden Rom. Dort kaufte dich ein reicher Pompejaner. Er führte dich fort aus der großen Stadt in diese kleine, in sein Haus, und bat dich auf seinen Knieen, es dein eigen zu nennen mit all seinen Marmorsäulen, Statuen, Gemälden, mit seinen Perlen und goldenen Geschmeiden. Der schöne junge Mann rührte dich. Du hörtest auf zu weinen und legtest die goldenen, aus Schlangen gebildeten Armbänder um deine zarten Gelenke, weil er es so wollte. Dein Gebieter wurde dein Sklave.

Es war eine süße Stunde, als er den goldenen Ring mit dem Rubin an deinen kleinen rosigen Finger steckte. Stets empfingst du Lucius, deinen geliebten Gebieter, mit Blumen bekränzt im Atrium seines schönen Hauses. Die Blumen aber erbleichten vor dem Glanze deiner Wangen und dem Lichte deiner Augen; denn du zähltest sechzehn Jahre.

Da kam der 24. August heran. Du hattest es deinem Herrn abgeschmeichelt, daß er dich die Spiele in der Arena sehen lasse. Wie schön warst du an diesem Morgen, wie leuchtete deine Gestalt im Gewande von tyrischem Purpur! Wie furchtbar schienen dir die Kämpfe der Gladiatoren, und wie weintest du, als das Volk den Besiegten, der um sein Leben bat, nicht begnadigen wollte!

Als aber plötzlich das Ende der Welt heranbrach — so deutetest du das Gebrüll des Berges und die Finsternis — da flohst du wie alle übrigen in wilder Flucht. Lucius, Lucius! riefst du verzweifelnd — keine Antwort. Lange, lange Stunden, wohl einen Tag und eine Nacht, suchtest du

den Geliebten, mit den zarten Füßen in der heißen Asche wartend, rufend und tastend. Endlich verließen dich die Kräfte. Was soll mir das Leben ohne ihn, seufztest du. Eine tiefe Mattigkeit beschlich dich, du legtest dich hin auf den heißen Boden. Dein schöner Mund sog die mörderischen Schwefeldämpfe ein. Desgleichen that deine herrliche Nase, die dein Lucius so sehr bewunderte, weil sie mit der Stirne nur eine Linie bildete. Deine junge Brust atmete schwer. Da nahm Parze die Schere zur Hand und schnitt den Faden entzwei.

Dein junges Herz stand stille, für ewig.

Mein Lucius und die ganze Welt stirbt mit mir, war dein letzter Gedanke.

Armes, süßes Kind! Ophelia war nicht rührender in ihrem Sarge, auch Cordelia nicht, die erwürgte Königstochter, als man sie neben der Leiche des greisen Vaters aufbahrte, ein Anblick, bei dem dem alten Kent das treue Herz brechen wollte.

Deine geheimsten Reize, der verräterische Brei hat sie durch achtzehnhundert Jahre bewahrt und erzählt sie heute aller Welt. Pfui! Ich möchte dich allein haben, schlummerndes Griechenkind, in einer Halle mit keuschem Oberlicht. Ein kleines Pantheon, das wäre so recht ein Grab für dich. Rings umher die Statuen der Götter, zu denen du zu beten pflegtest. Und da möchte ich sitzen und die Gesänge Homers in der Sprache deiner schönen Heimat lesen.

Schlummere ruhig, süßes Kind. Rege dich nicht, wenn die Gelehrten vor dir stehen und ihr Kauderwelsch reden. Mir aber, der ich deine Geschichte weiß, mir bleibe hold. Denn du kennst mich, deinen Sänger in Prosa, und bist mir gut. Wenn ich dir nahe, da rieselt es wie holde Scham durch deine süßen Glieder, und die schönen Schultern scheinen sich von leisem Atem zu regen.

Ruhe sanft, liebliche Daphne! — — —

Gottlob, man hat Phantasie, ganz à la Bulwer. Das ist's, was den Herren Gelehrten fehlt!

Pas vrai, cher lecteur?

XV.

Umschau unter den klassischen Toten. Das tragische Ende des treuen Phylax, der in Pompeji als Köter gelebt und gestorben. Gelehrtes Essay über Hundewürde. Der Senator Fiorelli und eine Anekdote aus seinen jungen Jahren.

Pompeji, 12. August 18 . .

Ich habe den Leser im vorigen Kapitel merken lassen, was ich als gründlicher und unparteiischer Geschichtsforscher zu leisten vermag.

Mit der von mir aufgefundenen Geschichte der holden Daphne wird mein Name auf die Nachwelt übergehen. Ça soulage, messieurs, wie der Untersuchungsrichter sagte, als die arme Esmeralda unter der Folter ihren Bund mit dem Teufel gestanden hatte.

Meine Daphne ist erst vor wenigen Monaten gefunden und ausgegossen worden. Nie hat ein griechischer Bildner ein schöneres Modell vor Augen gehabt. Welche Eleganz der Formen vereint mit holder Jugendfülle!

Das tote Mädchen ruht auf seinem Angesichte und wendet dem Beschauer die Seite zu, welche die berühmte Venus Kallipyge im Museum zu Neapel an sich selbst so schön findet. Man steigt auf einigen Marmorstufen herab und kann so das schöne Geschöpf auch von vorne sehen. Leider ist das Gesicht unkenntlich, auch die Brust undeutlich. Doch läßt die Rückseite des Kopfes seine anmutige Form erkennen. Noch sieht man die graziöse Art, mit welcher das Haar am Hinterkopfe in einen Knoten geschürzt war.

Man sieht, daß das arme Kind ohne schweren Kampf starb. Der eine Arm ruht unter dem Haupte, der andere ist leicht erhoben. Ebenso die zarten Unterschenkel und Füße.

Correggio hätte schwerlich eine leichtere und anmutigere Haltung erdacht. Daphne erinnert sogar direkt an die herrliche Jo im Wiener Belvedere in dem zarten, gazellenartigen Typus ihrer Schönheit.

Ueber die andern toten Pompejaner, deren Bekanntschaft wir der Idee Fiorellis verdanken, ließe sich ebenfalls viel sagen und fabeln. Ein Mann, der auf der linken Seite ruhend, ruhig zu schlummern scheint. Einige andere Männer mit krampfhaft bewegten Gliedmaßen, die Spuren eines harten Todeskampfes in den grauen Zügen. Eine Frau, neben ihr ein auf dem Gesichte liegendes, etwa zwölfjähriges Mädchen, vielleicht Mutter und Tochter? Eine schwangere Frau, die schwer gestorben ist.

Alles begrub der furchtbare Berg, das keimende, das blühende und das welkende Leben.

An dem ruhig schlummernden Manne kann man sehr genau den Typus der damaligen Männer von Pompeji studieren. Die Leute der Umgebung sehen heute noch so aus, sie haben dasselbe Oval, dieselben gebogenen Nasen.

Ueberall, besonders an den Köpfen, Fingern und Zehen, gucken die Knochen aus dem Gipse.

Das Merkwürdigste ist für mich neben meinem Griechenmädchen ein ebenfalls erst kürzlich gefundener, in derselben Weise erhaltener Hund.

Armer Phylax! — denn so hat er ohne allen Zweifel geheißen — du wolltest dich in dein schreckliches Ende nicht finden. Was in den letzten Augenblicken deines Daseins deine arme Hundeseele zur Verzweiflung brachte, das war die grausame Kette, die dich an dem noch heute sichtbaren Halsband gefesselt hielt. Deine flinken Beine, die dich sonst so oft aus der Nähe drohender Gefahr im Nu weit weggeführt, die verdammte Kette machte sie am 24. August nutzlos.

Arme Bestie, du wußtest nicht würdig zu sterben.

Antik-römischer Todesmut war deiner Seele fremd, obwohl du ein antik-römischer Köter gewesen.

Mein lieber Phylax, es thut mir leid um dich, aber die Wahrheit muß heraus: Als Hund hast du gelebt, als Hund bist du gestorben.

Meine Daphne ist der Genius des Todes, du bist sein Gespenst.

Als sie im ersten Entsetzen aus dem Hause flohen, da dachten sie nicht an dich, den treuen Hüter des Hauses. An ihre Schätze dachten sie und stopften sich hastig die Säcke voll Gold und Geschmeide — dich aber vergaßen sie und hörten nicht dein ängstliches Geheul, als sie raschen Fußes an dir vorübereilten. Sie wollten dich nicht hören.

Wie finster ward es gar bald um dich Verlassenen. Wie hagelten die heißen Steinchen auf dein armes Fell!

Wie der arme Kerl an seiner Kette gezerrt haben mag! Die aber war mit antiker Solidität geschmiedet und hätte den grimmigen Cerberus festgehalten. In ohnmächtiger Wut, dem Ersticken nahe, warf sich endlich das dem Untergange geweihte Tier auf den Rücken, streckte die Viere zappelnd in die Luft, die Vorderbeine nach rechts, die Hinterfüße nach links. Das Maul, in das der erstickende Aschenregen drang, verbarg es unter seinem rechten Hinterschenkel.

So, in diesem Augenblicke bitterster Todesnot, umfing das häßliche Leichentuch der nassen Asche eng und enger das kämpfende Tier, erstickte sein letztes Gewinsel und formte mit mechanischer Gefühllosigkeit den schmerzvoll in sich gekrümmten, noch warmen Leib des armen Phylax ab.

Man kann nichts Tragischeres, nichts Lebendigeres sehen, als dieses versteinerte Bild des Kampfes um das Dasein. Was jene gewaltigen Künstler von Rhodus in der Figur ihres unsterblichen Laokoon aus Marmor bildeten, hier hat es ein Naturereignis aus den zuckenden Gliedern eines — Hundes geschaffen.

Phylax, du bist der sterbende Laokoon unter den Hunden.

Glauben Sie etwa, daß ein Hund nicht dramatisch, nicht tragisch sein kann? Sehen Sie doch die Wildschweinhetzen des Malers Franz Snyders an, den ein verwandtes Talent in inniger Freundschaft an seinen großen Meister Rubens band. Der gehetzte Eber kann nicht mehr aus. Den breiten Rücken mit den gestreubten Borsten gegen den Stamm einer Eiche gestemmt, bietet er das schäumende Maul mit den entsetzlichen Hauern der anstürmenden Schar seiner Feinde, entschlossen, sein Leben so teuer als möglich zu

verkaufen. Heran stürmt sie, die tapfere Meute, in immer erneuertem Angriff, mit wachsender Wut, ungeschreckt durch den Anblick eines halben Dutzends Genossen, die mit aufgeschlitzten Bäuchen auf dem Rücken liegen und im Todeskampfe röcheln. Jeder der tapfern Schar ein Winkelried, und die dunkle Bestie steht dort, felsenfest, wie die Schar der gepanzerten Ritter, gegen welche die schlechtbewaffneten Schweizerbauern vergebens anrannten.

Das sind keine Hunde. Das sind fechtende und sterbende Helden.

Wäre ich ein Gelehrter, so wüßte ich manches über die soziale Stellung unseres Phylax im alten Pompeji anzugeben. Ich wüßte zu sagen, ob der Hundestand in der antiken Stadt ein geachteter gewesen oder nicht. Soviel ich in meinem ungelehrten Gehirn an klassischen Reminiscenzen zusammenkratzen kann, scheint es mir, daß der Hund bei den alten Griechen nicht sehr respektiert gewesen sei. Der Name „Hund" war ein Schimpfname (ich glaube, daß Agamemnon im Beginn der Ilias den Achill wegen der Briseis Hund nennt), und enthielt den Vorwurf der Unverschämtheit und Feigheit. Allerdings finden wir in der Odyssee andererseits das rührende Beispiel, wo der alte Hofhund den als Bettler heimgekehrten König wieder erkennt und ihn begrüßt, um gleich darauf seine treue Seele auszuhauchen.

Bei den alten Römern scheint der Hund besser angesehen gewesen zu sein. Dies entspricht der starken Vorliebe der großen Krieger für die Jagd (man denke an Trajan). Bei der Jagd zeigt der Hund alle seine Tugenden im hellsten Lichte. Im Vatikan und im Museum zu Neapel sieht man zahlreiche antike Hundestatuen aus edlen Marmorarten. Verachteten Tieren setzt man keine Denkmäler. In Pompeji erscheinen die treuen Hüter des Hauses oft abgebildet, u. a. in dem jetzt zu Neapel befindlichen Mosaikbilde, das einen Köter an der Kette vorstellt, mit der Unterschrift

CAVE CANEM,

eine freundliche Warnung über die der Besucher beim Ein-

tritte in das Haus schritt und die nicht immer überflüssig gewesen sein mag.

Doch genug der gelehrten Forschung, in der ich ja doch nur ein kläglicher Dilettant bin.

In unserer sentimentalen Zeit, den Tagen der Tierschutzvereine, ist das Barometer der Hundewürde sehr gestiegen. Es giebt Philosophen, welche die Gesellschaft des treuen Tieres der von ihresgleichen bei weitem vorziehen.

Ich weiß mich im Augenblicke nicht zu erinnern, wie Schopenhauer über die Hundefrage denkt, glaube aber annehmen zu dürfen, daß er, der in seinen Schriften die Menschen so oft „wie Hunde" behandelt, sehr geneigt war, die Hunde „menschlich" zu traktieren . . .

Alle diese hündischen Betrachtungen dankt der Leser Herrn Fiorelli und seiner — Gipsspritze*). Diesem trefflichen Instrument dankt man gar vieles, so z. B. eine deutliche Anschauung der hölzernen Thüren, welche die Häuser von Pompeji schlossen. Man fand sie verkohlt, aber ihre Form hatte sich im Aschenbrei ausgeprägt, und so gelang es, sie in Gips zu formen, in dem noch die wuchtigen eisernen Schlösser und Riegel stecken, natürlich sehr verrostet.

Auf demselben Wege formte man Wagenräder, Körbe, Säcke u. s. w.

Es lebe die Gipsspritze!

Erlauben Sie, daß ich Ihnen heute den Erfinder dieser Versteinerungsmaschine vorstelle. Herr Fiorelli ist ein schöner wohlkonservierter alter Herr mit weißen Haaren. Seine Bonhommie, sein schmuckloses Wesen werden sehr gerühmt. Er ist wahrhaft furchtbar gelehrt und hat erst jüngst wieder ein Buch über Pompeji herausgegeben. Der König Viktor Emanuel hat ihn für seine Verdienste zum Senator ernannt und der jetzige Unterrichtsminister**) Bonghi, der sein

*) Ich unterdrücke hier eine abscheuliche, wahrhaft diabolische Idee zu einer Karikatur des würdigen Senators und hoffe, daß man meine Delikatesse zu würdigen wissen wird.

**) Derselbe ist seither mit dem Kabinett Minghetti in ein besseres Jenseits hinübergegangen.

intimer Freund ist, erhob ihn vom Direktor des Museums in Neapel zum Generaldirektor sämtlicher italienischer Ausgrabungen. Er ist also der archäologische Totengräber en chef Italiens. Die Herren Archäologen versichern mich, daß der Mann auf seinen Posten vortrefflich passe. Tant mieux. Das passiert nicht immer im neuen Königreich Italien.

Als Herr Fiorelli noch ein junger Mann war, lebte und webte er in Pompeji, dessen Inschriften er jahrelang mit rastlosem Eifer sammelte. Pompeji ist nämlich voll der interessantesten Schmierereien und Kritzeleien aller Art. Alle Wände sind voll von Wahlaufrufen und dergleichen. Herr Fiorelli hatte ein ungeheures Quantum dieser Denkmäler gesammelt, und seine Sammlung war um so wertvoller, als diese Inschriften, wenn einmal ausgegraben und der freien Luft ausgesetzt, sehr bald durch den Einfluß von Sonne und Regen sich zu verwischen pflegen.

Als Herr Fiorelli in dieser Weise, ein Bergmann der Wissenschaft, in den reichen Schachten von Pompeji nach goldhaltigem Erz grub, begann in Europa der scharfe Wind von 1848 zu wehen. Die Bourbonen, die stets an faulen Zähnen litten, mochten die Zugluft nicht leiden. Das hinderte jedoch Herrn Fiorelli, ihren Unterthan, nicht, sich von der Pest der Revolution anstecken zu lassen. Ihm that der Zug wohl, er hatte treffliche Zähne.

Als sich das Blatt wendete und Thron und Altar wieder im holden Vereine schrankenlos das Glück der Völker zu gründen in der Lage waren, da wurde es Herrn Fiorelli klar, daß die Stunde des Karcers für ihn geschlagen habe, denn schon saßen viele befreundete Anführer im Loch.

— Caro amico, sagte er eines Tages zum capo-stazione von Pompeji, der in dem kleinen Bahnhöfchen als unbeschränkter Herr regierte, wenn ich nicht sehr irre, so werden sie mich nächster Tage fassen. Hier hast Du meine sämtlichen Schriften — er händigte ihm ein gewaltiges Packet ein — verwahre sie wohl bis zu meiner Rückkehr.

Herr Fiorelli hatte sich nicht geirrt. Eines Tages kamen die Sbirren und steckten ihn in ein Lokal, wo der

junge Gelehrte reiche Gelegenheit hatte, das Rembrandtsche Helldunkel, erzeugt durch einen schmalen von oben einfallenden Lichtstrahl, gründlich zu studieren.

Endlich schlug die Stunde der Befreiung. Fiorellis erster Gang war natürlich zum Stationschef.

— Gieb mir meine Papiere wieder, lieber Freund. Sie sind ein Stück von meinem Leben.

Der wackere capo-stazione kratzt sich verlegen hinter den Ohren.

— Siehst Du, carissimo, beginnt er stotternd, als sie Dich wegführten, da stieg mir der Gedanke zu Kopf, daß in Deinem Packete nichts als lauter revolutionäre Schriften enthalten sein müßten. Mir war, als hätte ich brennende Kohlen in der Kiste unter meinem Bette. Zuerst hielt ich mich zurück, dann aber konnte ich meiner Angst nicht mehr Herr werden, ich ergriff das Packet und — —

— Und — rief, von einer entsetzlichen Ahnung ergriffen, der junge Gelehrte, und — —

— Und — warf es ins Feuer, schloß der unselige Tropf von einem Freund.

Da war nichts zu machen. Selbst die wohlverdiente Hinrichtung des Dummkopfes mittelst des Rades hätte die Frucht jahrelangen Fleißes nicht wieder geschafft.

Manches ließ sich ersetzen. Viele Inschriften (dipinti), welche der Regen indessen weggewaschen, waren für Fiorelli, die Wissenschaft, die Welt verloren.

Moral: Mißtraue stets, wenn du ein politisch verdächtiger Gelehrter bist, allen Eisenbahnbeamten, besonders aber dann, wenn selbige ungewöhnlich borniert sind.

XVI.

Wie der unwissende Spaziergänger durch den Einfluß der gelehrten Luft von Pompeji zum großen Archäologen wird. Im Bewußtsein der neuen Würde liest er mit seinen alten Feinden, den Verlegern, die Leviten und prophezeit seine litterarische Zukunft.

Pompeji, 16. August 18 . .

Die begrabene und wieder erstandene Stadt hat es mir angethan. Ich sitze noch immer in der „Sonne", und Gott weiß, wann ich fortkomme. Manchmal mache ich mir Vorwürfe. „Nun sollte ich glauben," beginne ich, „daß du den Vesuv genug angegafft hast, alter Freund. Auch an den alten Tempeln und Häusern sieht man sich endlich satt."

Ich gebe der Stimme in meinem Innern recht und verlange vom Sonnenwirt die Rechnung. Da erblicke ich eine ganz neue Form der Rauchwolke, die aus dem Krater des Berges still und majestätisch ins abendliche Blau emporsteigt.

Ich zahle meine Rechnung und — bleibe. Aehnlich ergeht es mir, so oft ich der antiken Stadt meinen Abschiedsbesuch machen will. Jedesmal entdecke ich, daß ich gerade jetzt im Begriffe bin, mich in die Zeit vor 2000 Jahren ganz und gar einzuleben und daß meine Phantasie eben beginnt, die schweigenden Straßen und Häuser mit all jenen Gestalten zu bevölkern, die einst darin gelebt und gewandelt.

Hierzu kommt noch etwas anderes. Ich will's nur offen gestehen. Ich fühle es in allen Gliedern, daß ich auf dem besten Wege bin, ein Gelehrter zu werden!

Ich gefalle mir nicht wenig in der neuen Livrée. Ich trage sie keck, als wäre sie mir auf den Leib geschneidert, und die List gelingt oft so gut, daß die Archäologen mich in der Zerstreuung für einen ihresgleichen ansehen . . .

Verdienst ist meinerseits nicht viel dabei. Man wird hier gelehrt und weiß nicht wie, das Zeug liegt in der Luft, wie das Salz in der Brise, die von der See herweht. Die „Sonne" ist die gelehrteste Kneipe der Welt. Das Gepäck

der Reisenden besteht aus wissenschaftlichen Werken in allen Sprachen, Kupferstichen, Grundrissen von Tempeln und antiken Häusern. Läßt einer ein Stück Papier liegen, so kannst du darauf schwören, griechisches und lateinisches Geschreibe darauf zu finden.

Mit einem Worte, die gelehrten Tauben fliegen hier gebraten in der Luft umher, und man hat nur das M . . . aufzumachen u. s. w.

Jetzt sehe ich erst, und zwar mit Schaudern, welch' klägliche Art Kreatur ich war, als ich hierher kam. Ein wahrer „Freitag“. Ja ich war schlimmer als ein Wilder, denn ich besaß von ihm nur die Unwissenheit, nicht aber die heroischen Tugenden, die wir aus Coopers Romanen kennen.

Wie ganz anders stehe ich jetzt da!

Odysseus und seine alte Amme, Penelope und die Freier, die Räusche des alten Silen, die verdächtigen platonischen Beziehungen zwischen Diana und Endymion, das höllische Pech des Aktäon bei der Badebelauschungsgeschichte, die oft erprobte Treue des Donnerers, die bedenklichen Geschichten von Leda, Danaë und Jo, die schöne Fabel vom goldenen Apfel, den Paris der Schönsten von den Dreien geben sollte, das Opfer der Iphigenia, der Raub der Proserpina, die drei Grazien und die drei Parzen, die zwölf Götter und die neun Musen — alle diese hochwichtigen Materien befinden sich nun in meinem Kopfe in größter Vollständigkeit und wunderbarer Ordnung; mein ganzes klassisches Inventar ist aufgeräumt, abgestäubt und gelüftet; mottenfrei, frisch gewaschen und gefirnißt, kann es getrost das Jahrhundert in die Schranken fordern.

Und wie leicht das alles erworben wurde! Es fiel mir in den Schoß, wie die Erbschaft eines amerikanischen Onkels.

Jetzt fange ich auch an, den haut goût der Gelehrsamkeit, den gelehrten Hochmut, zu kosten, und bereue bitterlich alles, was ich meinem Verleger an schmählichen Libellen gegen die Herren Gelehrten zugesendet und was er gewiß nur zu bereitwillig veröffentlicht hat.

Ich thue hiermit feierlich Abbitte und Widerruf.

Ich könnte jetzt den Gesang Leporellos travestieren:

Will nun selbst den Doktor machen,
Will nicht länger Esel sein,
Nein, nein, will nicht 2c.

Wenn Sie mich jetzt sehen würden, wie ich so ein altes Wandgemälde oder Relief nur so nach der Seite anblinzle und im Augenblicke mein Halbdutzend gelehrter Auslegungen parat habe, bei meiner armen Seele, Sie würden einen höllischen Respekt kriegen.

Ich fange an, dem Archäologen abzusehen, wie er „sich räuspert“ und „wie er spukt“ und thue es ihm womöglich noch zuvor in der hochmütigen Art, wie ich die ungelehrte Bande behandle. Gewöhnlich lasse ich zwar einen mild elegischen, aber doch vernichtenden Sarkasmus vorwalten. Nur selten werde ich direkt grob. Das passiert nur in dem Falle, wo ich einen Ignoranten mit etwas niederschmettern kann, was ich gerade fünf Minuten vorher irgendwo aufgeschnappt habe.

In solchen Fällen kann ich mich nicht zurückhalten und lasse den Dummkopf mit einem Schlage sehen, welch' unermeßliche Kluft ihn von mir und der Wissenschaft trennt.

Jetzt fange ich auch an, es deutlich in meinem Eingeweide zu spüren, das berühmte „kurze Gedärm“, über welches Schiller aus Neid spottete, da er es eben nicht besaß. Ich fühle es, ich muß heute lehren, was ich gestern gelernt, ich muß schreiben und drucken lassen. Ich bedarf keines Freundes, der mir angäbe, wie ein gelehrtes Buch über Pompeji zu machen wäre. Cervantes hatte einen solchen allerdings nötig, als er sich mit seiner Vorrede zum Don Quixote nicht zu helfen wußte; aber der arme Cervantes war eben kein Gelehrter.

Ein Verleger, der mir alle einschlägigen Bücher über Pompeji zusenden wollte, könnte bei mir jedes beliebige Originalwerk über die berühmten Ruinen bestellen und in der kürzesten Zeit geliefert erhalten. Hat doch Overbeck die erste Auflage seines mit soviel Beifall aufgenommenen

Buches über Pompeji geschrieben, ohne auch nur einen Fuß in die antike Stadt gesetzt zu haben! Wir Gelehrte sind schon so.

Seinerzeit gehörte zum Büchermachen Talent und Wissen. Heutzutage braucht es nur Eins: Courage.

Was für lederne Kerle, was für mittelmäßige Köpfe sah ich aus ganzen Bergen von Zetteln „geschätzte“ Werke zusammen tragen! Kein einziger eigener Gedanke, alles nach Art der Ameisen zusammen geholt. „Wir Philologen denken nicht selbst, sondern untersuchen nur, was andere gedacht haben,“ wie jener gelehrte Mann sagte.

Seit ich dem Geheimnis auf die Spur gekommen, wie Bücher mit dem Sitzfleisch statt mit dem Hirn gemacht werden, sehe ich den Weg zur Unsterblichkeit sonnenklar vor mir. Bevor ich ihn aber betrete, habe ich mit den Herren Verlegern eine alte Rechnung auszugleichen.

Der Augenblick ist gekommen, um mich an dieser Brut vor aller Welt zu rächen. Wie oft haben sie mich durch ihr kühles Lächeln zur Verzweiflung gebracht, wenn ich mit einem überaus wertvollen Manuskripte, der Frucht hundert schlafloser Nächte, anrückte, um einer fühlbaren Lücke in der Litteratur, einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen?

Bekam ich nicht ewig denselben circulus vitiosus zu hören:

„Werden Sie erst bekannt, Verehrtester, dann wollen wir sehen“ — —

Wie soll ich aber bekannt werden, Ihr Herren, wenn Ihr nie Druck und Papier an mich wagen wollt?

Von den Verlegern gilt, was Goethe von den Frauen sagt: „Ein Titel muß sie erst vertraulich machen“. Bist du einmal Professor oder gar Hofrat, so wird dir der jammervollste Schund mit Gold aufgewogen.

Bedurfte es nicht des ganzen Einflusses des großen Johnson, um für den göttlichen „Vicar of Wakefield“ lumpige sechzig Pfund in die stets leeren Taschen des armen Oliver Goldsmith zu zaubern?

O Ihr Verleger! Eure Unthaten sind so zahlreich, daß man, wie jener kaiserliche Wüterich von den Römern, von

Euch wünschen möchte, daß Ihr nur einen Kopf hättet! Ihr grausamen Tyrannen der Gelehrtenrepublik, Ihr Vampyre der geistigen Arbeit, Ihr Shylocks mit dem Schein in der einen, dem Messer in der andern Hand, ich will Euch, wie jener Papst den büßenden Kaiser, im Schnee vor meiner Thüre stehen und ganze Winternächte lang um ein Manuskript betteln lassen.

Es versteht sich von selbst — entre nous — daß ich mich im rechten Augenblick erweichen lassen werde. Dann wird das verehrungswürdige Publikum in rascher Reihenfolge erblicken:

1. „Den archäologischen Hexenmeister oder pompejanischen Zauberlehrling, Anleitung, in 48 Stunden ein vollkommener Archäologe zu werden." Ein Versuch von W. Wyl. 32 Seiten in 16°. Es folgt ohne Verzug:

2. „Der vollkommene Pompejaner, oder der fleischgewordene Gips." Mit Photographien von Daphne und Phylax. 120 Seiten in 8°.

Indessen haben beide Werke kolossale Anerkennung gefunden und ich bin an eine katholische Universität berufen worden. Es erscheint sofort:

3. „Von der Gräberstraße bis zum Amphitheater." Vollständiger Führer 2c. mit Plänen und Karten. Von Professor W. Wyl. 300 Seiten in 8°.

Das Buch hat gewirkt. Einer der Shylocks erhält jetzt für 80,000 Fr. von mir auf seine inständigen Bitten das Manuskript von (Nr. 4) „Daphne, oder der Tod im Aschenbrei". Romantisches Trauerspiel in fünf Akten vom Hofrat Professor Wyl.

Um das nächste Buch raufen sich die Verleger. Ich schlage es dem zu, der neben 150,000 Franken eine schöne Villa am Comersee bietet. Es heißt:

5. „Phylax, oder der Tod des Verlassenen," Roman aus den letzten Tagen Pompejis. Vom Geheimen Rat W. Wyl.

Selbstverständlich haben wir auch unser Organ, unsere gelehrte Offiziöse, den

„Neuen freien Pompejaner,“ mit einer Beilage: „Der Gladiator, Wochenschrift zur Bildung von Geist und Herz“. Herausgegeben vom Baron Wyl, Geheimer Rat, Ritter des goldenen Vließes und zahlloser gelehrter Gesellschaften Mitglied.

Wer kann es wissen, in welch' schwindelnder Höhe dieser gradus ad Parnassum sein Ziel finden mag?

XVII.

Das große Bergwerk des Museums von Neapel. Ein wunderbares Gestern. Pompeji als ideale Stätte sowohl des Lebens als des Todes.

Pompeji, 17. August 18 . .

Pompeji und Herculanum sind das große Bergwerk, aus dem das Museum zu Neapel Statuen aus Bronze und Marmor, Vasen und Cameen, Gemälde, Reliefs und unzählbares antikes Hausgerät aller Art holt. Kein anderes Museum der Welt hat eine solche Mine zu seiner Verfügung. Alle anderen müssen, was sie anschaffen, aus Auktionen und den Trödelbuden der Kunsthändler holen; alles, was sie neu erwerben, ist durch hundert Hände gegangen; weg ist der Reif, der frischem Obst so wohl läßt. Anders in Neapel. Da schöpft das Museum aus dem lebendigen Borne des Altertums. Das Freskobild ist von der antiken Wand, die Götterstatue von dem Altar genommen, auf dem man noch Reste des Opfers fand. Der Kochtopf ist vom Herde, die Vase aus dem Grabe, die Reiterstatue von ihrem Postamente, das Armband und der Schminktopf der Dame von ihrem Toilettentisch geholt. Dieser Schlüssel fand sich in der Hand des Skeletts, dessen ehemaliger Besitzer ihn in die Hinterthüre seines Hauses stecken wollte, als er nach langem Zögern sich zur Flucht entschloß. Da war es auch zu spät. Diese Gold- und Silbersachen fand man bei dem Skelette des Sklaven, neben dem des Herrn, an derselben Hinterthüre.

Dieser Haufen Münzen stammt aus den Wechslerbuden am Forum; diese Waffen aus der Kaserne der Gladiatoren, diese Einlaßkarten aus dem Theater, dieser Stein mit den Normalmaßen vom Forum, wo er als Gesetz für Handel und Wandel aufgestellt war. Dieser herrliche Faun aus Bronze wurde an der Stelle gefunden, wo er täglich die Augenweide seines Besitzers gewesen, und diese beiden Reiterstatuen standen in Herculanum an der Stelle, wo das dankbare Volk sie hingestellt hatte, um die Wohlthäter der Stadt, Balbus Vater und Sohn, zu ehren.

Wie das so alles nach Gestern riecht, und doch ist dieses Gestern zweitausend Jahre entfernt! Dieses niedliche Skelettchen in der bronzenen Schüssel war ein saftiges Ferkelchen, das der Gebieter am Abende des 24. August zu speisen wünschte, wenn er aus dem Amphitheater nach Hause käme. Wie schön sich gerade seine Haut bräunte, als der dumme Berg mit seinem höllischen Spektakel dazwischen fuhr. Der Koch fand vielleicht Zeit zu entwischen, sein Herr hat schwerlich sein Haus wiedergesehen. Der Befehl, ein Ferkelchen zu braten, war seine letzte That als pompejanischer Hausherr gewesen.

Dieser Ring stak an der Hand einer Frau, die vergebens dem Verhängnis zu entrinnen suchte, diese chirurgischen Instrumente fand man im Hause eines der Bader von Pompeji, deren es mehrere gegeben; denn schon damals starb man selten eines natürlichen Todes, sondern meistens infolge ärztlicher Behandlung. Mit diesen komischen Figuren, die auf Schweinen oder Hähnen reiten, spielten die lockigen Kleinen von Pompeji auf den stillen Plätzen, wo jetzt nur die Eidechse vorbeihuscht; mit diesen Würfeln spielte der Schlemmer in der Schenke, in der sie gefunden wurden, und in dieses Tintenfaß tauchte der Gelehrte, vielleicht Cicero in Person, die Feder. Dieses Schwert lag neben dem Schädel eines Löwen in der Arena, und daneben das Skelett des Kriegers, der gegen die grimmige Bestie gekämpft. Diese Fessel band die Füße des Gefangenen, der an diesem dunklen Tage der unglücklichste aller Pompejaner war, denn er allein konnte nicht einmal die Flucht vor dem Verhängnis

versuchen. Mit diesen Farben in Schalen und Muscheln malte der Maler, mit diesem Meißel glättete der Bildner sein Werk, mit dieser Wage betrog der Verkäufer den Kunden. Diesem ehernen Halsband fluchte der Sklave, der es trug. Alles gestern, d. h. vor zweitausend Jahren.

Dieser Dornröschen-Hauch des Gestern ist das wunderbarste in dem großen Märchen von Pompeji. Dieser Hauch verleiht selbst dem soliden Steinpflaster mit seinen schmalen hohen Trottoirs und mit seinen ovalen Schrittsteinen zum Ueberschreiten der Straßen bei starken Regengüssen ein ewig neues, unsagbar phantastisches Interesse. Diese tiefen Geleise erzählen für sich eine endlose Geschichte von den Tausenden und Tausenden, die durch Hunderte von Jahren in Freud' und Leid, in Geschäften und in Muße darüber hingefahren und hingeschritten. Phantast, wie ich bin, kann ich stundenlang auf einem solchen Schrittsteine sitzen und die alten Geleise anstarren. Ich sehe zwei Buchstaben auf einem Pflastersteine. Mein Freund M**, der bescheidene Gelehrte liest sie. Ich habe vergessen, wie er die beiden Worte aussprach.

„Das Pflaster wurde vor Augustus gelegt," sagt er. Der Teufelsjunge hatte diese Geschichte aus zwei Buchstaben ablesen können.

Auch in Rom giebt es antikes Pflaster, auf dem Forum, auf der Via Sacra, hie und da auf der Via Appia. Auch in Frascati führt eine gute Strecke antiken Pflasters den Berg empor zu dem wunderschönen kleinen Theater, von dem die Villa Ciceros, sein berühmtes Tusculum, nicht weit ablag. Aber in Rom ragt das Altertum aus den Schöpfungen des Mittelalters und der Neuzeit nur trümmerhaft empor, wie die Pfosten und Bretter eines Wracks aus der Fläche der See. Hier in Pompeji bist du aber im vollen, lebendigen Hafen der alten Zeit; alles ist da, vom Dreimaster bis zum schwanken Kahn des antiken Lebens, vom säulen- und statuenreichen Forum bis zur einkammerigen Bude in der ärmlichen Seitenstraße. Das Kleine schließt sich hier ans Große, das Zufällige ans Bedeutende, das Private ans Oeffentliche, das

Armselige an das Glänzende. Es ist ein volles, ganzes Bild, mit Licht und Schatten, mit Vorder-, Mittel- und Hintergrund, und hast du ein bischen Phantasie, so wimmelt Dein Bild gar bald von der mannigfachsten Staffage.

Hier offenbart sich dir der antike Mensch als Volk und als Individuum, in beiden Erscheinungsformen bedeutsam aufgefaßt und künstlerisch verklärt. Im Forum hast du ihn als Staat, als „alle für einen, einer für alle". Hier werden die Gesetze gemacht, und aus den Bürgern jene gewählt, die im Namen der Mehrheit handeln sollen. Hier standen zu Fuß und zu Pferde die Bildsäulen jener, die der Gesamtheit sich als Freunde, als Väter bewährt. In diesen Hallen dichtbei wurden die Geschäfte verhandelt, das Recht gesprochen. Dort, im herrlichen Venustempel, vereinte ein schöner Kultus in seinen Säulenhallen das Volk am Fuße jener göttlich schönen Herme aus weißem Marmor, deren Blick noch heute süß elegisch auf den Ankömmling ruht. Sei Heide oder Christ, Muhammedaner oder Jude, hier zwingt milde Schönheit dein Herz zu stillem Gebet. Dort sind die zwei Theater, wo die Gesamtheit den Worten des Dichters lauschte und ihre Tugenden, ihre Thorheiten und Schwächen bald mit Thränen im Auge, bald unter frohem Gelächter in dem Spiegel sah, den ja die Kunst nach des Dichters Gebot dem Leben vorhalten soll. Auch im öffentlichen Bade erblickst du nicht allein das Behagen des Einzelnen, für das reichlich gesorgt ist; dein Auge bleibt gefesselt von der säulengetragenen Halle, wo die Alten, schönerer Tage gedenkend, den Spielen der Jugend zusahen. Die Auffassung des individuellen Bedürfnisses und Genusses im Sinne der Gesamtheit schafft auch bei der Lösung dieser in unseren Bädern ganz nüchtern behandelten Aufgabe aus jedem Raum eine Halle, oder eine schützende, umfangende Kuppel. Wohin dein Auge trifft, überall erfreut dich auch hier die bildende Hand des Künstlers. Stämmige Telamonen tragen das Gesims, das bärtige Haupt unter der schweren Last auf die breite Brust niederbeugend. An der Decke aber fliegt frei und schön Ganymed empor, getragen von

den mächtigen Fittigen des Königs der Lüfte. Und hast du alle die Plätze erforscht, wo das tägliche Geschäft und der Genuß des Lebens die Lebenden zusammen führte, so wende deinen Fuß nach der stillen Gräberstraße vor dem herculanischen Thor. Da stehen sie, in malerischer Freiheit zerstreut und doch im ganzen eine imponierende Allee, die Schlummerstätten ihrer Lieben, eine ganze Stadt, erbaut von Liebe, Dankbarkeit und schmerzlicher Erinnerung.

Hier, an dieser stillen Straße, findest du das Pompeji, das schon den Lebenden jener Zeit das tote war. Die Straße scheint dir still, und sinnend nimmst du Platz in einer jener Nischen, in deren Form einige der Gräber — welch' schöne Idee! — gebracht sind, damit dein Leib bequem ruhen könne, indes dein Geist in der grauen Ferne weilt, wo diesen Toten die Sonne Homers leuchtete. Die Straße scheint dir still und, ein Kind unserer Zeit, verleihst du ihr unwillkürlich die elegische Stille unserer Friedhöfe, aus deren Bezirke das Leben gebannt ist, an deren Mauern das Heute aufhört, das Gestern beginnt.

Freund, du thust Unrecht. Die Toten jener Zeit wohnten mitten unter den Lebenden, keine düstere Mauer schloß sie ab vom Getreibe des Lebens, so wie ihnen der Tod ein freundlicher Genius war und kein scheußliches Gerippe, wie uns. Blicke um dich. Du bist in einer der frequentesten Straßen der Stadt. Villen — man will in einer derselben die Ciceros erkannt haben — wechselten mit den Wohnungen der Toten, und das Gelärme einer großen Herberge erscholl hart neben den stillen Aschenkammern entschwundener Geschlechter. Die Straße zu deinen Füßen mit dem ausgefahrenen Geleise kann dich lehren, daß sich der Strom des Lebens hier reich ergoß. Die Nacht wohnte hier neben dem Tage — ihnen war der Tod keine Nacht, ihnen feierten die Abgeschiedenen den großen Tag der Ruhe neben der Plage und Mühe, die das tägliche Leben an ihnen vorüberziehen ließ. Nicht durch die grausen Bilder von Strafe und Vergeltung, nicht durch die modererfüllte Finsternis eines Sarges, nein, durch die lodernden Gluten eines ver-

klärenden*) Feuers traten jene Scheidenden in das Reich, „von dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt“. Keine grausige Wirklichkeit, kein ängstlicher Gedanke an Fäulnis und Würmer beklemmte das Gemüt des Sohnes, der Mutter, die hierher kamen, das Gedächtnis der Ihrigen zu ehren. Sie kamen hierher, mit Genien zu trauern und nicht, vor Gespenstern zu schaudern. Ein Mahl von Früchten und ein Trunk Wein, genossen an jenem Triclinium, inmitten der von Künstlerhand ideal gebildeten Stätten des Todes, leitete den Geist mit sanfter Hand aus dem sonnigen Heute in das mondbeglänzte Reich des allen Sterblichen gemeinsam Unabwendbaren. Der Genius, der dir den Vater entführt, schwebt leichtbeschwingt, ätherbeglänzt, an dir vorüber, anstatt daß ein Unhold aus moderduftenden, klappernden Knochen dir gräulich mit der Sense winkt, mit der er die Blumen deines Lebens gemäht.

XVIII.

Die Tempel und die Pfaffen der toten Stadt und ihre heutigen Kopien. Theater und Arena. Die Achillesferse der römischen Welt.

Pompeji, 18. August 18 . .

Von den Tempeln Pompejis beherrscht der des Zeus das Forum; hier blickt der Gott auf das öffentliche Leben nieder, beschützt das Recht, lohnt die Guten, straft die Bösen. Der Tempel der Venus**) beweist in der herrlichen Anlage seiner Säulenhallen, in seiner Pracht und Größe, daß das lustige Völkchen von Pompeji in der Göttin der Schönheit

*) „O weiser Brauch der Alten, das Vollkommene,
Das ernst und langsam die Natur geknüpft,
Des Menschenbilds erhab'ne Würde gleich
Wenn sich der Geist, der wirkende, getrennt,
Durch reiner Flammen Thätigkeit zu lösen.“
Goethe, Natürliche Tochter.

**) Neuere Forschungen ergaben zwar, daß derselbe dem Sonnengott Apollo gewidmet war.

und der Freude seine ganz spezielle Patronin verehrte, eine Annahme, welche uns übrigens durch viele andere Züge bestätigt wird. Von besonderem Interesse ist der den Theatern nahegelegene kleine Isistempel. In der Zeit Vespasians war der schöne einfache Kultus der alten Götter schon lange in den Hintergrund getreten und der derbe Fetischismus der Aegypter in die Mode gekommen mit Priestertrug, Wundern und Ceremonien aller Art, so wie wir dies heute an dem Wesen jenes Kultus sehen, der für katholische Religion ausgegeben wird. Was der Isiskultus in Rom und Pompeji war, ist heute in Süditalien die Madonnen-Verehrung*).

Von dem alten Tempel steht freilich nichts mehr als die nackten Mauern, Nischen und die Säulenstümpfe. Die Satyren des Juvenal zeigen uns aber, wie wir diesen Raum zu ergänzen und zu bevölkern haben.

Wie stark ist das Pflaster bei dem Tempel ausgetreten, welche Scharen müssen alltäglich hierher geströmt sein, um die Wunderbude der schlauen Pfaffen zu besuchen, zu beschenken. Und merkwürdig, diese Wunderbude sah ganz so aus, wie die unserer Zeit und die Pfäfflein selbst, sie glichen denen unserer Tage aufs Haar:

. . . . „Der würdige Glatzkopf, der das geschorene Volk der plärrenden Priester hereinführt, alle in Leinen gehüllt“ . . . .

Hier beschreibt Juvenal zugleich die Isispriester vor 2000 Jahren und die heutigen Camaldulenser.

Die Bude selbst glich einer heutigen neapolitanischen Marienkirche aufs Haar und der Kultus ebenso. Alles voll Weihgeschenke, aus Wachs gebildete Glieder, deren Originale die große Göttin von schweren Uebeln geheilt, Gesang der frommen Gemeinde, brennende Lichter und Weihrauchsqualm.

---

*) Sehr geistvoll führt dies W. Roßmann in seinem schönen Buche „Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen“ durch. Der treffliche Mann spielt nirgends den gelehrten Schulmeister, offenbart aber überall ein aufs feinste durchgebildetes Verständnis für antikes und modernes Leben, verbunden mit einer durch und durch gesunden Kunstanschauung. (Leipzig, E. W. Grunow, 1869. 8°.)

Die Hauptrolle spielten unter den Frommen damals wie heute die Damen, und ich brauchte nur einige gute Katholikinnen meiner Bekanntschaft zu zeichnen, um die getreuen Konterfeis der Isisanbeterinnen von Pompeji zu liefern. Die Pfaffen gehen bei ihnen aus und ein. Der holt, um drohende Gefahren abzuwenden, aus dem Hause der frommen Dame einen Korb mit Eiern und reiche Purpurgewänder, jener braucht eine fette Gans und große Brotkuchen, den Zorn des Osiris zu besänftigen. Die „wackelnde Jüdin“ kommt und deutet Träume für etwas Kupfergeld, und der aus den Sternen weissagende Chaldäer beweist sonnenklar, daß demnächst die reiche Mutter, der kinderlose Oheim und der sehr im Wege stehende Gatte der Dame in den Hades hinabsteigen, dafür aber der Geliebte sich bis ins späteste Alter rosiger Gesundheit erfreuen werde.

Die gute Dame thut alles, was ihr die Diener der Gottheiten vorschreiben. Sie giebt und schenkt ohne Unterlaß, kasteit den schönen Leib durch Fasten und durch Umherrutschen auf den zarten Knien und schläft in besonders wichtigen Fällen im Tempel der Göttin in einem geweihten Bette*), die Heilung eines Gebrechens oder die Erfüllung eines Lieblingswunsches zu erlangen.

Wie doch die Hochwürdigen aller Zeiten die Menschheit bei ihrer schwächeren Seite zu fassen wissen! Wie doch der Schein und das Gewand des Kultus stets eitel Heiligkeit, sein Wesen und Körper aber Geben, Geben und immer Geben war!

Nahe dem Tempel der Isis liegen die zwei Theater von Pompeji, ein größeres und ein kleineres; das letztere führt bei den Gelehrten den Namen des komischen. Hier wurde aufrichtig Komödie gespielt; hier wollte jeder für sein Geld betrogen sein.

Es gehört mit zu den wundersamsten Empfindungen, auf den Stufen eines solchen antiken Theaters zu sitzen, um

---

*) Dieser Teil des antiken Kultus findet sich in katholischen Ländern mit einer kleinen Nuance wieder in der — Pfarrersköchin.

sich her zu blicken auf die leeren Sitzreihen, auf denen Tausende horchend gesessen, hinabzusehen auf die Scene, wo Eifersucht und Liebe, Ehrgeiz und Mordlust, verkannte Unschuld und bestrafte Eitelkeit das Bild des Lebens entrollten. Unten siehst du die breiten Marmorstufen, auf welche die Ehrensessel verdienter Bürger gestellt wurden, weiter hinauf unabsehbar die Sitze, auf denen sich, ein murmelndes Meer, die Tausende der Zuschauer drängten. Der Leser findet in jedem gelehrten Kompendium das Nötige über die Einrichtung der Scene, die gelehrten Hypothesen über die Maschinerie des Vorhangs und der Dekorationen, den Ort, wo die Blitz-, Donner- und Flugmaschinen angebracht waren. Ich bin kein Gelehrter und mag auch nichts abschreiben. Was an allen öffentlichen Gebäuden der Alten am meisten anregt, ist die unabänderliche Vereinigung höchster Zweckmäßigkeit mit schöner Form. Das gilt vom Größten wie vom Kleinsten. Alles im antiken Leben war praktisch und schön zugleich, angefangen vom Kollosseum, das 100 000 Menschen faßte bis zur Lampe in der letzten Schenke. Sei das Material Gold, Silber oder Erz, Edelstein, Marmor oder gebrannter Thon, stets findest du jegliches Ding wunderbar seinem Zwecke entsprechend und als Kunstwerk voll Geschmack und Leben. Das gilt von der marmorstrahlenden Basilika ebenso gut wie von dem thönernen Wasserspeier am niedrigsten Hause, der dir, ein groteskes Silensgesicht, freundlich zugrinst.

Verhältnismäßig klein und unansehnlich sind die beiden Stätten der Dichtung im Vergleiche zu der mächtigen Bühne, welche das Volk von Pompeji für die blutig ernsten Spiele der Arena erbaut hatte. Das größere Theater faßte kaum mehr als 5000 Personen, das Amphitheater wohl über 20000. Heute findet man noch die Ankündigungen der grausamen Spiele an den Wänden, wo diese oder jene „Familia“ von Gladiatoren dem Volke eine bevorstehende Augenweide anpreist, freilich in der lakonischen Kürze des römischen Stiles: Familia (der Name) pugnabit . . .

Welche gräßliche Ironie liegt in dem Worte „Familia“ für eine solche Gladiatorentruppe, deren Mitglieder heute

fröhlich zusammen lebten und morgen sich grausam zerfleischten und oft mit solcher Wut, daß man den Arm des ergrimmten Fechters zurückhalten mußte, da das Volk Miene machte, den verwundeten Gegner begnadigen zu wollen?*)

Das flavische Amphitheater in Rom — das „Kolloſſeum“ — ist, obwohl stark zerstört, noch immer der Löwe aller antiken Arenen. Es verhält sich zu ihnen allen, wie der Niagarafall zu den übrigen Wasserfällen des Erdkreises. Oft schien es mir im Lichte des Vollmondes, als glichen die schiefen Flächen, an denen sich einst die Sitzreihen folgten, stürzenden Katarakten unendlicher Fluten. Läßt auch diese überwältigende Erinnerung die Arena von Pompeji klein erscheinen, so verleiht dieser die landschaftliche Umgebung wieder einen ganz einzigen Reiz. Den Hintergrund des Bildes bildet nämlich die in herrlichen Linien abschließende mächtige Wand des Vesuv und aus seinem hohen Haupte steigt eine dunkle Wolke, ein ernster Epilog zu dem entsetzlichen Drama, das gerade an dieser Stelle am 24. August 79 begann.

Dazu kommt die unendliche Stille, die von keinem Laute gestört wird; höchstens hört man das Gezirpe eines Heimchens oder den Laut eines Vögelchens, das Geraschel der flinken Eidechsen. Du kletterst auf und nieder und läßt bald den Blick auf der eirunden Fläche ruhn, deren Sand das Blut der Sterbenden trank, bald schweift er empor an den Sitzreihen, von denen Beifall oder Zischen den Tapferen lohnten, den Feigen höhnten, und von wo dem flehenden Blicke des Unterliegenden der abwärts gerichtete Daumen des blutgierigen Volkes den Tod kündete, der ihm auch alsbald in der Gestalt des kurzen breiten Schwertes seines Gegners ins Herz drang.

Du schreitest durch die mächtigen Korridore und zwängst dich durch die niedere Pforte, durch welche die Toten geschleift wurden. Alles regt zu Gedanken; das ist die Seite des antiken Lebens, die wir nicht fassen können. Wir staunen

*) Man sieht diese Darstellung auf einem Relief in der Gräberstraße. Das aus den Wunden des unterliegenden Fechters strömende Blut ist mit roter Farbe an der Wand angedeutet.

über die großartige Einheit ihres öffentlichen Lebens, über die schönen Formen, in der dieselbe Ausdruck fand. Ueberall, im Kleinen wie im Großen, glauben wir den Typus des Zweckmäßigen und des Anmutigen zu sehen, und je mehr wir den Spuren ihres öffentlichen, ja auch des privaten Lebens nachgehen, desto mehr prägen sich dieselben in ihrer künstlerischen Erscheinung wie Gesetze in eherne Tafeln, als ewig gültige Typen in unsern Geist, unsere Phantasie. In der Arena ist es anders. Unser Herz wendet sich schaudernd ab. Unser Herz — ja, wir dürfen so sagen. Die Alten als Volk hatten kein Herz. Sie ließen die ungeheure Majorität ihrer Mitgeschöpfe als Lasttiere arbeiten, und in der Arena war das Flehen des Unterliegenden, sein Todesröcheln Musik ihren Ohren, sein strömendes Blut Weide ihren Augen.

Hier, in diesem immensen Egoismus der antiken Welt, liegt der Punkt, wo sie „faul“ war. In diese Achillesferse des glänzenden Weltreiches war schon in jenen letzten Tagen Pompejis der Todespfeil gedrungen. Zwölf armselige barfüßige Fischer hatten bereits die Welt erobert und die ganze antike Welt mit ihren Tempeln und Amphitheatern, Basiliken und Foren stand schon auf unterhöhltem Boden.

Aus den Fischern jener Tage sind heute wieder die Isispriester geworden, gegen welche Christus die Seinen ausgesandt hatte. Auch diese Priester und ihr Kultus bestehen nur mehr dem Scheine nach, ob auch ihr Weihrauch und ihre Gesänge noch zum Himmel dringen. Eine neue Lehre ist uns verkündet, und sie hat so viele Tempel unter uns, als es fühlende Herzen giebt. Diese neue Religion kommt nicht vom Himmel herab, von der Erde steigt sie zu ihm empor. Ihren Namen nimmt sie von der Menschheit, sie heißt Menschlichkeit.

Menschen sind wir alle und wollen uns wohnlich einrichten auf dieser Erde. Braucht es sichtbare Tempel, so seien es gut gelüftete Schulen und Arbeiterwohnungen. Das Glück jedes Einzelnen, der Fortschritt der Gesamtheit, der allgemeine Friede und das Aufhören jeglicher Barbarei, das ist die neue Lehre.

Du aber, o Genius der Geschichte, fasse die Kronen und die Krummstäbe zusammen, mit denen sie uns im Mittelalter beglücken wollten. Nimm auch das Torturzeug der Inquisition dazu und lege den ganzen Kram zu den Gladiatorenwaffen im Museum zu Neapel.

XIX.

Wie in Pompeji die lebendig begrabenen Häuser auferstehn. Das antike Privathaus. Der Spaziergänger fühlt sich endlich in der toten Stadt ganz zu Hause und nimmt schweren Herzens Abschied von ihr.

Pompeji, 20. August 18 . .

Hast Du jemals gesehen, freundlicher Leser, wie sie Tote ausgraben?

Die Geschichte ist unheimlich genug. Shakespeare muß es oft genug gesehen haben, sonst gäbe es die Friedhofsscene im „Hamlet“ nicht.

Welch seltsames Gefühl beschleicht einen, wenn der Spaten dem Sarge näher und näher kommt. So ein Sarg ist ein Stück Jenseits, ein dunkler Fremdling auf dieser Welt. Halt! da trifft der Spaten die Bretter. Welch dumpfer Klang! Es liegt dir seltsam auf der Brust; es ist dir, als wäre es darin dunkel und modrig, wie in dem dunklen Bretterkasten zu deinen Füßen, und du fühlst darin jeden Schlag des Eisens, der auf diesen fällt.

Willst du diese Studien und Empfindungen variieren, so geh' nach Pompeji und lasse in deiner Gegenwart ein totes Haus ausgraben. Sterben denn die Häuser auch?

Ganz gewiß. Was einmal lebt, das „stirbt“, wenn es untergeht. Und jedes wirkliche Haus lebt. Hat dir nie ein lieber alter Erker freundlich zugewinkt, eine traute Ecke dich, den Müden, zum Ruhen und Träumen eingeladen? Ist ein trauliches Fensterchen mit Weinranken nicht wie ein

liebes Auge mit wirren Locken daneben? Wenn du das Unglück hast, in einer unserer gräßlichen Mietskasernen zu wohnen, im fünften Stockwerk mit dreihundert anderen Leuten, dann begreife ich deine Zweifel. Ich aber rede vom antiken Familienhaus in Pompeji, welches nichts anderes war, als ein weiter, weiter Schlafrock seines Herrn; überall sieht man, daß er sich darin behaglich fühlte.

Die Häuser von Pompeji starben also am 24., 25. und 26. August 79. Sie erstickten in der Asche, wie so viele ihrer Bewohner. Sie erstickten mit all' ihren traulichen Winkeln und Plätzchen, ihren süßen und bittern Geschichten und Erinnerungen. Es gab junge und alte, auch uralte „Häuser" von Häusern in Pompeji. Viele von ihnen hat man ausgegraben. Sehr viele stehen noch in ihren Aschensärgen reihenweise an den alten Straßen. Auch für sie wird die Stunde der Auferstehung schlagen.*)

Dort graben sie eben ein schönes Haus aus. Es ist dasselbe, in dem sie vor kurzem an dreihundert Rechnungen auf hölzernen Tafeln gefunden haben. Es hat wahrscheinlich einem Bankier gehört. Er liebte die Malerei sehr, alle Zimmer sind davon voll. Im „Tablinum" ist eine herrliche Iphigenie an die Wand gemalt. Nebenan graben sie. Seltsam! Man hat ein ähnlich Gefühl wie beim Ausgraben eines Sarges, ich wenigstens fühle meine Brust beklommen. Ist es, weil alles, auch die Häuser, in Pompeji lebendig begraben wurde?

Das Zimmer, das sie eben bloßlegen, war mit herrlichen Malereien geschmückt. Schon kommt da eine wundervolle männliche Gestalt zum Vorschein, eine Figur umflossen vom Glanz der Jugend und voll königlicher Anmut. Was thut der junge Heros? Er setzt den Fuß auf ein schwankes

*) Seinerzeit wurden solche Ausgrabungen oft in Gegenwart großer Herren vorgenommen. Auch Pius IX. zu Ehren veranstaltete man, so wird erzählt, einst eine solche archäologische Feier. Man fand in Gegenwart des Papstes in dem betreffenden Hause eine Menge Altertümer, aber leider auch einige — frische Orangenschalen, die der Arrangeur des „Fundes" in der Zerstreuung vergessen hatte.

Brett, aha, er steigt in ein Schiff. Ungern scheint der königliche Jüngling vom Lande zu scheiden, man sieht noch nicht, warum. Mehr und mehr fallen der Sand und die kleinen Bimssteinstücke von dem Gemälde. Jetzt ist alles klar. Am Ufer schlummert eine edle Frauengestalt. Es ist Theseus, der die schlafende Ariadne verläßt.*)

In Pompeji schreibt sich ein Buch von selbst. Der Stoff ist unerschöpflich. Wieviel gäbe es noch zu erzählen, zu beschreiben! Und wenn ich mich erst daran machen wollte, ein feines „Ragout von andrer Schmaus“ zu bereiten — da käme alle vierzehn Tage ein Band zusammen.

Was für ein Stoff wären die Privathäuser der antiken Stadt! Diese Kehrseite des öffentlichen Lebens der Alten ist so eigentümlich nach ihrer praktischen Seite und dabei abermals, analog den öffentlichen Gebäuden, so durchaus künstlerisch aufgefaßt und durchgeführt, daß im Anfange des Staunens kein Ende ist und daß man schließlich sich von dem nicht trennen kann, was anfangs fremdartig schien und was man gar bald als musterhaft zweckmäßig und schön erkannt hat.

Wer sich ein wenig in englischen Novellen umgethan hat, der kennt die Einrichtung des englischen Familienhauses. In jedem solchen Buche kommen die Ausdrücke parlour, dining-room, drawing-room, bedroom hundertmal vor. Die Engländer sind wohl die einzige Nation, die in unseren Tagen durch die feste Gliederung ihres Familienhauses eine so frappante Analogie mit den alten Römern haben. Sie sind ihnen übrigens auch in allen anderen Dingen geistesverwandt, wie der alte Garibaldi vor sechs Monaten in Rom den Arbeitern erzählte.

Der alte Römer lebte nicht in Zimmern, sondern in säulengetragenen Hallen, deren sein Haus zwei zählte; das

---

*) Ich sah dieses herrliche Bild in den letzten Tagen ausgraben. Es ist eines der schönsten, die ich in Pompeji gesehen; der Glanz, die Tiefe und die Harmonie der Farbe waren unbeschreiblich; auf einige Distanz hatte es die Wirkung eines leuchtenden Rubens. Dieser frische Schimmer bleibt den bloßgelegten Gemälden leider nur wenige Tage.

Atrium, in welches man von der Straße tritt; hier empfing er die Klienten und hier durfte man ihm von Geschäften, von Politik und dergleichen reden. Und das Peristylium, welches noch reicher geschmückt war, als das Atrium, meist einen Fischbehälter, Fontainen und dergleichen hatte. Hier lebte der antike Mann sich und den Seinigen. Zwischen den beiden oben offenen Säulenhallen finden wir das gedeckte Tablinum, wo die Urkunden des Hauses und die Büsten der Vorfahren aufgestellt waren. Die Zimmer, welche diese Räume umgeben, scheinen uns klein und unansehnlich; wir müssen uns aber stets gegenwärtig halten, daß die Alten nur bei schlechtem Wetter und des Nachts sich ihrer, gleichsam als Zufluchtsorte, bedienten; sonst lebte man im Freien, man mochte nie den schönen Himmel dieses Klimas entbehren.

Obwohl die Häuser von Pompeji heute samt und sonders nur Ruinen sind — die Dächer hat die Last der Asche zerquetscht, alles Gebälk ist verkohlt — so lebt man sich doch bald in diese schönen Organismen ein und bevölkert diese von Gemälden und Säulen prangenden edlen Räume mit den Gestalten, deren Heimat und Wirkungskreis sie gewesen. Es ist einem, treibt man sich wochenlang in diesen Häusern umher, als mache man nach und nach die Bekanntschaft der ehemaligen Besitzer und ihrer Familien; man glaubt sie selbst, ihre Frauen, Kinder und Sklaven zu sehen, und zuletzt fangen gar die verlassenen Fontainen des Hauses zu springen an, und in der „Piscina" tummeln sich seltene Fischlein; auch der Garten, dessen Beete*) beim ersten Besuche schwarz und tot aussahen, belebt sich, Blumen sprießen und Wohlgeruch erfüllt die Luft. Man fängt auch an, Unterschiede zwischen den pompejanischen Hausbesitzern herauszufinden; der scheint uns gastlich, der andere goldgierig**),

---

*) In einigen der Hausgärten kann man die Form der Beete noch recht gut erkennen. Von Pflanzen ist natürlich nirgends eine Spur.

**) Manche Mosaiken rufen dem das Haus Betretenden gastlich ein

„HAVE" (Ave)

der liebte Mosaiken, jener zog Bilder vor, dieser diente der Venus, jener war wohl ein großer Gourmand, denn sein Haus ist voll gemalter Fische und Hühner.

Nirgends fehlt ein den Laren und Penaten geheiligtes Plätzchen; in den Häusern der Reichen ist's ein eigener kleiner Altar (Lararium), in denen der Armen eine schmucklose kleine Nische in der Mauer.

Da sitze ich wieder auf einem der mächtigen Schrittsteine. Jetzt bin ich nun schon recht zu Hause in der alten Stadt, und kämen Cicero oder Sallust auf mich leibhaftig zugeschritten, es nähme mich wahrlich nicht sonderlich Wunder. Nur mit dem Reden würde es hapern, wenn die Herren nicht französisch sprechen, denn mit meinem Latein sieht es windig aus.

Groß und Klein, Alt und Jung, drängt sich das Volk der Pompejaner an mir vorüber. Der bleibt stehen und liest die Aufschriften an der Wand; er sinnt nach, ob er Cajus, Titus oder Sempronius zum Aedilen oder Duumvir wählen soll; er ist ein bedächtiger Bürger und will sein Wahlrecht mit reiflicher Ueberlegung ausüben. Wohin schleichst du, alter Rufus? Warte, alter Sünder, das sage ich deiner Frau, der armen Sophronia. Du gehst da in ein böses Haus. Vorne zwar sieht es wie eine Schenke aus, hintenaus aber ist ein Zimmer, in dem ich ein sehr unzweideutiges Gemälde gesehen habe.

Ein junger Laffe kommt gegangen; der Zustand seiner Sandalen läßt darauf schließen, daß kein ganzer „Quadrans“ mehr in seiner Tasche steckt. Auch er liest die Aufschriften. Da heißt es in einer derselben, daß fünfundsechzig Sesterzen (etwa sechzehn ein Viertel Franken) der erhalten solle, der eine aus einem Laden entwendete eherne Urne zurückbringt. Fünfundsechzig Sesterzen, das wäre ein Fang, wo aber den

---

zu. Einer, der wohl ein reicher Kaufmann war, ließ in den Steinteppich bei seinem Thore wirken:

„SALVE LUCRUM“

er hieß also weniger den Fremdling, als den Gewinn und das liebe Geld willkommen. War wohl ein pompejanischer „Gründer“!

Dieb finden? So scheint der Junge zu denken und kratzt sich hinter den Ohren.

Ein anderer junger Kerl kommt gegangen, zieht einen Nagel aus der Tasche und kritzelt an der Wand.*) Er muß verliebt sein, er sieht so schmachtend aus. Jetzt geht er weg. Laß sehen, was hat er geschrieben? Scheint nicht viel Glück in der Liebe zu haben. Denn er will „der Venus die Rippen brechen und die Schenkel zerschlagen". Nach ihm kommt ein grämlicher Alter. Er liest kopfschüttelnd die politischen und die verliebten Inschriften, zieht ein Messer aus der Tasche und beginnt bedächtig zu kritzeln. „Ich wundere mich, daß du noch aufrecht stehst, o Wand, mit all' dem Geschmiere auf dir." So lese ich, nachdem der Alte brummend fortgegangen.

Gehen auch wir. Vorbei geht es an vielen Schenken. Haben schon damals gute Geschäfte gemacht, die Herren Wirte. Ihre Schenktische sind gar prächtig mit allerlei farbigem Marmor geziert. Laden folgt auf Laden. Da ist einer, wo sie Gemüse feilhalten, dort verkaufen sie Oel aus ungeheuren Amphoren. Hier bekommt man Seifen, wohlriechende Oele und Wässer, dort Geschmeide, hier purpurne Gewänder, dort Farben und Pinsel zu kaufen. Eine schwarze Sklavin keucht in raschem Laufe heran und rennt mich beinahe nieder. Sie klopft aus Leibeskräften an jener Thüre. Dort wohnt der Chirurgus; die Herrin des Mädchens bedarf seiner helfenden Kunst, um die Zahl der Bürger von Pompeji um einen, nötigenfalls auch zwei oder gar drei, zu vermehren.

Da kommt eine Schar lustiger Gesellen; sie gehen nach den Thermen zu. Am Eingange erwartet sie der „Capsarius", der Sklave, der ihnen Ringe und Geld in Verwahrung nimmt. Eine Weile sehen sie den Spielen im Vorhofe zu, dann geht's ins Schwitzbad. Ist die Haut gehörig erhitzt

*) Dergleichen eingekratzte Inschriften giebt es sehr viele in Pompeji; man nennt sie „Graffitti" zum Unterschiede von den „Dipinti", die mit roter Farbe gemalt sind. Alle hier erwähnten Inschriften existieren in Pompeji.

und von Sklaven geknetet und gesalbt, dann munter ins „Frigidarium", und fröhlich in den kalten, krystallhellen Wogen geplätschert. Wie das erquickt und stärkt.

Doch es bringt auch böse Gedanken. Das Fleisch ist nicht umsonst wiedergeboren durch den Wechsel von Hitze und Kälte. Gleich bei den Bädern, da ist ein schlimmes kleines Haus. Der eine der jungen Gesellen macht den andern einen Vorschlag, er wird nur zu gerne angenommen. Sie hüllen sich in ihre Kleider und schlagen den Weg, den breiten Weg der Sünde ein. Dürfen wir ihnen folgen? Heute ist das kleine, böse Haus geschlossen, der Kustode hat den Schlüssel. Die Malereien und Inschriften der fünf kleinen Zimmer erzählen die uralte und ewig neue Geschichte von gewerbemäßiger Schande und entwürdigter Weiblichkeit. Eine Inschrift nennt selbst den Preis der Schande. Heute trägt das Laster einen dichten Schleier, damals lockte es in Bild und Schrift den Wanderer von der Straße an sich. Doch genug, man „darf das nicht vor keuschen Ohren nennen", was „keusche Herzen" schon damals „nicht entbehren" konnten.

Und jetzt nehme ich wirklich Abschied von der alten Stadt. „Gott sei Dank," sagt der freundliche Leser, der anfängt, seinen Spaziergänger aus Pompeji heraus direkt ins Pfefferland zu wünschen. Also Ave, antike Wunderstadt; und du, braver Sonnenwirt, ade! ade!

XX.

Der Spaziergänger verwertet seine neugebackene Gelehrsamkeit zu einigen praktischen Vorschlägen. Er schreibt an den König von Italien und den Khedive von Aegypten, um mit ihrer Hilfe seine Ideen auszuführen.

Neapel, 22. August 18 . .

Da wäre ich nun wieder im schönen Neapel. Ich sitze wieder auf meinem Balkon, unendlich dehnt sich zu meinen Füßen der blaue Golf, ohne Zahl drängen sich Barken und große Schiffe im Hafen. Zu mir dringt empor das Ge-

murmel und Gebrause dieser wimmelnden Tausende, ich höre den gellenden Gesang der Verkäufer. Die Stadt scheint jetzt ein Meer von Pfirsichen und Trauben, als ich nach Pompeji ging, waren es unabsehbare Wogen aus Melonen und Pflaumen.

Meine Gedanken schweifen in die Ferne. Nach der klassischen Stille von Pompeji will mir der Lärm hier roh und wüst vorkommen. Ich hätte gute Lust, den Kerl mausetot zu schießen, der schon seit früh morgens unter meinen Fenstern seine Pfirsiche anpreist und dabei schreit, als stäke ihm ein Pfahl im Leibe. Anstatt abzunehmen (er schreit schon seit vier Stunden), wird seine Stimme immer stärker, immer gellender!

Wie schön, wie edel träumte es sich auf dem Forum, in den Thermen und Theatern von Pompeji!

Das altrömische Märchen, die wiedererstandene Stadt, will mir nicht aus dem Sinn. Bald schwärme ich poetisch von ihm, bald kleiden sich meine Gedanken in den Trieb, Gutes zu stiften. Der Trieb zu schaffen, zu nützen wird endlich so heftig, daß ich ihn nicht mehr bewältigen kann. Wie wäre es, denke ich, wenn ich es versuchte, nicht nur durch Bücher, sondern auch durch praktische Schöpfungen weltberühmt zu werden?

Voyons. Erst einmal die Idee. Ich möchte, daß in Pompeji ein antikes M u s t e r h a u s aus einer der aufgegrabenen Ruinen hergestellt, eingedacht und mit sämtlichem Geräte ausgestattet werde, ganz so wie es vor zweitausend Jahren ausgesehn. Selbst in die Tracht jener Zeit gekleidete lebensgroße Puppen müßten in den verschiedenen Räumen angebracht werden, scheinbar in der entsprechenden Art beschäftigt. Der Hausherr im Gespräch mit Klienten, die Frau mit Kindern und Mägden, die Sklaven an der Arbeit, Daphne bei der Toilette, Phylax an der Kette.

Zuerst heißt es also an die italienische Regierung schreiben.

An die Minister schreibe ich nicht. Da wäre mein Brief und meine Idee „besorgt und aufgehoben“. Der König selbst soll mich hören. Auf das Couvert schreibe ich:

„An Se. Majestät den König Victor Emanuel, den ersten Träger der Krone des einigen Italiens, zu finden in einem der Thäler bei Aosta, unter einem Zelt, vermutlich in kurzweiliger Gesellschaft.“ Mein Brief aber lautet:

Sire!

Ich habe leider nicht das Glück, direkter Unterthan E. M. zu sein. Es ist mir nicht gegönnt, von meinem glänzenden Einkommen als deutscher Autor an Ihre Staatskassen $13^2/_3$ pCt. als tassa di ricchezza mobile abzuführen, so wie es die mit 45 Franken monatlich bezahlten Kustoden in Pompeji thun. Trotzdem fühle ich tief für dieses schöne Land, und dieses Gefühl treibt mich an, mich dem Throne E. M. zu nahen, mit einer Idee. Ich weiß zwar, daß eine solche an dieser erhabenen Stelle ein überaus seltener und auch nicht gern gesehener Gast ist, doch kann ich E. M. versichern, daß dieselbe nichts mit Staatsgeschäften zu thun hat, vor deren drückender Last E. M. in die unzugänglichsten Bergthäler geflohen sind — meine Idee betrifft die Kunst.

Die Welt weiß, daß E. M. die schöne Natur und auch die Kunst über alles lieben. Der Haß Eurer Majestät gegen alle Staatsgeschäfte ist der Haß des Poeten, des Künstlers, des Mäcenaten. Allerdings verachten E. M., und zwar mit Recht, all’ den rostigen, staubigen, modrigen Kram der Museen; E. M. ziehen das volle, rosige Leben vor und haben daher Höchst Ihre huldvolle Aufmerksamkeit neben der hochpoetischen Beschäftigung mit der Jagd ausschließlich dem Kultus der leichtfüßigen Terpsichore zugewendet. Sei das Auge des Jägers in E. M. noch so müde, das des Künstlers und Kenners ist stets frisch genug, ein schönes Ballet zu genießen. Und wie E. M. in diesen Ihren Genüssen mit Meisterhand das Ungesunde und Gemachte vom Realen, Faßbaren zu unterscheiden und festzuhalten wissen!

Der Plan in der Anlage enthüllt Eurer Majestät die Idee zu einem pompejanischen Musterhause. Gestatten Sie seine Gründung, Sire, der Sie Italien „gegründet“ und hierauf gestattet haben, daß in dem neuen Reiche

„Gründer" aller Art alles Erdenkliche, z. B. die famose regia dei tabacchi gründeten, zur Wonne und zum Heile Ihrer beneidenswerten Völker. Ihr Finanzminister wird E. M. zwar sagen, daß kein Geld da sei, wie er immer thut, selbst dann, wenn es sich für den höchstpersönlichen Gebrauch E. M. um einige lumpige Millionen außerhalb der Civilliste handelt. Entgegnen Sie diesem heuchlerischen Knauser, Sire, daß weder das Tragen seidener Kravatten in Italien besteuert ist, noch auch Streichhölzer, Zahnstocher, Fingerhüte, Stiefelknechte und dergleichen dem Staate den schuldigen Tribut entrichten. Er möge tapfer zugreifen, es liegt noch ein unendliches Feld vor ihm, z. B. Mausefallen.

Uebrigens bin ich bereit, unter sämtlichen Gebildeten der Welt eine Subskription zu eröffnen, denn alle wünschen ein antikes Musterhaus in Pompeji. Für die Lumperei von 50 Prozent Rabatt übernehme ich es, die ganze Geschichte auszuführen. Indem ich E. M. noch inständigst bitte, Ihrer Gnaden der Gräfin Mirafiori in meinem Namen das weiße Händchen küssen zu wollen, verharre ich E. M. in tiefster Ehrfurcht ersterbender allerunterthänigster Knecht

W. Wyl,

Direktor des Musterhauses in spe.

Sie werden zugeben, daß man nicht feiner schmeicheln, nicht beweglicher bitten kann. Der Erfolg meines Briefes ist unzweifelhaft und bald wird alle Welt in der Lage sein, in dem von mir mit Umsicht und Energie dirigierten Musterhause mit einem Blicke das antike Leben zu erfassen, anstatt gezwungen zu sein, sich dasselbe aus den Trümmern von Pompeji und den in Neapel aufbewahrten Altertümern mit der Phantasie einer Scheherasade aufzubauen.

Mein Reichtum an Ideen ist mein Unglück. Ich habe schon wieder eine. Wie wäre es, wenn ich nun auch an alle Regierungen ein Cirkular richtete, mit der Aufforderung, das Studium der Ruinen von Pompeji unter der heranwachsenden Jugend en masse zu fördern? Die Ruinen gehen, wie alles Irdische, nach und nach zu Grunde, die

aufgedeckten Gemälde verbleichen in Wind und Wetter, und der Vesuv paßt nur auf eine Gelegenheit, den ganzen Kram aufs neue zu begraben. Pompeji, frisch, farbig und unendlich lehrreich, wie es jetzt ist, muß ausgenützt werden. Was will es sagen, wenn diese oder jene Regierung einen oder zwei pergamentene Archäologen hinschickt?

Ganze endlose trains de science müßten die studierende Jugend aller Länder scharenweise an die Pforten der lebendig gewordenen Altertumskunde bringen! Ist erst ein Beispiel gegeben, dann folgt alle Welt nach.

An wen soll ich mich zuerst wenden? Viel Vertrauen hätte ich zum verstorbenen prince consort gehabt; das war ein wahrhaft gebildeter, feiner Herr. Seine Frau ist nichts als eine musterhafte Witwe. Der Marschall Mac Mahon? Ja, wenn das heilige Herz nicht wäre, denn ihm gehören die freien Stunden des tapferen Kriegers. Der Czar? Der denkt jetzt zu viel an das Testament Peters des Großen. Auch Kaiser Wilhelm und der geniale Franz Joseph von Oesterreich denken im Augenblicke nur an den kranken Mann und die bevorstehende Teilung seiner Erbschaft. Oesterreich, Preußen, Rußland sind die drei neidischen Göttinnen, Konstantinopel der goldene Apfel, wer wird Paris, wer Venus sein?

Wo ich auch hinsehe, nirgends ist auf Gehör zu hoffen. Umsonst denke ich an Herrn Stephan, den preußischen Postdirektor. Das ist zwar ein Mann, der vor nichts zurückschreckt. Aber er ist zu sehr beschäftigt; so lange er nicht das Welt-Pennyporto durchgesetzt, ist an Gehör für meine Idee nicht zu denken.

In Europa komme ich nicht an. Bleiben nur der Mikado von Japan und der Khedive von Aegypten. Zwei vielversprechende Anfänger. Der Mikado ist zu weit abseits gelegen; aber der Khedive, der Khedive! Zu dem Mann habe ich Vertrauen. Zwar sitzt auch er jetzt mit der Trauermaske des lachenden Erben am Schmerzenslager des kranken Mannes, aber ich bin sicher, daß er nebenher noch für andere Dinge Interesse hat. Also frisch ans Werk:

Großmächtiger Fürst der Gläubigen,
Erhabener Khedive!

So oft sich die Sonne erhebt in Deinem grenzenlosen Reiche, beleuchtet sie eine neue Provinz, die dein starker Arm am Tage zuvor zu der unermeßlichen Zahl der übrigen gefügt. Nie steigt die Sonne ins Meer hinab, ohne scheidend irgend ein neues Werk deines erhabenen Geistes zu grüßen.

Dein Turban, o Fürst, deckt das Haupt des weisesten, des rastlosesten der Reformatoren unserer Tage. Staunend blicken die Völker, neidisch die Fürsten des Abendlandes, des morschen Europa, auf Dich, der Du den Krieg übst wie ein Held, ohne je aufzuhören, den Künsten ein Vater, den Weisen ein Bruder zu sein. Was in Europa noch geleistet wird, ist Kopie, ja Karikatur Deiner Werke, Deines Strebens.

Erhabener Fürst! Deine Weisheit ist meine letzte Zuflucht! Zu Deinen Füßen windet sich, ein Wurm im Staube, der Gründer des „antiken Musterhauses“ in Pompeji. Ich weiß, daß diese stammelnde Anzeige genügt, Dich zu bewegen, 100,000 Deiner gläubigen Jünglinge in das Land der Ungläubigen zu schicken, damit sie sehen und studieren und den Samen der Weisheit nach Hause bringen. Wirf einen gnädigen Blick auf den Plan meines Hauses. Sollte es Deiner Großmut gefallen, mir das Entrée für die 100,000 im vorhinein auszahlen zu lassen, so ist das Unternehmen gesichert, ein neuer Edelstein in die Krone Deines Ruhmes gefügt, und den entarteten Fürsten des Abendlandes ein neues herrliches Beispiel gegeben!

Die Welt wird staunen. Der Zug der 100,000 ägyptischen Archäologen, die da vom Nil kommen, um zu lernen, wird eine vernichtende Vergeltung sein für die Kreuzzüge, die zu morden und zu zerstören kamen. Heil Dir, erhabener Fürst, und vergiß nicht, Deine Briefe zu frankieren. Gebiete Deinen Eunuchen, in meinem Namen Deine tausend Frauen zu umarmen.

Es küßt den Saum Deines Gewands Dein Sklave
W. Wyl,
wissenschaftlicher „Gründer“ in Neapel.

Ich habe nun alles gethan, was man als Poet, als Gelehrter und als Menschenfreund im großen Stile für Pompeji thun kann.

Jetzt lockt mich aber ein holder Gesang, und ich kann nicht länger widerstehen. Süß und schaurig tönt es herüber von dem blauen, duftigen Eilande Capri. Das sind die Sirenen Homers. Auf Wiedersehen, freundlicher Leser, bei den Sirenen und auf den Trümmern der Paläste des finstern Tiberius!

XXI.

Was Raphael über Capri gesagt hätte. Des Spaziergängers Ankunft auf der berühmten Insel; erster Eindruck.

Insel Capri, Ende August 18 . .

Du hast Madonnen von Raphael gesehen, freundlicher Leser, im Louvre, in Wien, in Rom und Florenz. Es interessiert Dich vielleicht zu wissen, wie so eine Madonna entstand? Ich weiß das ganz genau.

Hatte der göttliche Urbinate einen besonders schönen Moment seines dunkeläugigen Bäckermädchens erspäht, so eilte er, ihn aufs Papier zu bringen. Oft genug stand ein Liebessonett auf der andern Seite des Blattes. Ueber sein Blatt gebeugt, zeichnet der junge Meister mit gewohntem Fleiße — sehen wir ihm über die Schulter. Bald erblickt man zwei holde Kinderfiguren in Gesellschaft einer sitzenden Frauengestalt. Das eine der beiden Kindlein hat er der holden Frau auf den Schoß gesetzt, das andere läßt er, ein gefangenes Vögelchen in der Hand, auf die liebliche Gruppe zueilen. Die kleine heilige Novelle hat den Titel: Madonna mit dem Kinde und dem kleinen Johannes.

Der ehrwürdige alte Herr, den wir aus der Genesis kennen und der in einer Woche soviel vollbracht, wie die Natur nach der Behauptung der Ketzer kaum in Millionen von Jahren fertig bringen kann, schuf zuerst die Welt und

dann den Menschen. Raphael kehrte die Ordnung um; waren seine Figuren fertig, so erschuf er um sie her die Welt, so wie nur sein Auge sie sah, voll Anmut und holder Freudigkeit, voll Klarheit und Glanz. Um die Jungfrau herum schafft er einen Wiesenplan voll Pflanzen und Blumen. Jede der Blumen scheint die Anwesenheit der göttlichen Frau und ihrer zwei Engel zu fühlen, allen weiß der Künstler etwas Zartes, etwas Jungfräuliches zu geben. Diese Stengel tragen ihre Blüten mit dem züchtigen Anstande, mit dem Jane Gray ihre Krone trug; diese Blumen verdienen es, der holdseligen Frau, die mitten unter ihnen sitzt, auf den Schoß gelegt zu werden.

Sanft steigt der Wiesenplan zum Mittelgrunde auf, eine Pflanze, eine Blume folgt der andern, alle mit dem Auge der Liebe beobachtet, alle mit vollendeter Anmut aufgefaßt und gezeichnet. Im Hintergrunde aber hast du keine „Landschaft“, sondern ein Gedicht des Künstlers auf sein schönes Vaterland. Freundliche Städtchen und Dörfer, die sich im Glanze des Tages sonnen und so aussehen, als könnten nur gute, reine Menschen ihre Bewohner sein. Bläuliche Hügel steigen empor, krystallhelle Wasser netzen ihnen den Fuß. Ueber all' dieser Herrlichkeit schwebt rein und glücklich, wie das Gemüt einer Jungfrau an ihrem Hochzeitstage, der Himmel Italiens.

Das sind die Blumen der Madonna, das ist das Städtchen, wo sie wohnt, das ist die Luft, die sie atmet.

Wie gut hätten wir uns verstanden, wenn der arme Raphael, der mit siebenunddreißig Jahren sterben mußte, mit mir auf meinem Balkon in Neapel hätte sitzen können.

„Edler Sanzio,“ hätte ich zu ihm gesagt, „was meint Ihr zu dieser Landschaft? Diese Berge sehen aus als wären sie von Eurer göttlichen Hand gezeichnet; diesem Paradiese fehlt nichts als eines Eurer wunderbaren Frauenbilder, welche zum ersten Male seit dem Untergange der antiken Welt der Menschheit den Begriff des Göttlichen anschaulich machen.“

Der bescheidene Künstler hätte gelächelt und wäre über und über rot geworden.

„Vor allem,“ hätte er vielleicht entgegnet, „bleibt mein Auge auf jener in der blauen See schwimmenden Insel haften; sie erscheint mir wie der blaue Schleier, den meine Fornarina über ihr tiefblaues seidenes Gewand wirft, wenn sie Sonntags nach St. Peter zur Messe geht.“

Und dann hätte er noch lange träumenden Auges auf das Eiland Capri geblickt und die schönen Linien und den bläulichen Duft der fernen Erscheinung in seine Seele aufgenommen. Die nächste seiner Madonnen aber hätte von den poetischen Schauern dieser Stunde erzählt.

* *
*

Ja wohl, sie ist wunderbar schön, diese Insel, die ich nun endlich leibhaftig sehe, nachdem ich lange von ihr geträumt, wie der fliegende Holländer von seiner Senta. In dem Geschmeide, das den Golf von Neapel umgiebt, ist sie die schönste, die berühmteste Perle. Sie wäre auch heute noch die „Insel des Müßiggangs“, wie der schon kranke Augustus sie nannte, als er hier bei Tafel sein Gefolge zu fröhlichen Spielen ermunterte; dem ersten Kaiser Roms verhieß dieser schöne Himmel mit trügerischem Glanze hart an der Schwelle des Todes zum letzten Male Glück, Gesundheit und frohe Tage. Seinem Adoptivsohn Tiberius dankt man es, daß die Schönheit dieses Eilandes, denkt man an seine Geschichte, einen eisigen Ausdruck annimmt, der dir das Blut erstarren machen will, wie jene Medusen, welche die griechischen Künstler der besten Zeit wunderbar schön bildeten, denen sie aber den versteinernden Blick ins Auge zu legen wußten. Auch nach dem Besuche des kranken Augustus blieb die Insel Jahre lang, was sie gewesen war, ein Schäfer- und Fischeridyll. Dann kamen die Tage, wo von diesen myrtenbeschatteten Felsen ein Blutbefehl nach dem andern ausging. Diese Befehle bevölkerten täglich die gelben Fluten des Tiber mit verstümmelten Leichen, ja selbst aus dem blauen Wogengürtel der Insel tauchten sie massenhaft auf, diese stummen Zeugen der furchtbarsten Grausamkeit, und blickten mit starren Augen zu den unnahbaren Felsen empor, von denen sie ein Wink

des Tyrannen herabgestürzt. Die „Insel des Müßiggangs“ war die des Blutes und der Seufzer geworden. Hier spann, während er süßlächelnd die Hände Tiberius' küßte, Caligula die ersten Pläne von Mord und Verrat, ehe er noch den ersten Flaum der Jugend auf der Lippe trug.

Täglich fluchte er der eisernen Gesundheit des furchtbaren Greises und immer lächelte er, denn stets ruhte der forschende Blick des alten Tigers auf ihm. Blicke über den blauen Golf hinüber, Freund, wo das Horn von Misenum gegen die Insel Procida vorstrebt. Dort fand die Komödie ihren Abschluß. Dort lächelte der Jüngling noch tagelang an dem Bette des sterbenden Wüterichs, bis ihn seine Rolle verdroß und dann ließ er mit Decken den Funken ersticken, der in dem achtundsiebzigjährigen Herrscher nicht erlöschen wollte. Es war der erste seiner hunderttausend Morde.

Doch stören wir ihn nicht mit solchen Erinnerungen, den heiligen Frieden dieses Fleckchens Erde. Was kann die schöne Schale dafür, wenn sie der Mörder mit Blut füllt? Spritzte nicht der warme Lebensquell aus des verratenen Siegfrieds Schulter über die schönen, unschuldigen Blumen des Waldes? Der Mensch ist es, seine Leidenschaften und Laster, die überall und immer die reine Natur beflecken. Lassen wir uns Capri behagen, wie es der Schöpfer geschaffen; hat er es doch ins kühle Wasser gestellt, damit seine Blumen ewig frisch bleiben. Heute hausen keine Imperatoren hier, keine Armee von Trabanten, bereit, auf den ersten Wink alles Lebendige umzubringen. Steigst du aus der Barke, die dich in vier Stunden von Neapel hierher gebracht, an den Strand, so empfängt dich ein gar liebliches Bild. Du bist in dem kleinen Hafen des Eilands, und entzückt blickst du bald in die smaragdenen Wellen, auf deren Grunde du die Kiesel zählen kannst, bald auf die Gruppen von Fischern, die am Strande an ihren Booten bessern und an ihren Netzen flicken. Schmeichelnd umfängt dich sofort das Bild eines stillen, genügsamen Daseins. Neben der Bucht steigen auf dem Rücken eines steilen Hügels Gärten empor, das dunkle Grün der Feigen mit dem bescheidenen Grau des

Oelbaumes gemischt; das Ganze krönt ein freundliches Städtchen. Es sind die blanken Häuser von Capri, die dich von der Höhe grüßen, wie eine Schar weißgekleideter Schulkinder den neuen Bürgermeister. Den Rahmen des Bildes bilden starre Felswände. Links auf jener düstern Höhe hauste Tiberius in der Villa, die er nach dem obersten der Götter benannt; die starre dunkle Masse rechts ist der Monte Solaro; die im scharfen Zickzack in das Steinfleisch seiner Seite eingeschnittene Straße führt nach dem Dorfe Anacapri. Wir haben also drei Niederlassungen auf der Insel. Ein kleines Fischerdorf am Strande, ein Dorf auf der Höhe des Sattels zwischen den beiden Felsblöcken der Insel und ein kleineres Dorf auf dem einen Felsblocke.

Wir können nun wählen, wo wir bleiben wollen. Am Ufer halten uns schon drei „alberghi“ ihre Visitenkarten unter die Nase in der Gestalt weithin sichtbarer Aufschriften. Wir steigen aber nach Capri empor, weil wir als Kulturhistoriker gelandet sind und dem Eiland die Hand aufs Herz halten wollen. Es geht ziemlich mühselig empor über eine in die Felsen gehauene mittelalterliche Treppe und enge Wege zwischen Gartenmauern, über welche reife Feigen und Trauben neugierig gucken. Da sind wir endlich auf dem Forum von Capri. Man sieht gleich, daß man die Blüte der Inselkultur vor sich hat, die Aufschriften „Coiffeur“ und „Refreshment-room“ sprechen deutlich genug. Was wir sonst erblicken, ist das kleine Pfahlbürgertum, wie es in allen Dörfern zu Hause ist. So sehen sie alle aus, diese kleinen Bienenstöcke, wo der Pfarrer und der Bürgermeister die Welt vorstellen und wo die Ideen zu denen der großen Städte sich verhalten, wie eine Kinderfibel zu den sämtlichen Werken Voltaires. Hier ißt jeder die Feigen seines Gartens und trinkt den selbstgekelterten Wein. Hier werden die Leute in den Häusern geboren, die ihre Ahnen gebaut und sie selbst pflanzen Reben für ihre Urenkel; hier sind wir und hier wollen wir bleiben, wie der König Victor Emanuel sagte, als er in den Quirinal einzog.

Heda, padrone, noch eine Flasche Capri bianco. Trinken Sie, Fräulein, der Wein ist nicht gefährlich. Sie werden besser schlafen, und das ist nötig, denn Sie wissen ja, morgen geht es nach der blauen Grotte.

XXII.

Das Städtchen Capri und der „Pagano“, die Künstlerherberge. Fahrt nach der blauen Grotte; kleine Abenteuer darin und anmutige Betrachtungen über sie.

Insel Capri, Ende August 18 . .

Außer dem Herrn Pfarrer, der Euch auf die Mädels verteufelt strenge ist, keine ausgeschnittenen Kleider duldet, und zur Verzweiflung der Maler das Modellsitzen für eine große Sünde erklärt hat, ist die größte Merkwürdigkeit des Städtchens Capri die Künstlerherberge, das Albergo Pagano. Ihr Wahrzeichen ist eine mächtige Palme mit stolzer Krone, die dir schon von ferne fremdartig und doch einladend winkt. Das Innere des Hauses ist von einer sympathischen Unregelmäßigkeit, wie ein liebes altes Familienhaus; auch ist ein Pianino da, und dasselbe ist recht leidlich, während das im „Albergo di Francia“ heisere Klagetöne von sich giebt, wie ein gichtkranker Greis, den man unversehens berührt. Das Originellste im Pagano, seine schönste Zierde sind die Gemälde, welche von trefflichen Künstlern, wohl zum Zeitvertreib an Regentagen, auf die Füllungen der Zimmerthüren gemalt worden sind. Du findest da mehrere ausgezeichnet anmutige Sachen des berühmten, auf der Insel verstorbenen Franzosen Hamon, z. B. eine Diana vom Jahre 1870 und eine phantastische auf einer Blume sich wiegende Mädchengestalt (wohl das Märchen?). Andere Künstler haben die Thüren mit schönen Landschaften geschmückt, wo Pinien ihre Kronen in den glänzenden Lüften wiegen und frohes Fischervolk sich am Ufer des blauen Meeres tummelt, und dergleichen.

Man zeigt dir ferner ein großes Album voll der drolligsten Karikaturen, wo die Maler einander lange Nasen und krumme Beine andichten, so daß das Buch wie das Skizzenbuch eines boshaften Kobolds aussieht. Wie es doch der Künstler liebt und wie er es versteht, sich auch dort, wo er als Zugvogel für kurze Zeit rastet, das Nest nach seiner Weise einzurichten und behaglich zu machen.

Das Albergo Pagano hat seine Traditionen, es ist kein hergelaufenes Wirtshaus, sondern hat seine Geschichte, seine Urkunden. Man zeigt dir ein Fremdenbuch aus dem Jahre 1825, ein kurioses, kleines, in Schweinsleder gebundenes Büchelchen. In diesem Büchelchen hat der liebenswürdige Kopisch, der Maler und Dichter, am 17. August 1826 in schlichter Weise berichtet, wie er mit einigen Freunden als tüchtiger Schwimmer die zwar den Alten bekannte, aber seit unendlichen Zeiten aus Furcht vor Gespenstern von niemand mehr betretene blaue Grotte entdeckt habe. Der schwimmende Poet ist auf diese Art der Wohlthäter des Eilands geworden, denn die Grotte ist eine in ihrer Art ganz einzige Kuriosität und zieht die Fremden massenhaft an. Die Gemeinde Capri erhebt eine kleine Gebühr von den Schiffern, welche den Fremden von der Marina Grande zur Grotte führen. Der Preis der Hin- und Rückfahrt — eine gute Stunde — ist 1 Frank 25 Centimes, und giebt man dem Fährmann einige Soldi Trinkgeld, so kann man sich in der Höhle aufhalten, so lange man will, und schwimmen, bis man müde ist.

Man verläßt die Marina in einem kleinen Boote und fährt links an der Küste hin, die bald zu jenen hohen, unzugänglichen Steinwänden aufsteigt, wie sie die Insel überall wie ein immenser Küraß umgeben, mit Ausnahme zweier einziger Stellen. Das Auge kann sich nicht satt sehen an dem entzückenden Spiele des Lichtes in den krystallenen Fluten, welche man nicht beschreiben, sondern höchstens mit dem Farbenspiele einer Welt von Smaragden, Saphiren und Lapislazuli vergleichen kann. Das Meer strebt vergebens, von den himmelhohen Felswänden etwas herabzunagen, darum

bleibt es so klar und rein, daß man bis sechzig Fuß Tiefe und mehr jedes Steinchen auf dem Grunde sieht. Immer höher wird der Panzer des Eilands, immer dunkler das Blau der Wogen. Wenn wir um jene Ecke herum sind, sehen wir den Eingang der Grotte, sagt Beppo, der Fährmann. Das ist mein Signal, ich entkleide mich und folge dem Boote nach Beispiel und Vorschrift des guten Kopisch.

Das Boot nähert sich nun der Grotte, und ich schwimme ihm bedächtig nach. Von außen sieht man nichts als eine kleine Oeffnung im Felsen, wie ein verfallender gotischer Fensterbogen etwa, kaum vier Fuß hoch, kaum drei Fuß breit. Der Fährmann warnte mich vor den scharfen Felszacken am Eingang der Höhle, und er that sehr wohl daran, denn obwohl das Wasser vor der Höhle sehr tief ist, so ist doch der Eingang der Grotte in der That nichts als ein Fenster, dessen unterer Teil im blauen Wasser steht, prosaisch gesagt, ein Loch im Felsen. Kopisch meint, daß nur „guten" Schwimmern die Grotte zugänglich sei, ich behaupte aber, daß jedes sechsjährige Kind bei ruhigem Wetter hineinschwimmen kann. Wenn es stürmt, kann weder Kahn noch Schwimmer in die Grotte gelangen. Es ist schon öfter vorgekommen, daß Besucher des Naturwunders drinnen zwölf Stunden und mehr harren mußten, bis sie wieder das Freie gewinnen konnten.

Kopisch's schlichte Worte, die er am 17. August 1826 in das kleine Fremdenbuch geschrieben, sind die beste Beschreibung der berühmten Grotte. „Wir benannten," schreibt er, „diese Grotte die blaue (la grotta azzurra), weil das Licht aus der Tiefe des Meeres ihren weiten Raum blau erleuchtet. Man wird sich sonderbar überrascht finden, das Wasser blauem Feuer ähnlich die Grotte erfüllen zu sehen; jede Welle scheint eine Flamme."

Mit dem „blauen Feuer" ist die Erscheinung trefflich beschrieben. Schwimmt man in Gesellschaft (ich traf nämlich schon einen Leander in der Grotte), so kommt man sich gegenseitig wie aus bläulich leuchtendem Silber geformt vor. Nichts ist drolliger, als in diesen Märchensalon in adamitischem

Kostüm einzutreten, dort ebenso gekleidete Gesellschaft anzutreffen und sich ihr in aller Form vorzustellen. Man schwimmt auf und nieder und jubelt über die Schönheit der kühlen blauen Flammen, die auch auf die steinerne Wölbung der Grotte einen zartblauen Widerschein werfen. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß die Schmierereien, die man gewöhnlich als Abbildungen der Grotte verkaufen sieht, diesen Widerschein arg übertreiben, als sähe die ganze Grotte wie aus Lapislazuli gewölbt aus. Ihr Zauber ist groß genug, er bedarf keiner krassen Uebertreibung. Man mag sagen, was man will, aber Tiberius bewies viel Geschmack durch seine Passion, in dieser Grotte, ein neuer Actäon, mit seinen Nymphen zu baden. Der Gedanke an weibliche Schönheit, verklärt durch diesen bläulich-silbernen Feuerschimmer, ist so verführerisch, daß ich beschlossen habe, den Helden meines nächsten Romans hier mit seiner Dulcinea zusammenzuführen. Auf Capri muß er sie kennen lernen und muß bald darauf Gelegenheit finden, ihr in der Grotte das Leben zu retten, da sie plötzlich sinkt. Mama, die stolze alte Reichsgräfin, fängt zu weinen an, was sie seit fünfundfünfzig Jahren nicht mehr gethan, und giebt ihr einziges Kind dem armen Maler. Mitgift drei Schlösser und 800000 Thaler bar. Sehr hübsch, nicht wahr?

Ich habe vergessen, zu sagen, daß man auf der Fahrt zur Grotte am „Palazzo al Mare" vorbeikommt, der Ruine eines der Paläste Tiberius', Trümmer von Wölbungen, Kammern und Säulen, an denen die hungrige Brandung leckt und nagt. Diese Ruine ist die ergreifendste und malerischeste, die ich in meinem Leben gesehen. Nichts spricht stärker zum Geiste, als das schöne solide Mauerwerk der Römer*) und die großartige Anlage ihrer Bauten, die auch

*) Es ist mir unbegreiflich, wie der treffliche Beulé in seinem schönen Buche über Tiberius behaupten konnte, alle Ruinen der Insel, die man der Römerzeit zuschreibe, seien jüngeren Ursprungs. Er muß sie nie gesehen haben, denn wer nur einmal auf dem Palatin in Rom gewesen, hat soviel über das Mauerwerk der Kaiserzeit gelernt, daß er in Capri auch nicht einen Augenblick in Zweifel geraten kann.

in diesen Trümmern am Meere noch zu erkennen ist. Wie ein kreischender Geier schwebt der Geist des grausamen Cäsars über seiner zerbrochenen Schöpfung, mitten in diesem Paradiese. So geht es einem immer auf dieser Insel. Jeder schöne Anblick, jeder Genuß hat diese furchtbare Kaiserfigur in sich, wie eine rosige Frucht den Wurm in sich trägt.

Ein zweites Mal besuchte ich die berühmte Grotte in Gesellschaft von Damen, die mir gestatteten, ihnen das Phänomen des Silberglanzes zu zeigen, indem ich um ihr Boot herumschwamm. Ich bin aber nie in meinem Leben für eine Gefälligkeit schlimmer gelohnt worden. Die Damen folgten meinen eleganten Bewegungen mit Aufmerksamkeit. Endlich rief die eine:

„Sie sehen ganz so aus, wie ein großer, großer Hampelmann aus Silber!“

Es fehlte wenig, so hätten mich in diesem Augenblicke die Kräfte verlassen, und ich wäre rettungslos auf den Grund gesunken. Ich faßte mich aber und stimmte ein in den Chor des frohen Gelächters, das gar seltsam wiederklang von der bläulich schimmernden Wölbung.

XXIII.

Der Spaziergänger erweist sich in den Meeresgrotten der Insel als einen der größten Schwimmer und als den ersten Poeten seiner Zeit.

Insel Capri, Ende August 18 . .

Die liebliche Insel ist das wahre Paradies der Schwimmer. Nur die Seen der Schweiz und des Salzkammergutes lassen sich mit diesen krystallklaren Wogen vergleichen. Doch haben diese letzteren einen Fehler, sie schmecken nämlich sehr bitter und salzig und erinnern so an die Frucht, die der arme Hüon seiner verschmachtenden Amanda brachte, und die außen so schön und innen wie Galle war.

Experte credo Ruperto. Der Felsenpanzer der Insel ist überall dort, wo er von dem Meere bespült wird, von

korallenartigen Bildungen überwuchert, die, äußerst hart, zackig und scharf wie sie sind, durch ihre Berührung schwerheilende Wunden erzeugen. Infolge einer solchen Wunde hinkte ich tagelang kläglich umher.

Abgesehen von der blauen Grotte, in welcher zu schwimmen absolut Ehrensache ist, findet der Freund dieses Sports eine unerschöpfliche Fülle von Genüssen im Umkreisen des Eilands zu Boot. Man fährt die himmelhohen, grau, schwärzlich und rötlich schimmernden Felswände entlang. Hie und da nickt ein Blümchen aus einer Felsspalte wie ein Lächeln im Angesichte Tiberius'. An mancher unzugänglich scheinenden Stelle sieht man, Gemsen gleich, junge Mädchen klimmen. Sie sammeln das Salz, welches hochgehende Wellen in den Felsenspalten zurück gelassen. Vorsichtig, denn Ihr treibt Kontrebande, arme Kinder. Wenn Euch das Auge der Obrigkeit erspäht, so müßt Ihr schwere Strafe zahlen, denn die Obrigkeit allein handelt mit Salz in Italien und duldet keine Konkurrenz.

Immer schauriger steigen die Felsen hinan, hin und wieder von einer Sarazenenburg gekrönt, oder auch von einer Schanze, um die sich Engländer und Franzosen hier rauften, bis die letzteren die Rotröcke vertrieben und Hudson Lowe, den englischen Gouverneur, als Gefangenen nach Neapel führten. Der Mann sollte später nochmals als Inselgouverneur berühmt werden, als Wächter des Felsenkäfigs, in den man das größte Raubtier der neueren Zeit gesperrt . . .

So oft du zu einer neuen Grotte gelangst — die Insel hat ihrer gar viele — springst du in die azurne Flut und gleitest vorsichtig, heilige Schauer im Herzen, in die Tempel, welche die göttliche Natur im Beginne der Zeiten denen errichtet, die da verlangen, in ihre Mysterien eingeweiht zu werden. In einer dieser Höhlen senken sich phantastische Tropfsteinbildungen von der Decke nieder. Es herrscht hier ein dämmeriges Zwielicht, und das dunkle Wasser ist eiskalt, da es mit der großen Masse des besonnten Ozeans nur durch ein winziges Kanälchen in Verbindung steht und stets im Schatten ist. Hier ließ Diana die Nymphen baden, welche

allzu heißes Blut hatten; so that sie auch mit der schönen Kalisto, es nützte aber alles nichts, die liebliche Nymphe ließ sich dennoch bethören.

Der eigentliche Badeplatz der jagdliebenden Göttin war aber die sogenannte grotta verde, die grüne Grotte; Diana zog seit der fatalen Affaire mit dem neugierigen Actäon diesen Badeplatz allen andern vor, weil er ganz mit himmelhohen Felsen umschlossen und nur von der See her zugänglich ist. Der Göttin war an dem dummen Actäon eigentlich herzlich wenig gelegen, die Sache hatte aber im Publikum Aufsehen gemacht, man bedauerte den neugierigen Laffen, und Diana wollte dieser Art chronique scandaleuse für die Zukunft aus dem Wege gehen.

Leichtfüßige, hochgeschürzte Diana, ich bewundere deinen Geschmack. Der Eingang zur grotta verde liegt in einer Art Felsendom, wie ihn die Phantasie Michelangelos, des Erbauers der Peterskuppel in Rom, nicht kühner hätte ersinnen können. Du hast eine kleine Bucht vor dir, deren Grundriß ein vollkommener Halbkreis ist. Auf diesem Plan steigt eine immense halbe Felsenkuppel empor, eine Nachahmung des Pantheons in Rom, erbaut von Giganten und Cyklopen. In diesen zauberischen Dom, dessen Fußboden der Azur der See ist, während der Himmel Italiens seinen Plafond abgiebt, münden die Oeffnungen von nicht weniger als vier Grotten. Die schönste darunter ist die genannte grüne Grotte; dieselbe ist eigentlich ein Tunnel, da sie nicht geschlossen ist. Hier ist das Wasser nichts anderes als der reinste, strahlendste Smaragd und die Wölbung der Grotte ist wundersam grün angehaucht; das Grün ist hier viel stärker als der blaue Schimmer an der Wölbung der grotta azzurra. Schwimmst du aus der grünen Grotte heraus, so öffnen sich dir gastlich drei andere Grotten, von denen die größte den Namen grotta rossa, rote Grotte, führt. Sie sind eigentlich alle drei rot; ihre Wölbungen spielen in allen möglichen Nuancen von Violett, Rot, und Braun und alle drei stehen untereinander in Verbindung; zwischen der roten Grotte und der ihr zunächst liegenden kleineren muß man

sich durch ein ganz schmales Kanälchen schwimmend zwischen den Felsen durchzwängen. Die Wogen schlagen taktmäßig an die Wände dieser Höhlen und erzeugen dadurch eine phantastische Geistermusik; treten sie zurück, so gewahrt man an der nassen Wand rotschimmernde korallenartige Bildungen.

In diese kleinen Höhlen pflegte Diana jene Nymphen zu sperren, welche sich beim Schießen mit Bogen und Pfeil ungeschickt gezeigt, oder die Spur des Wildes verloren hatten. Die rote Farbe rührt nicht etwa von allerlei eisenhaltigen Kalkbildungen, sondern einzig und allein von den blutigen Thränen her, welche die armen Mädchen in der Gefangenschaft geweint haben.

Wer in dieses Fabelreich kommt, der lasse die Wissenschaft daheim. Hier sei jeder Kind und lasse sich von den starrenden Felsen und der murmelnden See uralte Geschichten erzählen; er sitze der erhabenen Natur lauschend zu Füßen, wie er Großmütterchen zu Füßen gesessen, wenn sie ihm, dem lallenden Kinde, Geschichten von Zwergen und Riesen erzählte. Willst du dich denn um jeden Preis lächerlich machen, du weiser Narr, und Scylla und Charybdis, die Loreley und auch den Fischer und den Erlkönig von Goethe „wissenschaftlich" erklären und begründen? Laßt mir meine schönen Fabeln in Ruh, Ihr großen Anatomen, ich verlange nicht das Knochengerüste der Wahrheit zu sehen. Hier, in den Grotten von Capri, wohnt und webt alles, was griechische und deutsche, was südliche und nördliche Fabulisten ersannen. Schwimme vorsichtig heran, daß man kein Plätschern hört und du siehst Diana und ihre flüchtigen Mädchen, wie sie die blinkenden Marmorleiber in die smaragdene Flut tauchen. Durch diese ragenden Klippen, die einsam im Meere stehen und von denen eine in der Form eines gewaltigen Thores durchbrochen ist*), fuhr in alten Zeiten der große Dulder Odysseus, ja er segelt heute noch durch in der Geisterstunde, denn kaum daß es Mitternacht

*) Diese neben der Felsenmauer der Insel stehenden einsamen Felsenpyramiden führen den Namen Faraglioni.

schlägt, ertönt von diesen Felsen der Gesang der Sirenen, die hier in den Zeiten Homers am hellen Tage gehaust. Scheint der Mond, so siehst du das Schiff des Ithakers, ja ihn selbst siehst du, wie er es befohlen, an den Mast gebunden, damit er nicht, hingerissen von dem Zauber des Gesanges, das Steuer ergreife und das gebrechliche Schiff gegen die diamantharten Klippen lenke.

Alles das kannst du deutlich im Mondenscheine sehen und siehst du es nicht, so fehlen dir die Augen — des Poeten. Als rechter Deutscher wirst du in diesen Spalten und Höhlen auch alle die Freunde deiner Kindheit wieder finden, die Zwerge und Gnomen, die Elfen und Kobolde. Du siehst sie an den Felsen geschäftig auf- und niederklettern, sie sammeln rote Korallen und vielfarbige Muscheln. Auch Loreley sitzt im hellen Sonnenscheine auf einer Klippe und kämmt ihr goldenes Haar. In der blauen Grotte aber haust Frau Venus und wartet der Rückkehr des Herrn Tannhäuser, der aber nicht kommen kann, weil ihn Richard Wagner alle Abend an irgend einem Theater Europas beschäftigt. Da weint das schöne Weib, und ihre heißen Thränen fallen in die blaue Flut; darum schmeckt sie salzig und bitter.

„Wenn Ihr nicht seid wie diese Kleinen," sagt der Herr, „werdet Ihr nicht ins Himmelreich eingehen." Ein Kindesgemüt muß der mitbringen, der des wahren Zaubers von Capri teilhaftig werden will. Wer diese Klippen mit den rechten Augen ansieht, der wird tausend neue Fabeln erfinden, sollte er die des grauen Altertums vergessen haben. Sind es doch diese Art Gegenden, an denen Homer und Virgil zu Poeten geworden sind. Sie sahen, wie man es heute noch sieht, die Klippen in dem Lichte zittern und schwanken, welches die bewegte See zurückwirft, und sie entgingen ihren Augen nicht, die tausendfältigen grotesken Formen der Felsen, die jetzt einen Satyr, jetzt einen Cyklopen vorzustellen scheinen. Die Musik der Wellen, des Sturmes und der kreischenden Möve ward in der bildenden Hand des Poeten zur lockenden Sirene. Sättige dich mit Wissenschaft

und wandle als Schulmeister durchs Leben, so bleibst du ewig auf der Erde. Hältst du es aber mit den Poeten, so führen sie dich empor in die Lüfte, und du darfst sie schauen, alle die Wunder des Olymps, wo die unsterblichen Götter thronen.

XXIV.

Die Maler auf Capri, ihre Naturgeschichte, ihre Leiden und Freuden. Ein künstlerischer Hexensabbath.

Insel Capri, Ende August 18 . .

Gebt mir ein Paar echte Künstler zur Gesellschaft, und ich will auf einer einsamen Insel zufrieden leben, ohne jemals zu klagen. Solche Künstler — ich meine die von Gottes Gnaden — sind meistens gut und harmlos wie Kinder. Das Essen schmeckt ihnen, lachen können sie wie Falstaff über Bardolphs Nase, rauchen den ganzen, lieben Tag und wissen immer, wo der beste Wein zu haben ist. Auch ist ihnen stets genau bekannt, wo die schönsten Mädchen wohnen, zu welcher Zeit die holden Kinder ihre Blumen begießen und sich freundlich grüßend am Fenster zeigen. Stets sind sie zu allen tollen Streichen aufgelegt. Sind sie beim Pfarrer zu Tisch geladen, so kannst du Gift darauf nehmen, daß sie ihm den großen silbernen Suppenlöffel ins Bett legen, wo er ihn nicht findet, weil — — —. Giebt es wo was zu stehlen, z. B. eine schöne Traube, oder einen Kuß von den Kirschenlippen der holden Mariuccia, giebt es steile Felsen zu erklettern, oder schlägt einer vor, in den Ruinen des Palazzo al Mare eine Mondnacht zuzubringen, gleich schallt ein fröhliches Ja, Ja! dir entgegen, wenn du deine Idee vorbringst.

Wer soll auch in dieser altklugen, praktischen Zeit sich den frohen Kindessinn bewahren, wenn nicht die Künstler?

Auf Capri hausen sie zu Dutzenden. Ihr eigentlicher Bienenstock ist der Pagano, da kannst du sie des Morgens

ausfliegen und des Abends mit dem Honig ihrer Studien zurückkommen sehen. Ueberall, wo es ein schönes Plätzchen auf der Insel giebt, da hocken sie, einer, auch zwei, drei und vier auf einmal und lauschen der Natur ihre Geheimnisse ab. Unten an der Marina zeichnen sie Fischer, Schiffe, das Meer und die Eseltreiberinnen, die dem Fremden auf den geduldigen Grauen helfen und barfuß über die steinernen Treppen hinter dem Tiere hergehen, es durch Schläge zum Traben ermunternd. Dort hockt einer und zeichnet Felsen, ein anderer verewigt die Wölbungen des Kaiserpalastes am Meeresstrande, während drei seiner Freunde hoch oben auf den Felsengipfeln die Details der alten Seeräuberburgen studieren. Dort sitzt einer bei einem mächtigen Aloegebüsch, ein anderer zeichnet einen Feigenbaum, ein dritter ein Labyrinth von Weinlaub, ein vierter einen knorrigen Feigenkaktus. Guckst du in einen der malerischen Höfe, wo eine Reihe Säulen eine schwere Last goldener Trauben tragen, so gewahrst du im Zwielicht des Thores einen Jünger Apollons, der das traute Idyll abzeichnet. Du siehst einen hübschen blonden Mann bei der schönen Robinella stehen und ihr eifrig zureden. Ich wette, er will sie bereden, ihm zum Modell zu sitzen. Der Verräter, wie er ihr süß zulächelt und sie beim Kinn faßt!

Bei Künstlern bin ich stets gleich zu Hause und habe gleich ein Halbdutzend Freunde. Bei der dritten Flasche sind wir du und du. Nur mit Herrn Wasa, dem Schweden, und mit Herrn Thalberg, dem Dänen, will es mir nicht gelingen. Der Schwede hat lange Zeit in Paris gelebt und ist dann zwei Jahre in Spanien gewesen. Dort wurde er Katholik und spricht mit einer Wärme von Don Carlos, bei der mir eisig kalt wird. Er lobt die Spanier über die Maßen. „Das ist ein Volk, das Euch umbringt, aber nicht bestiehlt, das Euch finstern Blickes empfängt, aber weint, wenn Ihr fortgeht.“ Er ist Historienmaler und malt mit Vorliebe Sachen aus der heiligen Geschichte. Die Zeitungsschreiber verachtet er gründlich, denn sie wollen seine Sachen nicht loben. „Da kommt Euch so ein Kerl daher und spricht über

ein Bild ab, zu dem ich in einem Benediktinerkloster in einer Masse von alten Handschriften sechs Monate hindurch Kostümstudien gemacht habe. Es ist unerträglich!"

Der Schwede ist klein und hat einen großen Kopf mit einem mächtigen roten Bart. Der Bart und ein gewisser faustischer Zug geben ihm etwas von einem Satyr. Wenn wir zusammen spazieren gehen, so hüpft er gar behende über steinerne Treppen und Klippen, wobei ich ihm fluchend nachstolpere.

— J'ai quelque chose de la chèvre, sagt er.

— Vous en avez même beaucoup, wäre ich beinahe herausgeplatzt.

Mein Schwede spricht nämlich sehr gut und mit Vorliebe französisch.

— Der Pfarrer, sagt er, ist ein junger Fanatiker, aber aufrichtig. Er verbietet den Mädchen Modell zu sitzen, und er hat eigentlich recht. Da ist z. B. ein wunderschönes Mädchen, eine wahrhaft skulpturale Gestalt, mit einem Kopfe wie eine antike Diana. Komme ich in die Kirche, so drängt sie gleich aus meiner Nähe weg und flüstert den andern Mädchen zu: che vuole questo scomunicato?*) Sehe ich sie auf der Straße an, so wendet sie ihr Gesicht ab, als hätte sie eine giftige Natter gesehen. Die Sache ist fatal, das hätte eine herrliche heilige Katharina gegeben.

Auch mit dem Dänen komme ich nicht näher zusammen. Er ist trocken, wie die Felsenhöhen des Eilands. Einer aus unserem Kreise, ein lustiger, stets zu Unfug aufgelegter Junge, saß gestern neben ihm bei Tisch und unterhielt sich damit, Herrn Thalberg die Pfirsiche wegzunehmen, die dieser sich geschält auf den Teller legte.

„Lassen Sie das, oder ich schlage mit dem Messer zu," sagt der Däne trocken.

Der junge Maler greift wieder nach einem frischgeschälten Pfirsich, und ohne weiter ein Wort zu sagen, haut der Däne mit dem Messer zu, daß gleich das Blut auf den

*) Was will dieser Exkommunicierte?

Tisch spritzt und der Getroffene mit einem Schrei in die Höhe springt.

„Ich habe es Ihnen ja gesagt,“ sagt der Däne ruhig und schält einen anderen Pfirsich.

Nie hat man diesen dänischen Cato mit einem der schönen Inselmädchen reden gesehen. Schweigend und einsam wandert er alle Morgen nach der Burg des Barbarossa und malt die Ruinen, neben denen die Sonne glühendrot aufgeht.

Da lobe ich mir meinen Freund Albert. Auch er ist Däne, aber nicht „kühl bis ans Herz hinan“, nein, ein warmer, guter, kindlicher Mensch vom Fuß bis zum Scheitel, wie es der Däne Hamlet war, ehe er nach Wittenberg an die Universität ging und ehe ihn das Unglück um den Verstand brachte. Albert ist einer von den Menschen, wie sie mir in den Kram passen. Trägt nie Handschuhe, wenn er es irgend vermeiden kann, ist einer von denen, die über ein Sprichwort im Dialekt nachsinnen und einem alten Bettler ein Glas Wein einschenken lassen, um sich an dem sonnigen Lächeln des Greises zu laben. Einer von denen, die nichts Gedrucktes im Kopf herumtragen, sondern sich ihre Welt- und Lebensanschauung im engen Verkehr mit Natur und Volk Stein für Stein selbst aufbauen. Ein „sonderbarer Schwärmer“ mit einem Wort.

Wir zwei tauschen Händedrücke aus, wie sie nur zwischen artistischen Vagabunden vorkommen, elektrische Rucke tiefsinnigen Verständnisses.

Gestern besuchten wir zwei Künstler, die ein Piano gemietet haben. Der Schwede und der trockene Däne waren auch dabei, als wir ein Konzert veranstalteten, davon die spätesten Insulaner noch singen und sagen sollen. Ich regierte das Instrument und entwickelte meine schiffbrüchige Technik im Schweiße meines Angesichtes. Feuriger Capri Rosso machte die Runde, und unsere Herzen lebten auf unter dem Einflusse der göttlichen Melodien Mozarts. Den ganzen „Don Juan“ nahmen wir durch. Selbst der Schwede wurde warm und legte sich als erschlagener Komtur auf den Boden, damit Albert als Donna Anna bequem über seiner Leiche klagen

könne, während ich das betreffende Recitativ begleitete. Die Illusion war vollständig. Hierauf gaben sie das erschütternde Terzett, wo der Komtur sterbend zusammenbricht, Don Juan höhnend den Degen einsteckt und Leporello ängstlich den Grundbaß singt. Es war ergreifend, wie Albert als Don Juan ein ungeheures Lineal mit seinem Taschentuch von dem Blute des gemordeten Greises trocknete. Dann folgte die Registerarie Leporellos, wobei das über und über mit Heiligen angefüllte Skizzenbuch des Schweden als Verzeichnis der Opfer des unersättlichen Wüstlings dienen mußte. Hierauf das berühmte Menuett, bei dessen Klängen sich die vier Maler sofort in Reih' und Glied stellten und Verbeugungen machten, wie ich sie in der Wiener Oper nie hübscher gesehen habe. Jetzt ahmt einer das Geschrei Zerlinens nach, alle stürzen nach der Thüre und wollen sie erbrechen. Da schleppt Albert den trockenen Dänen am Kragen als den angeblich schuldigen Leporello herbei und will ihn ohne weiteres mit einem Vertreibpinsel erstechen. Don Ottavio legt sich, das Lineal in der Hand, ins Mittel, bis es Don Juan gelingt, sich, den Malstock über seinem Haupte schwingend durch die Reihe seiner wütenden Gegner durchzuhauen.

Im zweiten Akt muß Herr Thalberg, der dazu säuerlich lächelt, Leporello vorstellen und als Verliebter agieren, während Don Juan hinter ihm stehend zu Elvirens Fenstern emporfleht:

Elvira, du Geliebte,
Die ich so tief betrübte . . . .

Einer besteigt einen auf den Tisch gestellten Stuhl und stellt rittlings darauf sitzend den Komtur vor, der auf Don Juans Einladung nickt und ein geisterhaftes „Ja!" hören läßt. Don Juan bewegt Massetto zum Wachestehen und prügelt ihn durch, Leporello fleht in der Kapelle um sein Leben. Endlich erscheint die Stunde der Abrechnung. Der Komtur schreitet herein, der Malstock figuriert als Kommandostab in der Hand des steinernen Gastes.

Vergebens versucht es Don Juan, dem furchtbaren Gaste mittelst eines Bleistifts das Herz zu durchbohren. Wie aus

Marmor gebildet steht die rächende Erscheinung dort und erzählt in langen Klagetönen, wie sie die Sternenhöhen verlassen habe, um den Sünder zur Buße zu bewegen. Der Komtur verschwindet und die Teufel fallen über Don Juan her, wobei der Schwede seine Rolle überaus natürlich vorstellt, er springt wie einer der frischesten Enkel Belzebubs.

Dann folgen süße Klänge aus Schuberts Müllerliedern, der Wanderer und der Erlkönig. Max klagt sein Leid und gießt Freikugeln mit dem dunklen Kaspar, Sarastro erhebt seine Stimme zu Isis und Osiris, Florestan erzählt den Kerkerwänden seine Schmerzen, und Pizarro geht ihm mit dem Lineal zu Leibe, doch rettet die rotbärtige Leonore ihren Gemahl. Figaro scherzt, Cherubino schwärmt, die Gräfin weint — — —

Es war einer der Hexensabbathe, wie sie Künstler und Schwärmer feiern.

XXV.

Denkwürdiges Gespräch zwischen Albert, dem Maler, und dem Spaziergänger über die Engländer, die Priester und die Mädchen auf Capri. Der Spaziergänger zieht nach dem Dorf Anacapri.

Insel Capri, Ende August 18 . .

Jeder Weltmann weiß, was es zu bedeuten hat, wenn man einen guten Freund am frühen Morgen in Gesellschaft einer Flasche Sodawasser antrifft.

So fand ich meinen Albert vor dem Refreshment-Room auf dem Forum von Capri, am Morgen nach dem musikalischen Hexensabbath. Der Arme klagte über Kopfschmerzen.

— Sie haben zu oft mit Rosso und Bianco gewechselt, Bester. Ich bin beim Rosso geblieben und fühle mich ganz wohl, sage ich mit der warmen Betonung des Mitgefühls.

— Mir wird schon besser, erwidert Albert. Nur bin ich verdrießlich, weil mir alles quer geht. Denken Sie sich, Concettina will nicht mehr sitzen. Der Pfarrer hat es ihr verboten.

— Sie haben ja doch die Robinella?

— Da ist's auch vorbei, sagt der Maler, und streicht sich heftig den blonden Schnurrbart. La Robinella porta adesso il cappello.*) Die ist jetzt zu vornehm zum Modellsitzen. Diese verfl— Engländer ruinieren das ganze Land, hole der Teufel sie und ihre Lire Sterline. Sehen Sie, da kommt der Großmogul der englischen Kolonie, Lord Gooseberry, in eigener Person.

Man müßte kein civilisierter Mensch sein, wenn man bei dem Worte „Lord" nicht einen kleinen Ruck in den Nerven fühlte. Ich wende mich um und sehe eine originelle Gestalt auf uns zukommen. Ein hochgewachsener Mann, ganz in Schwarz gekleidet, Haltung nachlässig vornehm. Ein mächtiger Vollbart wallt auf die Brust herab, ober ihm wird eine Habichtsnase und ein Paar tiefliegender, grauer, hochmütig blickender Augen sichtbar. Den Kopf deckt ein Strohhut mit Schutzdach auf dem Nacken, wie sie von den Engländern in Indien getragen werden.

— Da haben Sie das Original in seiner ganzen Pracht, sagt Albert. Kommt vor etwa fünfzehn Jahren hieher, verliebt sich in eines der Inselkinder und führt sie weg nach England, als seine Frau. Dort kauft er ihr Schuhe, läßt sie erziehen und kommt nach Jahr und Tag mit Lady Gooseberry nach der Insel zurück, erwirbt Grund und Boden und baut einen Palazzo. Seit diesem fluchwürdigen Ereignisse ist es auf der Insel nicht mehr auszuhalten.

— Das ist aber stark, sage ich, ich begreife nicht...

— Werden es gleich begreifen, fährt Albert fort, und bestellt einen Bittern. Seitdem die gnädige Lady in ihrem Palazzo thront, sind alle die Mädels der Insel wie verrückt. Ihre Mütter erzählen ihnen, wie die Lady seinerzeit gleich ihnen hinter dem Esel hergegangen und um den „Bajocco" gebeten habe. „Du kannst alle Tage Lady werden, mein Kind, wenn Du klug bist." Sie begreifen, daß von Stund' an den Mädels die steinernen Treppen und die Klippen

*) Robinella trägt jetzt den Hut.

unter den nackten Sohlen brennen, jede sieht sich schon als Lady, und kommt ein hübscher Fremder gegangen, so denkt sie, ob der wohl mein „Lordo“ sein wird? Seither hat sich ein ganzer Schacher in diesem Artikel auf dem unschuldigen Eilande etabliert. Nicht jeder Engländer kann ein solches Mädchen heiraten, dazu giebt es manchmal allzu große Familienhindernisse, aber die Mädchen sind es zufrieden, wenn ihnen der „Lordo“ auf dem Municipio eine Schrift aufsetzen läßt, wodurch ihnen für Lebenszeit ihr Auskommen garantiert wird. Von dem Tage an, wo das hübsche Kind die Schrift in der Tasche hat, trägt sie auf dem schwarzen Köpfchen den Hut und ist „Signora“. Verstehen Sie jetzt?

— Ja wohl. Die Sache wird aber wohl nur ausnahmsweise vorkommen?

— Gerade im Gegenteil, Verehrtester, sie wird alle Tage mehr Mode. Ich will Ihnen morgen das angefangene Bild der schönen Mariuccia zeigen, die den Cappello seit sechs Monaten trägt. Sie hat sich auf dem Municipio in aller Form verkauft, und dieser Tage war sie mit dem jungen Henry abermals auf dem Municipio; das Warum ist an ihrer Gestalt in Frakturschrift zu lesen — —. Nächstens giebt es wieder eine Hochzeit eines Engländers hier, der seiner Angelica zu Liebe Katholik geworden ist; alle Tage hört man solche Geschichten. Solche Haushaltungen, einige legitim, die andern nicht, giebt es wenigstens schon ein Dutzend auf der Insel. Wir Maler gelten nichts mehr bei den Mädels. Wo sind die schönen Zeiten, wo sie in die Ateliers kamen, mit Blumen geschmückt und uns unaufgefordert die Tarantella vortanzten. Jetzt heißt es, eine Lira per Kopf, Wein und Maccaroni im Ueberfluß, sonst tanzen sie nicht. Auch die Männer steckt die Anglomanie an. Gehen Sie hinunter an die große Marina, wo Henrys Boot in einem Schuppen steht. Es ist ein wunderschönes Ding aus Mahagoni, er hat es aus England kommen lassen. Reden Sie mit einem der armen Fischer dort unten, er wird Ihnen mit einem zweideutigen Blick auf Ihren alten Strohhut sagen: Trenta lire sterline, signore, una bella barca! Ah,

signore, questo sta bene. Sta bene in salute, mangia bene, e ha una bellissima ragazza.*) So wird dieses fromme Eiland täglich mehr durch das englische Gold vergiftet.

— Was für eine Art Mensch ist denn dieser Lord?

— Läßt kein Mädchen ungeschoren, und klappert ewig mit den Lire Sterline in der Tasche. Alle Welt hält ihn für verrückt, seine neuen barfüßigen Verwandten auf der Insel sagen, er sei „nervoso“. Dieser Tage setzen sich zwei junge deutsche Damen an diesen Tisch, an dem wir sitzen, und lassen sich eine Flasche Limonade geben. Gleich ist der Lord da und fragt, ob er ihnen nicht Champagner anbieten dürfe? Denken Sie sich die Verlegenheit und die Entrüstung der beiden armen Kinder im Angesichte einer so plumpen Don Juanerie.

— Haben die Geistlichen Einfluß auf die Mädchen?

— Das will ich meinen. Ich sagte Ihnen schon, daß der Herr Pfarrer der kleinen Concettina verboten hat, mir zu sitzen, und ich hatte gerade ihr wundervolles blauschwarzes Haar untermalt. Auf der einen Seite haben Sie das englische Gold, auf der andern die Pfaffen, die es dahin bringen möchten, daß die hübschen Kinder, unter denen ich ganz griechische Gesichter gefunden habe, sich bis an die Ohren in graue Säcke nähen und sich Asche auf die schönen Flechten streuen. Alle sollen sie „alla monaca“ gehen, bis ans Kinn soll auch nicht ein Zoll Haut sichtbar sein. Dunkelgrau ist die Leibfarbe der Hochwürdigen. Keine soll sich das Haar hübsch aufbinden, keine Antwort geben, wenn sie unsereiner anredet. Die Mädels fangen auch an, uns aus dem Wege zu gehen, als brächten wir die Cholera ins Land. Natürlich sucht sich der Hochwürdige die Hübscheste aus und nimmt sie zu sich — wäre sie alt und häßlich, so hätte seine Enthaltsamkeit kein Verdienst. Die Mädels wissen das alles und sagen: Sie sind Menschen wie wir, und am Altar sind sie doch „Santi“ und „Benedetti“, da möchte einen doch —

---

*) Dreißig Pfund, Herr, eine schöne Barke! Ah, Herr, dem geht es gut. Er ist gesund, ißt gut und hat ein wunderschönes Mädchen.

— Schlechte Aussichten für die Kunst!

— Sehr schlecht. Es bleiben uns nur die Felsen, das Meer, die Blumen und die Ruinen; auch die alten Weiber von fünfzig aufwärts. Nicht einmal mit den kleinen Jungen ist mehr auszukommen. Kaum habe ich einen engagiert, so kommt er mir am nächsten Tage mit einer gräßlichen Lithographie daher, die den heiligen Antonius oder die Madonna vorstellt, und mutet mir zu, das Zeug bei meinem Bette anzunageln. Kaum fange ich zu malen an, so beginnt der Junge irgend ein heiliges Lied zu singen und mir von der Messe vorzureden, bei der er dem Eremiten in Anacapri ministriert. Alles Ratschläge der heiligen Männer, die uns auf diese Art bekehren wollen. In Anacapri ist's noch leidlicher, das Dorf war bisher eine Insel auf der Insel, so lange es nur mittelst der steilen und gefährlichen Felsentreppe zugänglich war, die über 500 Stufen zählte. Seit aber die neue Straße fertig ist, beginnt die Kultur auch dieses stille Nest zu belecken und schon habe ich ein paar Engländer oben herumschleichen gesehen. Waren Sie nie in Anacapri?

— Nein. Ich kann mir nicht vorstellen, daß man da so gar außerordentliche Dinge zu sehen bekommen soll.

— Erlauben Sie, daß ich Sie eines Bessern belehre. Anacapri, wie es heute noch besteht und in zehn Jahren nicht mehr bestehen wird, ist voll der originellsten Figuren und Geschichten. Die müssen Sie alle kennen lernen. Der Sindaco, der Arzt, der Schulmeister, der Eremit und Bartolomeo, der Wirt, bei dem ich wohne, alles wird Sie interessieren. Und jetzt die Hauptsache: die Anacapresen haben einen Poeten, der zugleich Tischler ist, ein köstlicher alter Graukopf. Ich fange morgen an, ihn zu malen, und wenn es Ihnen recht ist, will ich Bartolomeo sagen, daß er Ihnen ein Zimmer bereit halte. Er hat von Miß Goodheart, die Sie auch kennen lernen müssen, ein niedliches Haus gemietet für vierzig Lire monatlich. Da giebt es sehr hübsche Zimmer und eine Terrasse mit der wundervollsten Aussicht aufs Meer, Ischia, Procida, Misenum, Neapel und den Vesuv,

besonders abends, wo die Sonne hinter den Inseln ins Meer sinkt. Bartolomeo hat auch den besten weißen Capri auf der ganzen Insel, zwanzig Soldi die Flasche.

— In den Fremdenbüchern steht aber nichts von all' diesen Herrlichkeiten, auch in den Reisebeschreibungen habe ich nichts gefunden.

— Desto besser. Sie werden in der Lage sein, italienische Dorfgeschichten zu schreiben, wie sie noch niemand geliefert hat.

— Wenn dem so ist, da gehe ich gleich mit. Ich will nur noch nach dem Pagano gehen und meine Rechnung zahlen.

XXVI.

Die feindlichen Inseldörfer. Bartolomeo, der Barbarossa-Wirt von Anacapri.

Dorf Anacapri auf Capri,
Anfang September 18 . .

— Ah bravo, bravo, Sie gehen nach Anacapri, pflegen die Wirte von Capri zu den Fremden zu sagen, welche die Absicht kund thun, einige Tage in dem Gebirgsdorfe auf dem Plateau des Monte Solaro zuzubringen.

— Bravo, bravo, nur vergessen Sie nicht, gebratene Hühner, Käse, Brot, einige Flaschen Wein und selbst Wasser mitzunehmen, denn da oben ist nichts zu haben, wenn Sie auch alles mit Gold aufwägen wollten.

— Sie werden auch gut thun, wenn Sie Ihre goldene Uhr und den Siegelring da mir in Verwahrung geben, denn die Kerls da oben sind alle Räuber und Mörder.

So sprechen die Capresen von den Anacapresen. Die beiden Dörfer sind Nachbarn, lieben sich daher ganz natürlich wie Hunde und Katzen. In Anacapri sagt man wieder, daß die in Capri elendiglich zu Grunde gehen müßten, wenn ihnen das Bergdorf nicht Käse, Oel, Wein, Kohlen und dergleichen liefern würde.

Dafür weist Capri auf unbestreitbare Vorzüge hin. Es besitzt den einzigen Fleischhauer des Landes; sein Pfarrer ist parroco, während der des Bergdorfes bloß curato ist. Capri hat einen besonderen Coiffeur, während dieses edle Metier oben auf dem Berge von einem Pfuscher geschändet wird, der nebenbei Schneider und Schuster ist, Messer schleift und in seinen freien Stunden Cigarren und Briefmarken verkauft, alles einander widerstrebende Verrichtungen, deren widernatürliche Vereinigung in einer und derselben Person auf einen sehr tiefen Kulturgrad schließen läßt.

Capri ist auch der Sitz des königlichen Postamtes, während Anacapri nur einen alten jämmerlichen Postboten hat, der ein saures Gesicht macht, wenn man ihm per Brief nur einen Soldo Trinkgeld giebt; in Capri aber werden die Briefe, dem Zeitgeist entsprechend, unentgeltlich ausgefolgt, obwohl es der Posthalter gerne sieht, wenn man ihm eine Cigarre anbietet. Capri besaß auch bis vor kurzem den einzigen Wagen der Insel, und jetzt besitzt es deren gar zwei.

Das Eiland besitzt nämlich seit kurzem die erste wirkliche Straße, welche die beiden Dörfer verbindet. Man geht sogar mit der großartigen Absicht um, auch die Marina mit Capri durch einen Fahrweg zu verbinden, denn der bisherige Felsenweg ist nur für Fußgänger und Saumtiere passierbar.

— Sie hätten dabei sein sollen, sagte mir Albert als wir gemach die neue Bergstraße emporstiegen, welch ein Fest es war, als im verflossenen März der erste Wagen von Capri oben im Dorfe ankam. Es gab da einen wahren Aufruhr. Alte Kerls von sechzig bis siebzig Jahren, die in ihrem Leben die Insel nicht verlassen und nie einen Wagen gesehen hatten, starrten das neue Weltwunder mit offenen Mäulern an. Der bewunderte die Deichsel, jener die Räder, und ein dritter konnte sich vor Erstaunen über die innere Einrichtung des Fuhrwerkes nicht fassen. Unter der Menge gab es aber auch einige vielgereiste, tieferfahrene Leute, z. B. einige Soldaten, die Gott sei Dank die Welt kannten und in Neapel Wagen in Menge gesehen hatten. Es war nun

gar lustig anzusehen, wie diese Männer der Kultur auf die armen Idioten mit unsäglichem Hohn herabsahen.

— Sagten Sie nicht, daß jetzt zwei Wagen auf der Insel sind?

— Ganz richtig. Das Unternehmen des großen Aänaro von Capri — des Mannes, der die meisten Mietesel sein nennt — erweckte in der Brust eines seiner Mitbürger den Dämon des Neides; ein schwarzer Plan wurde gefaßt und rasch ausgeführt, und dieser Tage hatten wir abermals einen Aufruhr dort oben, als nämlich die Konkurrenzkutsche zum ersten Male ankam. Sie fährt die Fremden für einen Franken hinauf, die Einheimischen für zehn Soldi, während sich der auf das Monopol pochende Asinaro sechs Franken bezahlen ließ. Sie können sich die Wut des Mannes vorstellen. Schon ehe die neue Kutsche imstande war, verbreitete er die schwärzesten Gerüchte über ihre gefährliche Konstruktion und über die gänzliche Talentlosigkeit ihres Herrn im Gebiete des Wagenlenkens. Jetzt begnügt er sich, zu sagen, daß man den neuen Unternehmer baldigst „mit den Beinen in der Luft“ sehen werde.*)

— Der ewige Kampf des Alten gegen das Neue. Wie sah denn die berühmte Steintreppe aus, die früher nach dem Bergdorfe führte?

— Sehen Sie hier über die Brüstung hinab, da sehen Sie noch Spuren der unzähligen in die Felsenwand gehauenen Stufen.

In der That sah ich die alte Treppe, die überaus steil durch Myrten- und Alpenrosengebüsch emporführt.

— Sie war freilich sehr poetisch, diese Treppe, sagte Albert, und wir haben oft genug die schönen Mädchen gezeichnet, die, mit schweren Lasten auf den Köpfen, sie emporklommen, Figuren ähnlich, wie man sie auf antiken Vasen sieht.

Die neue Straße ist ein recht achtbarer Bau im scharfen Zickzack in den Felsen gesprengt, so daß sie von der Marina

---

*) Dieser schöne Anblick ist dem Asinaro seither zu teil geworden — die Konkurrenzkutsche ist tot.

gesehen wie ein versteinerter Blitz aussieht, der von unten nach oben zuckt. Sie hat Aehnlichkeit mit der Axenstraße am Vierwaldstädtersee, nur liegt sie viel höher, und an die Brüstung gelehnt erblickt man anstatt des dunkelgrünen, begrenzten Seespiegels die unendliche tiefblaue See. Senkrecht unter sich sieht man die silberschäumige Brandung gegen den zerstörten Kaiserpalast am Meere anstürmen, in der Ferne liegt das ganze Panorama des Golfes, vom Cap Misenum, wo die römische Kriegsflotte lag und der ältere Plinius als Admiral kommandierte, bis zum ehemaligen Vorgebirge der Minerva, das zu Tiberius' Zeiten mit einem Tempel der Göttin gekrönt war und jetzt Punta di Campanella heißt.

Wir kommen bei Felsen vorbei, die links von der Straße senkrecht in zackigen, starren Wänden emporsteigen, so starr und drohend, daß sie der Teufelsbrücke Ehre machen würden. Aber alle Schrecken löst und verklärt hier das goldene Abendlicht, das auf die wildesten Züge einer einsamen Natur ein freundliches Lächeln zaubert. Endlich sind wir auf dem Plateau angelangt; wir schreiten nun auf ebenem Grunde bei schwerbeladenen Feigenbäumen vorbei, dem Dörfchen zu, dessen Anblick durch die Gärten verborgen ist.

— Bartolomeo, unser Wirt, erzählt Albert, während wir auf den „Ristorante Barbarossa“ zuschreiten, ist eine originelle Figur. Er war fünfzehn Jahre lang Soldat. Nachdem er seinen Abschied erhalten, gelang es ihm, die Stelle des Aufsehers der neuen Straße hier zu erhalten, wofür er vierzig Lire monatliches Gehalt bezieht. Er ist Piemontese, seine Frau aber gehört der Aristokratie von Anacapri an, sie ist nämlich die Tochter des Arztes, und ihr Onkel ist kein Geringerer, als der Sindaco des Dorfes, der im Verein mit dem Curato die 1800 Seelen des Ortes unumschränkt regiert. Die Anacapresen hassen Bartolomeo, weil er ein Fremder sei und ihnen das Brot wegesse; er besitze keine Feigen und Oliven und müsse „sich den ganzen lieben Tag die Sonne kaufen“, wie sie sagen. Er ist ein vagabondo, sagen sie. „Wäre er ehrlich, so würde er zappare (graben), wie wir andern.“ Mir gefällt aber seine

Courage. Er hat hier mit hundert Franken eine Wirtschaft angefangen, ich wohne seit drei Monaten bei ihm und bin sehr zufrieden. Vergessen Sie nicht, sich von ihm erzählen zu lassen, wie er in Sorrento gebeichtet hat, als er sich verheiraten wollte.

— Ohne Beichtzettel hätte mich der Inselpfarrer nicht kopuliert, versteht sich, sagte Bartolomeo, während er eine frische Flasche des duftenden Capri Bianco auf den Tisch stellte. Mit Vergnügen ruhte mein Blick auf der kräftigen, schlanken Gestalt und dem intelligenten, mannhaften Gesichte des Wirtes.

— Ich fand in der Kirche zu Sorrento, sagte Bartolomeo, im Chore sieben oder acht Priester, die mit einander plauderten. Ich wendete mich an den Fettesten und brachte ihm mein Anliegen vor. Er führte mich hinter den Altar und sagte: Zuerst sagt mir, wer Ihr seid.

— Sono maresciallo dei Carabinieri.

— Ah bravo, bravo. Aber Ihr seid von Castellamare, warum habt Ihr nicht dort gebeichtet?

— Das geht dort nicht an, die Leute kennen mich, und ich würde meiner Autorität schaden, wenn ich dort beichten ginge.

— Habt Ihr irgend eine schwere Sünde?

— Nicht daß ich wüßte.

— Habt Ihr jemals, seit Ihr maresciallo dei carabinieri seid, einen Priester arretiert?

— Gott behüte mich vor dergleichen!

— Aber vielleicht Eure Untergebenen?

— Ebensowenig, denn dergleichen Aufträge kommen immer an mich, und ich habe jedesmal die Gelegenheit wahrgenommen, die hochwürdigen Herren früher zu warnen.

— Ah bravo, bravo, da thut Ihr sehr recht, denn die Priester der heiligen Kirche dürfen nie und nimmer wie andere Leute behandelt werden. Fahrt in dieser Weise fort und Ihr werdet Euch reiche Verdienste im Himmel erwerben. Hierauf folgte die Absolution. —

Als Mitternacht herannahte, führte uns Bartolomeo

in unsern Palazzo. Wir haben einen wunderschönen Garten voll Feigen und Weintrauben und eine Terrasse, um die uns der Papst beneiden müßte. Jenseits des dunklen Meeres schimmern die zwei Leuchttürme von Neapel und die unzähligen Gasflammen der Stadt, eine kleine flimmernde Milchstraße mit zwei strahlenden Sternen.

Felicissima notte, sagte Albert; morgen früh müssen Sie mein Atelier sehen und sich vom Poeten erzählen lassen, der mir sitzt, vom Tischler Francesco la Monaca.

XXVII.

Alberts Atelier in Anacapri. Francesco, der Dorfpoet, erzählt seine Lebensgeschichte, worin Garibaldi und die Inselpfaffen eine merkwürdige Rolle spielen.

Dorf Anacapri auf Capri,
Anfang September 18 . .

Wir sind die ersten und einzigen Bewohner des kleinen „Palazzo", den Bartolomeo von Miß Goodheart gemietet hat. Am ersten Morgen zeigt mir Albert den kleinen Hof, der mit Teppichmustern aus Majolikaziegeln belegt und auf das Reizendste mit Blumenbeeten geschmückt ist. Man kann sich nichts Lauschigeres, nichts Heimlicheres vorstellen.

Ganz wie es seiner Zeit in Pompeji war, sagt Albert. Ich stimme ihm bei, und wir beschließen, sofort die reizende Villa anzukaufen, wenn er sein erstes Bild für 40 000 Franken verkauft haben wird und wenn ich die 50 000 Lire in der Tasche haben werde, die mir mein Verleger für den Roman „Die rettende That in der blauen Grotte oder die bekehrte Reichsgräfin" auszahlen wird.

— Dann machen wir es wie die Engländer, wir heiraten ein jeder eines von den schönen Mädchen von Anacapri. Sie nehmen die blonde Margherita, die ich Ihnen

nächstens zeigen werde, ich aber die braune Teresina, in deren Adern griechisches, sarazenisches und spanisches Blut rollt. Sie geht zwar barfuß, aber mir ist diese wilde Rose tausendmal lieber als die welken, schwammigen Centifolien von Neapel mit ihren abscheulichen ungeheuren Chignons und der fetten, schmutzigen Haut, die durch Sammet und Seide guckt. Meine Teresina trägt ihr Haar, wie Gott es geschaffen, Sie sollen einmal die schöne silberne Nadel sehen, die sie hindurchsteckt; die hat an dem einen Ende eine silberne Hand mit einer Blume . . .

— Ihr Eifer für das schöne Kind hat eine sehr tiefe Färbung und ganz goldene, wunderbar warme Lasuren, wie die Bilder des Palma Vecchio, lieber Alberto. Was meinen Sie mit dem griechischen, sarazenischen und spanischen Blut?

— Hier hausten einmal die alten Griechen; wir sind ja im Lande der Sirenen und Cyklopen, wie Sie auf der Fahrt um die Insel gesehen haben. Anacapri ist ein griechischer Name und heißt soviel wie Obercapri. Die Sarazenen oder Seeräuber herrschten hier ebenfalls, dort oben sehen Sie die zerfallende Burg ihres gefürchteten Häuptlings Barbarossa. Die Spanier fanden, als sie Neapel beherrschten, nicht minder Gefallen an der schönen Insel, und Leute, die in Spanien gelebt haben, sagen, daß der Charakter der kleinen, engen Straßen und der traulichen Höfe der Häuser von Anacapri ganz und gar an spanische Dörfer erinnere. Meine Teresina hat Linien wie eine Antike, feurige Augen wie eine Andalusierin, und erobert Herzen, wie ein Seeräuber Inseln.

— Mag schon sein, ich glaube eines zu kennen, das bereits gekapert ist — —

— Unsinn, lachte Albert, kommen Sie ins Atelier, Bartolomeo wird gleich den Kaffee bringen.

Jedes Künstleratelier ist eine kleine Welt für sich, und hat es erst, wie das meines Freundes, die Aussicht aufs Meer, so ist es wie der feste Punkt des Archimedes, von dem aus man mittelst des Flaschenzuges der Phantasie die ganze Welt zu sich emporziehen kann.

Bartolomeo serviert den Kaffee mit dem militärischen Anstande, den er nie außer Acht läßt. Während wir das duftende schwarze Getränk schlürfen, kommt der kleine Küchenjunge gelaufen und meldet Francesco la Monaca, den Poeten.

— Eine frische Tasse, Bartolomeo, sagt Albert, erhebt sich und geht dem Poeten entgegen.

Ein alter, etwas gebeugter Mann, etwas unter Mittelgröße, aus dessen ärmlicher Kleidung ein reines, aber sackgrobes Hemd guckt, ein ausdrucksvoller, sorgloser, gutmütig lächelnder Kopf mit dichtem silbergrauem Haar, zutrauliches und anspruchsloses Auftreten — das wäre etwa das Porträt Francescos, des Poeten von Anacapri.

Er nimmt freundlich die angebotene Tazza Kaffee an, und verschmäht auch eine Cigarre nicht, die er ungeschickt anbrennt und alle Fingerlang ausgehen läßt.

Er setzt sich dann auf den Marterstuhl, an den Albert seine Modelle zu schmieden pflegt; ihm sitzt er zum Bilde in Oel, mir zu dem in Worten.

Francesco hat eine tiefe, sehr wohltönende Stimme und spricht seine Sprache ziemlich korrekt, obwohl der neapolitanische Accent nicht zu verkennen ist. Während er spricht, blickt er meistens träumerisch vor sich hin, als sähe er in der Ferne nochmals geschehen, was er beschreibt. Ich thue wohl am besten, wenn ich seiner schlichten Erzählung folge, so gut sie mir im Gedächtnisse geblieben, und sie dem Leser wie einen Strauß Feldblumen biete, ohne Kunst geordnet und gebunden.

— Ich bin im Jahre 1808 geboren, Signori, begann Francesco die erbetene Erzählung seines Lebens. Meine Mutter war monaca (Nonne); sie war zwar keine Klosternonne, aber man nennt bei uns jene Mädchen, die niemals heiraten zu wollen erklären, monache. Meine gute Mutter hielt auch ihr Gelübde bis zu ihrem fünfunddreißigsten Jahre. Da lernte sie meinen Vater kennen, einen braven Tischler, und da vergaß sie, was sie früher gelobt und wurde seine Frau.

— Ich folgte der Profession meines Vaters und wurde gleich ihm Möbeltischler. Nebenher gab ich mich immer mit der Dichtkunst ab, und machte alle Tage meine zwei bis drei Stanzen, in denen ich alles das besang, was gerade im Orte vorfiel. Diese meine Verse pflegte ich auf offenem Platze oder auch im Freundeskreise zu recitieren. Das erste Gedicht, durch welches ich überall bekannt wurde, behandelte einen Hühnerdiebstahl, dessen Urheber in Neapel verurteilt worden waren. Ich machte eine scherzhafte accusa, und als ich sie einigen Freunden vorgetragen hatte, luden sie mich überall ein, man gab mir zu essen und zu trinken und auch etwas Geld, und verlangte, ich solle nun auch die difesa machen. Ich machte sie wirklich, und auch dieses Gedicht gefiel allgemein.

Francesco recitierte aus dem Gedächtnis, still vor sich hinlächelnd, einige Stellen seiner beiden Gedichte.

— Tutto composto da me, tutto idea mia,*) sagte er, ohne Stolz, aber mit dem Ausdrucke stiller, inniger Befriedigung.

— Wie gesagt, der Hühnerdiebstahl gefiel allgemein sehr. Auf diese Weise besang ich alles, was sich ereignete. Als Garibaldi im Jahre 1860 seinen Zug nach Sizilien unternahm, da geriet ich in eine große Aufregung, und so oft neue Nachrichten von den Thaten des Helden eintrafen, so setzte ich sie in Verse und recitierte sie in Capri und Anacapri, unter dem Beifall der Menge, auf den Plätzen und in den Häusern. Die Geistlichen waren darüber wütend, besonders aber der jetzt verstorbene Pfarrer von Anacapri. Derselbe gab allen Leuten zu verstehen, daß ich ein scomunicato sei und brachte es in kurzer Zeit dahin, daß mir niemand mehr Arbeit gab. Meine eigene Frau wollte nichts mehr von mir wissen und lebte zwei Jahre lang nicht mit mir. Wären nicht die Fremden so gut gewesen, sich bei ihren Wanderungen auf der Insel meiner als Führer zu bedienen, so wäre ich damals Hungers gestorben.

---

*) Alles von mir verfaßt, alles meine Idee.

— Der Pfarrer und der capo della guardia nazionale von Anacapri, intime Freunde, verklagten mich beim Unterpräfekten von Castellamare als Aufrührer und Revolutionär. Der Capo der Nationalgarde, der einen kleinen Kramladen hatte, ließ mich rufen, und empfing mich, während er hinter seinem Ladentische stand.

— Du bist ein Aufrührer, Francesco, sagte er, und ich sollte Dich eigentlich in den Kerker werfen lassen.

— Dabei zeigte er auf eine Schrift, die vor ihm auf dem Ladentisch lag, neben Kerzen und Seifen, mit denen er handelte. In dieser Schrift waren alle meine Verbrechen aufgeschrieben. Ich warf einen Seitenblick darauf, las die Aufschrift: An den Herrn Unterpräfekten von Castellamare, und erkannte sofort die Handschrift des Herrn Pfarrers.

— In der That erhielt ich bald darauf eine Vorladung nach Castellamare. Ich stellte mich dem Herrn Unterpräfekten vor, und als er mich dazu aufforderte, recitierte ich ihm meine Gedichte auf den General Garibaldi. Der Herr Präfekt lachte und sagte, ich solle ruhig zurückkehren und weiter dichten. Ich kehrte auch zurück und fuhr fort, meine ottave zu dichten, aber das Verbot des Pfarrers, mir Arbeit zu geben, brachte mich immer mehr ins Elend. Wenn Fremde auf der Insel waren, da ging es noch an, denn ich war unter ihnen bekannt, und sie ließen sich gerne meine Sachen recitieren; gab es aber keine Fremden, so ging es mir sehr schlecht. Der Kummer und die Not machten mich krank, ich fühlte, daß es mit mir zu Ende gehe und ließ einen Priester holen, um ihm meine Beichte abzulegen.

— Der Priester kam, und nachdem er einen Blick auf mich geworfen hatte, sagte er mir, daß er, bevor er meine Beichte höre, mit dem Herrn Pfarrer sprechen müsse. Ich möchte mich daher einen Augenblick gedulden, er werde gleich wieder zurück sein.

— Als der Priester zurückkam, dachte ich, er werde mir nun sofort Beichte hören. Er zog aber eine große Schrift aus der Tasche und sagte: Francesco, ehe ich Deine Beichte höre und Dich absolviere, mußt Du diese Schrift unterzeichnen.

— Da ich mein Ende herannahen fühlte und schon mehr im Jenseits als auf dieser Welt war, so nahm ich die mir dargebotene Feder und schrieb mit zitternder Hand meinen Namen unter die Schrift, ohne zu wissen, was sie enthielt. Später erfuhr ich erst, daß sie ein vollständiger Widerruf aller meiner Irrtümer und Ketzereien gewesen sei.

— Der Priester absolvierte mich endlich. Im Fortgehen begriffen, sagte er noch: Sage mir, Francesco, welcher Sekte gehörst Du eigentlich an? Ich verstand diese Frage nicht und verstehe sie auch heute noch nicht. Ich habe nie irgend einer Sekte angehört.

— Nachdem ich wieder mit Gottes Hülfe gesund geworden war, erlaubte der Pfarrer, mit meinem Widerruf in Händen, den Leuten wieder, mir Arbeit zu geben. Er selbst beschäftigte mich nie mehr, obwohl er früher alles hatte bei mir machen lassen. Auch sah er mich nie mehr an, wenn er mir auf der Straße begegnete. Er sah mir erst wieder ins Gesicht, als er tot auf dem Paradebette lag, mit starren offenen Augen, einen goldenen Kelch mit der Hostie in den wachsbleichen, erstarrten Händen.

— Ich konnte also wieder meinen Lebensunterhalt erwerben, auch meine Frau begann wieder, mich als ihren Mann anzusehen.

— Vedete, Signori, fuhr Francesco fort, mit meinen Beichten hat es stets seine Schwierigkeiten. Ein anderes Mal beichtete ich bei einem jungen Priester, der mein Verwandter war. Der geistliche Herr hörte eine Weile zu, wie ich zu ihm von meinen Sünden redete, dann unterbrach er mich und sagte: Alles will ich Dir vergeben, was Du gethan haben magst, nur eins nicht, wenn Du nämlich schlecht von den Geistlichen gesprochen hast.

— Sie können sich vorstellen, meine Herren, sagte Francesco, daß ich ihm alles sagte, mit Ausnahme der bösen Dinge, die ich über die Priester geredet hatte. Und dabei schlug er seine großen grauen Augen auf, blickte uns treuherzig und schelmisch an und lächelte still in sich hinein, das arglose siebenundsechzigjährige Kind der Berge.

— Und nun, Don Francesco, erzählt uns etwas von den übrigen Gedichten, die Ihr gemacht, sagte Albert.

— Mastro Francesco, wenn es Ihnen beliebt; bis zum Don habe ich es nicht gebracht.*)

— Ich habe mich in allen Arten der Dichtkunst versucht, erzählte Francesco. Ich habe auch eine Komödie geschrieben, sie hieß „Agnesa“. Obwohl ich nun ein alter Mann bin, so wäre ich doch bereit und wohl imstande, auf jede beliebige Idee eine Farsa (Farce) zu dichten, in einem, zwei oder auch drei Akten. Auch wäre es mir ein Leichtes, auf ein gegebenes Thema eine Anzahl Ottave zu machen.

— Was für eine Geschichte lag denn der Komödie „Agnesa“ zu Grunde?

— Die Wahrheit zu sagen, Ihr Herren, ich kann mich nur wenig darauf besinnen. Sie war aus dem Leben von Anacapri gegriffen. Es wird Ihnen bekannt sein, daß die Männer unseres Dorfes im Sommer meist auswärts sind; sie weilen sechs bis sieben Monate an der Küste von Sizilien, wo sie für die reichen Fabrikanten, die in Torre del Greco am Fuße des Vesuv wohnen, für niedrigen Lohn der beschwerlichen Korallenfischerei obliegen. Während dieser Zeit passieren allerhand kleine Geschichten. Vielleicht weiß die Giacobella noch mehr von der Komödie, sie war dabei, als sie aufgeführt wurde.

Giacobella ist die Frau unseres Wirtes. Bartolomeo holt sie.

— „Mamma mia“,**) sagt die stattliche, gutmütige Frau, das ist schon so lange her. Soviel ich noch weiß, zieht Pulcinella auf den Korallenfang aus und läßt seine Frau Agnesa allein auf Anacapri zurück. Beim Abschied schärft er ihr ein, ja die eheliche Treue zu bewahren, was sie auch unter vielen Thränen und Schwüren verspricht. Kaum ist

---

*) Im Neapolitanischen nennt man nach spanischer Sitte die Leute Don. Das „Mastro“ ist der neapolitanische Ausdruck für Maestro.

**) Gewöhnlicher Ausruf im Neapolitanischen, der sehr kindlich klingt.

aber Pulcinella fort, so nähert sich der jungen gefallsüchtigen Frau ein junger hübscher Mann, ein gewisser Don Nicolò, und läßt ihr mittelst einer alten Kupplerin, der Lucrezia, Anträge machen und Geschenke versprechen. Francesco, sagt die Wirtin lachend, stellte die Lucrezia vor. Wie drollig sah er aus! Er hatte sich einen ungeheuren Busen gemacht. Sie zeigte uns, wie der Poet auf der Bühne auf und ab gegangen. Francesco sah ihr zu, immer sein stilles Lächeln auf den Lippen.

— Die Ruffiana (Kupplerin), fuhr die Wirtin fort, erreicht ihr Ziel, Agnesa erhört den Don Nicolò.

Jetzt geht auch Giacobella der Faden aus; sie weiß nicht mehr, wie die Fabel sich weiter verknüpfte. Vergebens kratzt sich Francesco den grauen Kopf, er kann sich durchaus nicht darauf besinnen, was aus Pulcinella, Agnesa, Nicolò und der nichtsnutzigen Lucrezia geworden ist. Endlich kommen der Poet und die Wirtin darin überein, daß die Komödie mit vielen Gesängen, mit einem Volksfest, Gelage und Tanz endete.

— Era molto bella, questa commedia, tutta composta da me, molto graziosa,*) sagte Francesco vor sich hin, als ob er nicht der Dichter, sondern einer der ländlichen Zuschauer gewesen wäre. Abermals fiel uns sein stilles, sonniges Lächeln auf, ein Abglanz seiner stillglücklichen, arglosen Kindesseele.

Die Zahl der Darsteller war fünf. Ueberall lud man den Dichter und seine Truppe — ein wahrer Shakespeare von Anacapri — in die Häuser, überall spielte er seine „Agnesa“. „Der Wein floß in Strömen, und damals war ich jung und verdaute den Wein sehr gut,“ sagte Francesco. „Auch gaben sie uns überall molte monete. Heute hat man wenig Sinn für dergleichen Unterhaltung, die Zeiten haben sich geändert,“ schloß Francesco mit einem leisen Seufzer.

---

*) Sie war sehr schön, diese Komödie, ganz von mir verfaßt, sehr anmutig.

— Ein andermal führte ich auf dem Platze von Anacapri eine große Räuberkomödie auf, das war ein großes Fest für das ganze Volk. Io fingeva essere un mercante greco.*) Ich kam mit einem Wagen voll Waren auf dem Platze an — eigentlich war aber in den Kisten und Kasten nichts als Scherben und Steine, sagte Francesco schelmisch lächelnd. Der Wagen wurde nun von fünf Räubern überfallen, die aus den Seitenstraßen hervorbrachen. Die Kerls machten sich über meine Waren her, legten uns allen Fesseln und Knebel an; wie sie aber daran waren, sich mit ihrer Beute fort zu machen, wurden sie von fünf Gensdarmen überrascht, und das waren noch dazu wirkliche, leibhaftige Gensdarmen; dieselben waren gerade auf der Insel anwesend und hatten sich gegen eine kleine Vergütung bereit erklärt, bei unserem Stücke mitzuwirken. Ganz Basso Capri**) war erschienen, der Platz war gesteckt voll von Leuten, an den Fenstern der Häuser, sogar auf den Dächern drängten sich die Zuschauer. Der Kampf zwischen den Räubern und Gensdarmen, wobei beständig geschossen wurde, dauerte wohl eine Stunde, ed era molto bello.

— Auch wenn Karneval war, führte ich stets allerlei Scherze aus, und in dieser Zeit ließen mich auch die Geistlichen stets holen, wenn sie irgend einen Schabernack vorhatten oder dergleichen sehen wollten. Einmal stellte ich einen Minotaurus vor aus zwei Männern, von denen einer aufrecht ging, der andere aber sich hinter ihm in gebückter Stellung hielt. Das Ungeheuer war mit Ziegenfellen bedeckt und sah sehr erschrecklich aus. Ich selbst führte, als siegreicher Held gekleidet, das furchtbare Tier als meinen Gefangenen im Triumph durch die Straßen, alles Volk jubelte uns zu. Endlich hielten wir bei einem Wirtshaus stille, ich, der Held, ließ mir zu trinken geben und auch Minotaurus, der unter den Ziegenfellen sehr geschwitzt hatte, that einen tiefen Schluck um den andern. Wie ich Ihnen aber gesagt habe, bestand

*) Ich fingierte, daß ich ein griechischer Kaufmann sei.

**) Wenn die Anacapresen von Capri reden, so sagen sie Unter-Capri, Basso Capri.

das Tier aus zwei Männern; der aufrecht stehende trank also, während der gebückte das Nachsehen hatte. Da wurde dem die Zeit zu lang, er erhob sich plötzlich, rief: il vino non passa nel corpo,*) und setzte unter dem endlosen Gelächter der Menge die Flasche an.

Diesmal lachte Francesco laut; diese Erinnerung war zu drollig.

— Ein andermal ließ ich eine Barke vorstellen, die sich auf ebener Erde wie auf dem Wasser bewegte. Sie hatte nämlich keinen Boden, und die Füße der vier Ruderer waren durch Fransen von grünem Reisig verdeckt. In das Schiff hatte ich einen englischen Lordo gesetzt mit einem Fernrohr, einem gewaltigen Strohhut und einem ungeheuren Regenschirm. Ich selbst saß als Cicerone neben ihm und erklärte ihm die Merkwürdigkeiten des Landes, die er in sehr drolliger Weise mit seinem Fernrohr anstarrte, wenn sie auch nur zwei Schritte von ihm entfernt waren.

— Ich habe auch viele Satyren geschrieben, dieselben waren sehr schneidig (molto frezzanti); seit ich aber alt geworden, schreibe ich keine mehr.

— Keiner meiner fünf Söhne ist Dichter geworden, nur mein Bruder, der an der kleinen Marina wohnt, macht manchmal einige rime, doch hat er nicht meinen genio und seine rime sono più rozze.**)

Francesco las uns mehrere seiner Sachen vor. Ich lobte sie, sie waren in der That recht hübsch. Unsereiner weiß ja, wie Lob thut.

— Ah, Signore, war stets die Antwort, meine Sachen sind voll Fehler, die Idee allein ist es, die ihnen einigen Wert giebt. Wäre ich in andern Verhältnissen aufgewachsen, hätte ich Studien machen können, dann wäre gewiß etwas aus mir geworden.

— Ihr hattet viele Kämpfe mit den geistlichen Herren, Mastro Francesco. Erzählt uns ein wenig von ihnen. Ich

*) Der Wein geht nicht in den Körper.

**) Er hat nicht mein Genie und seine Reime sind roher.

unterstützte meine Bitte durch ein frisches Glas Wein. Es schien mir, als könne der alte Poet den Wein noch immer gut „verdauen“. Er trank langsam, in der Weise der Kenner, und hielt jeden Schluck einen Augenblick auf der prüfenden Zunge.

— Da wäre gar viel zu erzählen, Ihr Herren, sagte Francesco. Vor dem Jahre 1860 waren die Geistlichen die Herren der ganzen Gegend. Außer denen, die wir auf der Insel hatten, kamen alle fünf Jahre Kapuziner, um hier eine Mission abzuhalten. Die Gemeinde bezahlte die Kosten derselben, die Herren zerstreuten sich über die ganze Insel; drei davon kamen jedesmal nach Anacapri. Wir hatten einmal einen sehr frommen Sindaco, dem genügte eine Mission in fünf Jahren nicht, und er brachte es dahin, daß während seiner zweimaligen Amtsdauer, also in sechs Jahren, alle Jahre eine Mission stattfand. Er fand nämlich bei der Sache seinen Profit, da es ihm oblag, die Kostenrechnung der Mission aufzustellen, worüber er sich mit den Hochwürdigen insgeheim verständigte, so daß keiner zu kurz kam. Die Mönche machten einen ungeheuren Lärm von den Sünden der Anacapresen, und dann setzten sie sich immer mit dem Sindaco zusammen, und da wurde dann gut gegessen und getrunken, dessen kann ich Sie versichern. Wer bei den Missionaren nicht beichten wollte, wurde von den Gensdarmen in seinem Hause abgeholt und nach der Kirche gebracht. Ich glaube zwar, daß man beichten soll, bin aber der Meinung, daß eine solche gezwungene Beichte ohne allen Nutzen sei. Hatten die Missionäre ihr Werk auf der Insel vollendet, so machten sie darüber einen ausführlichen Bericht an den Bischof von Sorrent, und dieser dann an die königliche Regierung. Seit 1860 haben diese Missionen aufgehört.

— In der Fastenzeit ließ unser Pfarrer immer einen auswärtigen Priester kommen, um die Fastenpredigten abzuhalten; diesem gab die Gemeinde vierzig Dukaten*) für seine Mühe. In der Mitte der Fastenzeit fand stets die

*) Der Dukaten ist $4^1/_4$ Fr.

predica del purgatorio statt, und während dieser Predigt, in welcher allemal die Höllenstrafen aufs Grausigste ausgemalt wurden, gingen stets drei Personen in der Kirche auf und ab, auf einer Schüssel Almosen sammelnd. Viele gaben alles Geld her, was sie bei sich hatten, manche warfen selbst goldene Ringe, Ohrringe und dergleichen auf die Schüssel, so groß war der Eifer der Gläubigen. Einmal war es dem Pfarrer nicht gelungen, einen Prediger für die Fastenzeit aufzutreiben, und die Gemeinde blieb ohne Fastenpredigt. Als aber die Mitte der Fasten, die Zeit der Fegfeuerpredigt, herangekommen war, da erschien plötzlich der Prediger, der unten in Capri die Fastenpredigten hielt, unter uns hier oben und hielt richtig seine predica del purgatorio, um sich die goldenen Ohrringe nicht entgehen zu lassen.

— Nun kam aber der Gründonnerstag heran, an welchem die Leute ebenfalls ihre Predigt haben wollten, denn es war seit jeher Brauch, an diesem Tage dem Volke das Leiden und den Tod unseres Herrn zu erzählen. Ich ging gerade kurz vor diesem Tage mit einigen Geistlichen spazieren und hörte einen von ihnen sagen: Diesen Gründonnerstag werden wir also keine Predigt haben. Ah, erwiderte ich, die Fegfeuerpredigt hat aber nicht gefehlt! Du bist ein Teufel, erwiderte mir einer der Geistlichen, und verdienst, in die Hölle zu wandern.

— Die meisten Missionspredigten galten der heiligen Jungfrau. Sie haben wohl in unserer Kirche die Figur der Madonna bemerkt, die vor dem Hochaltare steht, in ihrem schönen goldgestickten Gewande, eine große Krone auf dem Kopfe. Bei einer solchen Predigt geriet der Kapuziner, der sie hielt, sehr ins Feuer, trat an die Figur der Madonna heran und rief, während er ihr den Mantel aufhob: Wer von Euch will sich in den heiligen Schutz der Madonna begeben, wer von Euch hält sich desselben würdig? Er trete vor, die Madonna wird ihn gütig aufnehmen und ihn beschützen! Eine Zeit lang rührte sich niemand, endlich erhob sich der Sindaco, der Freund der Kapuziner, verließ seinen

Stuhl und kam langsam auf die Madonna zu. Der Kapuziner bedeckte den Bürgermeister mit dem Gewande der Figur. Durch dieses Beispiel kühn gemacht, traten nun auch andere vor, und jeder durfte nach der Reihe ein Weilchen unter dem Gewande der heiligen Jungfrau verweilen. An demselben Abende sah ich aber den Sindaco zu einem seiner Liebchen schleichen, denn er hatte deren mehrere. Am Morgen darauf verbreitete ich die Geschichte im ganzen Dorfe. Ihr wißt, sagte ich, daß sich der Sindaco gestern Morgen unter den Mantel der Madonna begeben hat. Unter welchem Mantel glaubt Ihr wohl, daß er gleich denselben Abend gesteckt hat? Dem Sindaco kam die Geschichte zu Ohren, und er hat mich seit dieser Zeit bis an sein Ende bitter gehaßt.

— Auf dem Platze, neben der Kirche, hauste einmal eine Alte, eine gewisse Veronica, die einen kleinen Tabak- und Salzhandel hatte. Sie war sehr fromm und hatte im Laufe der Zeiten durch das schlechte Gewicht, mit dem sie maß, ein kleines Sümmchen zusammengespart. Es waren sechsundneunzig Dukaten, die sie sorgsam in einem Beutelchen verwahrte. Eines Tages kam ihr die Idee, das Geld zum Heile ihrer armen Seele zu verwenden. Bald darnach sieht sie an ihrem Häuschen einen der Priester, einen gewissen Don Gabriele, vorübergehen. Sie nimmt ihr Beutelchen zur Hand und winkt dem Don Gabriele heran zu kommen.

— Möchtet Ihr wohl so gut sein, dies Geld zu nehmen und dafür zum Heile meiner Seele Messen zu sagen? Es sind sechsundneunzig Dukaten.

Wie das Pfäfflein von den sechsundneunzig Dukaten hört, greift es hastig nach dem Beutelchen, steckt es ein und sagt:

— Recht gerne, Donna Veronica, die Messen sollen eine nach der andern pünktlich gelesen werden.

— Ich muß Euch bemerken, Ihr Herren, daß der Preis einer Messe in früheren Zeiten, vor etwa fünfzig Jahren, ein Karlin*) war. Wollte einer splendid sein, so

*) Man rechnete früher in Neapel nach Ducati, wovon einer 4 Fr. 25 Cts. wert war. Der Ducato hatte 10 Karlin, der Karlin 10 Gran. Ein Gran entspricht etwa 4 Centimes, der Karlin also 42 Centimes.

gab er zwölf Grani. Mit der Zeit fanden die Priester das zu wenig; sie schrieben an den Papst nach Rom und baten ihn, den Preis zu erhöhen. Der heilige Vater gewährte ihre Bitte, und die Messe kostete von da an zwei Karlin. Als nach und nach alles teurer wurde, wurden den Geistlichen auch die zwei Karlin zu wenig, und sie schrieben abermals nach Rom, von wo auch alsbald ein Breve kam, welches den Preis der Messe auf vier Karlin erhöhte. Jetzt kostet die Messe zwei Lire, was noch etwas mehr ist, als vier Karlin.

— Als Donna Veronica dem Don Gabriele ihre sechsundneunzig Ducati gab, war der Preis der Messe zwei Karlin. Don Gabriele hatte also für das erhaltene Geld vierhundertachtzig Messen zu lesen, eine Arbeit, zu der ein gewissenhafter Priester ebensoviele Tage verwendet. Nun ereignete es sich aber, daß ein gewisser Diego Massimio in der Pfarrkirche einen Altar stiftete und denselben gar zierlich mit allerlei farbigem Marmor schmückte. Die dankbaren Geistlichen erlaubten ihm, neben dem Altar seinen Namen anzubringen, und Sie können heute noch in der Kirche neben einem der kleinen Seitenaltäre lesen: A Divozione di Diego Massimio. Diese Geschichte kam der alten Veronica zu Ohren, und es begann sie zu reuen, daß sie dem Don Gabriele ihr ganzes Hab und Gut auf Messen gegeben hatte, denn sie sah erst jetzt, daß sie mit derselben Summe ihr Seelenheil sichern und zugleich ihren Namen in den Augen der ganzen Gemeinde hätte verherrlichen können. Sie dachte einige Tage hin und her. Endlich sieht sie den hochwürdigen Gabriele wieder an ihrem Häuschen vorüberkommen. Sie winkt ihn wieder heran.

— Don Gabriele, sagt sie schüchtern, wegen der Messen habe ich es mir anders überlegt. Ich möchte gerne in der Kirche etwas stiften, wie es der Diego Massimio gethan hat. Es ist nun einen Monat her, daß ich Euch die sechsundneunzig Ducati gegeben habe. Möchtet Ihr wohl so gut sein, mir das noch übrige Geld zurückzugeben, damit ich meinen Gedanken ausführen kann?

Don Gabriele sieht die Frau an und sagt dann ruhig:

— Von dem Gelde ist nichts mehr da, Donna Veronica. Die Messen sind gelesen.

— Was, ruft die Alte, zwei Karlin per Messe, und ein Monat ist erst vergangen?

— Meine Liebe, sagt der Priester mit Nachdruck, eine einzige Messe ist mehr wert, als Euer ganzes Geld. Ich kann Euch nichts zurückgeben.

— So gebt mir wenigstens die sechs Ducati wieder, die über die neunzig waren, sagt Veronica jammernd.

— Die Messen sind gelesen und das Geld ist darauf verwendet worden, wie ich Euch schon gesagt habe, Donna Veronica.

Der Priester ging seiner Wege. Die arme Veronica konnte keinen Altar stiften und ihren Namen nicht in der Kirche anmalen lassen.

Jetzt sind sie beide schon lange tot, Don Gabriele und die alte Veronica, die den Kramladen hatte.

XXVIII.

Der Spaziergänger besucht die Pfarrkirche, das Forum und die geistliche Weinkneipe von Anacapri. Beim Weine hat er eine wunderbare Vision.

Dorf Anacapri auf Capri,
Anfang September 18 . .

Heute streifte ich in aller Gottesfrühe im Dorfe herum. Welches Idyll ist dieses italienische Bergdorf! Enge Straßen, ganz wie in Pompeji, und wie dort, fast gar keine Fenster auf die Straße. Wie in der antiken Stadt, so leben auch hier die Leute hauptsächlich in einem eigens dazu geschaffenen Raume im Innern des Hauses, sind aber dabei doch zugleich im Freien, da dieser Raum aus

einer von Säulen umgebenen Veranda besteht, die sehr oft direkt an die Atrien der Häuser in Pompeji erinnert. Da sitzen nun die guten Leute im Schatten der mit einer Fülle goldener Trauben belasteten Reben, deren grünschimmerndes, dichtgewebtes Dach von den sauber getünchten, weißen Säulen getragen wird. Man sieht Frauen und Mädchen, welche, an primitiven Webstühlen sitzend, wollene Bänder weben für die Kaufleute in Neapel, die ihnen für die Arbeit von acht Tagen acht Sous bezahlen. Aber wir sind hier in einem vorsintflutlichen Lande, wo das Geld beim Centime beginnt, und wo die Menschen von Feigen, Melonen und Trauben leben, und nur Fleisch essen, wenn sie krank sind. Jeder hat sein Stück Erde und lebt von dessen Ertrage. Die bittere Armut, von der manche Schriftsteller, z. B. Gregorovius, sprechen, habe ich nicht gefunden; die Leute sind zufrieden und glücklich, wie jene Schüler Sokrates', die sich von Feigen nährten. Wer keine Bedürfnisse hat, ist ja den Göttern am nächsten. Wahre Armut findet man massenhaft in Neapel, wo die Leute zu Dutzenden in fensterlosen Löchern auf verfaultem Stroh schlafen und tagsüber nichts zu essen haben. Aber in diesem Dorfe sieht alles reinlich, freundlich, zufrieden und glücklich aus, nirgends wird das Auge von dem grenzenlosen Schmutz und den unbeschreiblichen Lumpen und Fetzen beleidigt, die einem in gewissen Quartieren von Neapel auf Schritt und Tritt entgegenstarren.

Nichts kann novellistisch und malerisch fesselnder sein, als verstohlen in diese Höfe zu blicken, wenn man als artistischer Flaneur durch diese schattigen engen Gäßchen streicht. Da ist fast kein einziger Hof, der nicht eine neue Form der säulengetragenen Weinlaube, eine malerische Treppe, einige anmutige Bogen und Erker und ein Halbdutzend reizender Winkel und Ecken hätte. Nichts ist da nach einer und derselben Schablone gearbeitet, wie in unsern großen Städten, wo alles, Menschen, Häuser, Höfe, Zimmer, Hausrat, ja selbst Sprech- und Schreibweise, die Handschrift inbegriffen, denselben Lehm und den gleichen Model verrät.

Oft steht da irgend ein dunkeläugiges Mädchen auf der niedrigen Gartenmauer, und das dichte Laub eines Feigenbaumes bildet den Hintergrund ihrer farbig und plastisch anziehenden Büste. Mann und Weib, alt und jung, groß und klein, jedes ist in seiner Weise ein Bild, und an anziehendem Hintergrunde fehlt es nie. Die kleinen Kinder, die ärmlich aber reinlich gekleidet in den Straßen umherlaufen, sehen mit ihren feinen Köpfchen und den großen schönen Augen aus, wie Grafenkinder, gestohlen und auferzogen von den armen Bauersleuten.

Die Großartigkeit des Forums von Anacapri leidet etwas durch die völlig ungenierten Manieren von drei schwarzen, unbehaarten Schweinen, die sich den ganzen Tag darauf herumtreiben. Der Hauptschmuck dieses Platzes und der größte Stolz der Anacapresen ist die Kirche del paradiso, deren Fußboden ganz aus einer ungeheuren Majolika besteht, welche das eben frisch aus der Hand des Schöpfers hervorgegangene Paradies und Adam und Eva am Fuße des von der listigen Schlange bewohnten Baumes der Erkenntnis vorstellt. Das Werk trägt die Jahreszahl 1761 und den Namen des Künstlers, eines gewissen Leonardo Chiaiese. Das Bild mißt fünfundzwanzig Schritt im Durchmesser, der Baum der Erkenntnis zehn Schritt in der Höhe; die Tiere und Pflanzen verraten einen tüchtigen Künstler. Als ich mir die Thüre öffnen ließ, gingen mir viele der Dorfleute nach. Sie staunten sehr über den Elefanten, von dem einer behauptete, daß er so hoch sei, wie die Säulen der Kirche, vielleicht zwanzig Schuhe höher und darüber. Ich legte mich ins Mittel und ließ meine naturhistorischen Kenntnisse anstaunen. Wer hier lesen und schreiben kann, ist schon ein großer Gelehrter, wer einen wirklichen Elefanten gesehen hat, ein Christoph Columbus.

Hierauf besuchte ich die Pfarrkirche und fand richtig an einem Seitenaltar die Verdienste des frommen Diego Massimio verewigt. Auch sah ich die Madonna, welche den braven Sindaco, den Busenfreund der Kapuziner, unter ihren Mantel genommen hatte. In einem Glaskasten war

eine zweite Madonna, geschmückt mit goldenen Uhrketten, Brochen und Ringen, den Gaben der Gläubigen; um den Hals hatte sie einen großen Rosenkranz aus Bernstein. Auch sah ich ein Bild, welches die Messe eines Heiligen darstellt; dasselbe war mir sehr interessant, weil es mich in die Lage setzte, die heilsamen Wirkungen eines solchen religiösen Aktes mit einem Blicke zu übersehen. Links von dem Altar, an welchem der heilige Mann das Opfer celebriert, thut sich der Himmel auf, es erscheinen die drei göttlichen Personen, in ihrer Gesellschaft die Madonna, während der arme St. Josef seitwärts auf einer Wolke sitzt; er hat aber soviel guten Takt, sich mit Anstand in seine sekundäre Stellung zu schicken, welche keine andere ist, als die des armen Vetters, der bei reichen Verwandten zu Tisch geladen ist. Zu den Füßen dieser himmlischen Erscheinung thut sich das Fegefeuer auf, mit einer Menge in den Flammen Gequälter, darunter einige sommerlich gekleidete, wohlgenährte Magdalenen. Diesen Patienten kommt natürlich die Messe als wundervolles Labsal zu statten, und man begreift sehr wohl, daß der gute Don Gabriele vollkommen Recht hatte, wenn er meinte, daß so eine Messe mehr wert sei als die lumpigen sechsundneunzig Dukaten der alten Veronica.

Als ich nach dem Hauptplatze zurückkehrte, begegnete ich dem jetzt regierenden Sindaco, ein stattlicher Herr, der in der ganzen Gegend für einen sehr geschickten Arzt gilt und selbst nach Sorrent und Neapel geholt wird. Er regiert Anacapri seit vierzehn Jahren, ist liberal und hat vom Könige vor kurzem das Ritterkreuz erhalten.

Neben der Kirche des Paradieses erhebt sich der „Palazzo“ des Schulmeisters. In diesem von religiösen Fragen unberührten Idyll liegt die Schule ganz in den Händen der heiligen Kirche. Der Schulmeister ist Geistlicher; getreu den Geboten der evangelischen Armut ist er zugleich der größte Grundbesitzer des Ortes. Das auf den Platz gehende Parterregeschoß hat er zu einer Weinschenke vermietet. Er ist nämlich auch der größte Weinbauer von Anacapri, und man giebt ihm das Zeugnis, daß er die Bacchusgabe mit

besonderer Sorgfalt bereite. Ueber die Thüre hat er in großen Lettern zwei Aufschriften setzen lassen:

CAPRI BIANCO VITTORIO
und CAPRI ROSSO AMEDEO;

man sieht, der Mann verstand es, seinen Weinen hochklingende Namen und zugleich seiner loyalen Begeisterung für das Haus Savoyen Ausdruck zu geben.

— Don Natale, sagt Francesco la Monaca vom Schulmeister, erzeugt den besten Wein in der Gegend; er läßt die Trauben vierzehn Tage länger am Stocke als jeder andere und reinigt sie, bevor er sie preßt. Was die theologische Gelehrsamkeit, die Dottrina, anbelangt, so ist er seit dem Tode des alten Pfarrers, meines Erbfeindes, jetzt der erste Mann im Lande. Im Punkte der moralità thut es ihm der neue Pfarrer zuvor. Ueberhaupt ist außer dem Pfarrer nur noch ein Priester im Dorfe, der in diesem Punkte coscienza netta hat, alle andern — —. Uebrigens begnügen sich die Priester von Anacapri mit einem Schatz, während die von Capri — hier sprach Francesco in der Geberdensprache, indem er nacheinander zwei, drei, vier Finger aufhob.

Weinschenken haben mich von jeher angezogen wie der Magnet das Eisen. Ich trat also ein, wobei ich beinahe über eines der drei Forumschweine gefallen wäre. Eine alte Frau, mit einem zerklüfteten Gesicht wie die Felsen des Monte Solaro, empfängt mich, und ich sage ihr, daß sie mir von dem Capri Bianco Vittorio bringen solle. Sie verschwindet, und bald darauf erscheint, die Flasche in der Hand — — —

Ich habe noch nie eine Beschreibung eines schönen Mädchens gelesen, die nicht lächerlich gewesen wäre. Jeder scheitert da an den herkömmlichen Klippen der Rosenlippen, Perlenzähne, Milch und Blut, Lilien und Veilchen, goldene Flechten, Silberstimme und wie das ewig wiederholte Register lauten mag. Die schönste Beschreibung scheint mir der Ruf des schmerzdurchwühlten Laërtes beim Anblicke der wahnsinnigen Ophelia: O Maienblüte, süßes Kind!

Der Leser ersieht aus diesem Präludium, daß ein wunderschönes Mägdlein mir den Wein brachte; mir, dem unwürdigen Sterblichen, kredenzte die göttliche Hebe den perlenden Nektar. Sie kredenzte ihn auf einem rohen Tische, vor dem ich auf einer noch roheren Bank saß. Der Leser stelle sich eine der blonden Heiligen vor, wie sie auf jeder santa conversazione des Bonifazio voll süßer Andacht auf die Madonna blicken, und er hat ein Bild meiner lieblichen — Margherita.

Ja, sie war es, von der mir Albert erzählt hatte. Eine sechzehnjährige Knospe. Ihr Erscheinen war einer jener Momente, wo der Sterbliche ganz und gar auch das Datum seines Taufscheines vergißt, und wo ihn alle Erinnerung daran verläßt, daß er seit einiger Zeit mit besonderer Aufmerksamkeit die Inserate „Keine Kahlköpfe mehr!“ studiert. Es war einer jener Augenblicke, wo selbst unter dem bewährten Gesundheitsflanell die Herzen stärker zu schlagen beginnen; es war eine jener berückenden Figuren, wie sie Satanas vor den heiligen Antonius hinzustellen pflegte, um den in das Studium der Schrift versunkenen Heiligen dem Himmel abwendig zu machen.

Ein goldblondes Mädchen in Anacapri? Ein funkelnder Louis'dor unter Hunderten von kupfernen Zweisousstücken? Ein blondes Gretchen, herausgeschnitten aus der Gartenszene des Faust, hier, in der Heimat der Griechen, Sarazenen und Spanier, auf dem Felsenschlosse Tibers?

Und es war doch so. Sie saß mir gegenüber und nähte. Das reiche goldige Haar — ganz Bonifazio — fiel in weichen Katarakten über die feinen Schultern herab.

Erst beim zweiten Glase fand ich Worte, Worte eines aus einem süßen Traum Erwachten. Nach fünf Minuten wußte ich, wer sie sei. Die alte Frau, die mich empfangen hatte, ist ihre Mutter, die den Laden von dem geistlichen Schulmeister und Weinhändler gemietet hat. Sie hat Verwandte in Capri. Wen denn?

— Die Schwester meiner Mutter hat einen Engländer geheiratet. Mein Onkel ist Lord Gooseberry.

XXIX.

Unterredung mit dem Gretchen von Anacapri, welches dem Spaziergänger seine arglose Seele so lieblich offenbart, daß ihm fast die Sinne vergehen.

Dorf Anacapri auf Capri,
Anfang September 1875.

Ich hatte noch keine Viertelstunde mit der holden Margherita geplaudert, als ich schon anfing, mein Schicksal zu verwünschen, das mich in die hölzerne Wiege eines armen Mannes gelegt, anstatt in die goldene eines englischen Lords. Nie hatte ich es so lebhaft gefühlt, daß es nur zu wahr sei, was Rocco in „Fidelio“ in den wunderbar volkstümlichen Noten Beethovens singt:

„Hat man nicht auch Gold daneben,
Kann man nicht ganz glücklich sein,
Traurig schleppt sich fort das Leben . . .“

Und wie überzeugend ist es, wenn der alte biedere Knabe dann der armen, blassen, leise zitternden Leonore derb auf die Schulter klopft und singt:

„Das Glück dient wie ein Knecht um Sold,
Es ist ein schönes Ding, das Gold, das Gold. . .“

So ein Lord hat gut werben, bei meiner armen Seele. Nach den ersten fünf Worten zieht er schon ein Armband aus der Tasche, aus massivem Gold, dick wie mein Arm und mit Smaragden darauf wie Hasselnüsse, türkische nämlich, und legt es dem schönen Kind an. Im Gespräch klappert er mit den Sovereigns, und die Teufelsmädels spitzen Euch die Ohren, die kennen den Klang der gelben Dinger. So oft er sein Battisttuch aus der Tasche zieht, läßt er eine Fünfpfundnote auf den Boden fallen. Glaubst Du, daß er nur darnach hinschielt? Keine Idee! Für die Dienstleute, sagt er, und läßt wieder eine fallen. Setze Dich nur hin neben den Nabob, blonder deutscher Poet, und blamiere Dich, wenn Du Lust hast. Krame sie aus, Deine süßen Bilder und Vergleiche, und wenn sie Dir einen Augenblick Gehör giebt,

will ich gehängt werden. Sie hört nichts als das Klappern der goldenen Füchse und schielt in einem fort nach dem goldenen Reif an ihrem weißen Arm. Rückst Du ihr vertraulich näher, la voilà, die gleich wegrückt. Der englische Lümmel aber faßt sie unter das Kinn und brüllt:

— Devilish fine girl indeed, now give us a kiss, pretty one, und im nächsten Augenblicke preßt er ihr seine Brandynase auf die reine, leuchtende Stirn, daß Dir Hören und Sehen vergeht, Du armer Tropf.

Du ziehst eine Lira aus der Tasche, und steckst die fünf Soldi sorgfältig ein, die man Dir herausgiebt. Sie sieht Dich an und lächelt. Du bist gerichtet. —

Ich war zum Glück allein mit der blonden Margherita, konnte daher meine natürlichen Vorzüge besser zur Geltung bringen. Geld habe ich zwar keins, aber — der Kuckuck weiß, woher das kommt — ich sehe so aus, als wenn ich welches hätte. Seit ich auf den Vierziger losgehe, lasse ich auch den ersten Liebhaber beiseite und fange an, als zärtlicher Vater aufzutreten. Ich finde diese Rolle weit profitabler, als die brutale Angriffsweise der Sturm- und Drangperiode. Es geht weit eher an, ein schönes Kind als väterlicher Freund in die Wange zu kneifen, denn sie als Liebhaber um die Taille zu fassen.

— Euer Name ist also Margherita, schönes Kind?

— Si, signore, Margherita d'Angelo.

Ich fordere den sprachkundigen Leser auf, mir in irgend einer Sprache der Welt einen so süßen, so wunderbaren Namen aufzufinden. Ich wette hundert Flaschen Capri Bianco gegen ebensoviele des besten Yvorne.

Margherita d'Angelo!

Goethe wird seine guten Gründe gehabt haben, Gretchens Familiennamen zu verschweigen. Wie leicht ist es denkbar, daß das liebliche Kind den Namen Müller, Schulze oder gar Semmelberger, Doppelhuber oder dergleichen geführt habe! Der Gedanke ist gräßlich, aber logisch.

Nur Italien nennt seine Engel mit himmlischen Namen.

— Ihr seid also die Nichte von Lord Gooseberry?

— Jawohl, Herr. Meine Tante war fünfzehn Jahre alt, als sie der Lord zur Frau nahm und von der Insel weg nach London führte. Nachdem er mit ihr einige Jahre im Auslande gewesen, brachte er sie hierher zurück und baute einen Palazzo unten in Capri. Wer ein Caprimädchen heiratet, muß sich entschließen, hier zu leben, weil wir in der Fremde krank werden.

— War wohl ein schöner Mann, der Lordo?

— Non tanto, ma chi è ricco, è bello.*)

Diese Sentenz, die mir wie kalter Stahl durchs Herz ging, sagte sie mit dem lieblichsten Lächeln von der Welt. Das ist das Credo aller Mädchen auf der Insel. Praktische Engel das, nicht wahr?

— Es heiraten viele signori Mädchen von der Insel, Herr. Nächsten Sonntag ist wieder eine Hochzeit; Herr Sand, der amerikanische Maler, heiratet ein blutarmes Bauernmädchen.

— Ist er auch reich, der Herr Sand?

— Si, signore, è ricco, molto ricco.

— Wenn ich reich wäre, ich wüßte, was ich thäte —

— Ma voi siete ricco, signore!**)

Ich bekam bald heraus, daß hier jeder Fremde für reich gilt. Er gräbt nicht und schaufelt nicht, kommt weit hergereist und geht spazieren, ergo muß er ricco sein, molto ricco. Darum strecken sie auch alle die Hände aus, selbst erwachsene Mädchen, und rufen: Date un soldo, signore, wenn man vorbeigeht. Sie denken nichts Arges dabei und betteln nicht aus Not, sie glauben aber, man sei reich, sehr reich.

— Und was thut Ihr den ganzen Tag über, liebe Margherita?

— Ich nähe, Herr. Meine Schwester arbeitet im Felde, und des Nachts bäckt sie das Brot, das wir im Laden verkaufen.

---

*) Nicht so sehr, wer aber reich ist, ist schön.
**) Ihr seid aber reich, Herr.

— Der Laden gehört dem Geistlichen, dem Don Natale?

— Jawohl. Wir bezahlen ihm fünfzig Lire Miete per Jahr und verkaufen seinen Wein.

— Geht Ihr auch fleißig zur Kirche?

Hier sah mich Margherita eine Weile forschend an, ob sie mir auch ganz vertrauen könne. Ich lächelte so väterlich als möglich.

— Meine Tante hat mich belehrt, und jetzt weiß ich, wie die Priester das arme Volk betrügen. Das ganze Jahr gehen sie sammeln von Haus zu Haus, l'olio per la Madonna, i legumi pel Purgatorio.*)

— Ich bitte Sie, was soll denn das heißen, legumi pel Purgatorio, sprach Margherita eifrig werdend; sie sammeln das alles und schicken es mit der Barke auf den Markt nach Neapel. Mir haben sie viel zugeredet, ich sollte auch figlia di Maria werden, ich wollte aber nicht.

— Was thun denn die figlie di Maria?

— Die dürfen mit keinem Mann reden, müssen sich nach Vorschrift der Geistlichen kleiden und zahlen alle Monat etwas in die Kasse, aus der dann die Feste der Madonna bestritten werden. Die Luisa, die Köchin des verstorbenen Pfarrers, ist das Haupt der figlie.

— Was sagen denn die Geistlichen über den Papst, z. B. in der Schule?

— Daß er beständig mit der Madonna und den Heiligen spricht und daß er der einzige Papst sei, der bei lebendigem Leibe heilig ist. Sie nennen ihn immer San Giovanni.

— So, so. Fastet Ihr auch strenge?

— Wir essen fast nie Fleisch, Herr, weil es uns nicht schmeckt. Wer aber an Fasttagen Fleisch essen will, muß beim Pfarrer für zwölf Soldi eine Erlaubnis kaufen. Dieselbe ist jedoch nur für einen Tag gültig. Der Pfarrer sagt, daß das Geld nach Rom geht, wo San Giovanni in einem finstern Kerker eingesperrt ist.

---

*) Das Oel für die Madonna, Gemüse fürs Fegefeuer.

— Nehmt ein Glas, liebe Margherita, und trinkt mit mir.

— Dank' Euch, Herr, ich trinke nie Wein.

— Habt Ihr einen Schatz, schönes Kind?

— Ich bin verlobt, Herr, mit dem Gemeindeschreiber von Capri; er hat aber nur fünfzig Lire monatlich und weiß nicht, wann er mich heiraten wird. Mit fünfzig Lire könnte man schon leben, d. h. essen und trinken, aber Wohnung und Kleidung — —

— Was kostet denn eine Wohnung hier?

— Je nachdem. Wir selbst haben ein kleines Haus, das wir für fünfzig Lire jährlich vermieten. Wollt Ihr es sehen?

Ich bin sofort bereit. Da bin ich ja ein wahrer Krösus gegen diesen jämmerlichen Federfuchser, denke ich, als ich neben der blonden Blume hergehe durch die engen Straßen von Anacapri. Wir sind an Ort und Stelle. Ein allerliebstes Häuschen mit einer Veranda von Weinranken, im ersten Stock ein geräumiges Zimmer, Aussicht aufs Meer, der ganze blaue Golf, von Ischia bis zum Vesuv. Mir schwindelt. Ich blicke auf das liebliche Kind neben mir und Satanas malt mir ein berückendes Idyll vor die Augen, die blonden Kinder, die auf der Veranda spielen und Margherita, die neben mir sitzt, während ich ein Kapitel ums andere schreibe.

— Möchtet Ihr hier leben, Margherita?

— Wir sind alle hier aufgewachsen und haben erst ein größeres Haus genommen, als dieses zu klein wurde.

Durch das Fenster fiel ein Sonnenstrahl in das Zimmer, in dem wir standen. Er traf das blonde Köpfchen des Mädchens. Sie sah so unschuldig, so vertrauensvoll zu mir auf.

Gerade diese schuldlose Weise that eine furchtbare Wirkung in den halberloschenen Funken unter der Asche meines Herzens. Satanas malte immer zu, jeden Augenblick kam mehr Glut und Leben in sein Werk . . .

„Höre Don Juan, du hast gebeten," tönte es da in kräftigen Baritonnoten von der Treppe herauf — wer weiß

wie sonst mein Dialog mit dem Gretchen von Anacapri geendet hätte.

Albert stand in erhabener Attitude auf der Treppe und hielt den Spazierstock als marmornen Kommandostab gegen die Hüfte gestemmt.

Der Verräter weidete sich an meiner Verlegenheit. Wir kehrten zurück und saßen nun in der Pfaffenschenke zu Dreien.

XXX.

Die geistliche Weinkneipe wird zum Hauptquartier der Ketzer, in welchem über Eremiten, Pfarrer und ihre Köchinnen wahrhaft gotteslästerliche Gespräche geführt werden.

Dorf Anacapri auf Capri,
Anfang September 18 . .

„Seit den Tagen der englischen Pulververschwörung, wo der alte Guy Fawkes mit der Blendlaterne im Keller hockte bei der fürchterlichen Ladung, hat die Geschichte nur ein ähnliches Komplott aufzuweisen. Mit diesem Namen muß ich die geheimen Zusammenkünfte bezeichnen, welche von einer Anzahl Ketzer im untern Geschoß des geweihten Hauses des Don Natale allabendlich veranstaltet wurden, während der arglose Priester mit seiner jungen Magd im obern Geschosse weilte, beide abwechselnd mit dem Beten des Rosenkranzes und der Lesung der Heiligen Schrift beschäftigt“ . . .

So wird der einstige Geschichtsschreiber von Anacapri von den Abenden erzählen, wo Albert, Margherita, Francesco, der Poet, Michele, der Tausendkünstler, Ernesto, der Wachteljäger, Bartolomeo, der Wirt, und „il Signore Guglielmo“, der Schreiber dieser Zeilen, in der Schenke des Don Natale beisammen saßen, denn es machte sich ganz von selbst, daß wir hier unser Hauptquartier aufschlugen. Was den Capri Bianco Vittorio anbelangt, konnte Don Natale ganz zufrieden

sein; das Traurige lag nur in der Art und Weise, wie wir den geweihten Raum durch unheilige Gespräche schändeten.

— So weit, wie der heilige Eremit von Anacapri, bringe ich es nie, verehrte Herren, sagte der lustige Bartolomeo, und wenn mich noch so viele Forestieri mit ihrem Besuche beehren. Der fromme Mann ist heute schon Kapitalist. Sie sollten ihn sehen, wie er, wenn er des Morgens seine Messe gelesen hat, sich vor sein Kirchlein dort oben auf dem Berge hinsetzt und die fleischigen Hände auf seine feisten Schenkel stützt. Dann kommen sie nacheinander an, die Frommen der Insel. Der bringt zwei Franken für eine Messe, jener einen Korb Feigen, der Wein, jener eine stattliche Wurst. Ah, benvenuto, benvenuto, schreit der heilige Mann, so oft sich jemand mit einem Korbe zeigt.

— Was war er denn früher, der Eremit?

— Jesuit in Castellamare. Das Kloster war reich, und die Regierung, die es aufgehoben hat, zahlt ihm zwei Lire tägliche Pension. Zu thun hat er nichts, als alle Tage eine Messe zu lesen, und dabei tummelt er sich so, daß ihm der kleine Paolo, der Ministrant, kaum mit den Gebeten folgen kann. Eine seiner Haupteinkünfte ist das „Oel für die Madonna“. Wir haben etwa zwanzig Oelpressen in Anacapri, und bei jeder derselben befindet sich ein zinnernes Maß für die Madonna; von jedem Quintale (100 Kilo) erhält die Madonna ein solches Maß voll. Ebenso halten es die Leute mit den Gemüsen und Früchten, dem Wein und dem Getreide; dieses läßt der Eremit mahlen und bäckt sein eigenes Brot, welches für das beste auf der ganzen Insel gilt, das Oel verkauft er nach Neapel. Kommt ein Fremder, so bietet er ihm Wein an, nimmt keine Bezahlung, hält aber die Hand auf und bittet um ein Almosen für die Madonna. Niemand stirbt hier, ohne ihm Geld auf Messen zu vermachen und wer die Messen recht kräftig haben will, zahlt fünf Lire per Stück. Kommen die Wachteln angezogen, so stellt er seine Fallen und Netze auf und fängt die Vögel nach Hunderten.

Unwillkürlich dachte ich an die alten Bilder des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, wo die großen Maler

jener Zeit die heiligen Eremiten der ersten christlichen Zeit dargestellt haben. Wie sie da halbnackt in schauerlichen Einöden knieen und sich die Brust mit großen Steinen zerschlagen, den Blick unverwandt auf das ärmliche, am Felsen lehnende Kruzifix gerichtet!

— Doch sind die Geistlichen hier lange nicht mehr so mächtig, wie sie es einst waren, sagte Francesco, der Poet, der bescheiden in einem Winkel saß und gesenkten Hauptes der Unterhaltung zuhörte. Wenn in früheren Zeiten einer sich casava*), so pflegte man dieses freudige und bedeutungsvolle Ereignis durch eine große Tarantella zu feiern. Man kam zusammen, aß und trank, sang und tanzte. Kaum kriegte der Pfarrer Wind davon, so erschien er sofort in dem betreffenden Hause in Begleitung des Sindaco und des Cancelliere, um dem Unfug zu steuern. Die Drei waren stets mit Stöcken bewaffnet, an denen nicht selten Stricke hingen, also förmliche Geißeln. So überfielen sie die frohe Gesellschaft, man entriß den Spielern das Tamburin und jagte den ganzen Kreis mit den Stöcken auseinander. Ebenso thaten die Drei, wenn es irgendwo eine Serenata gab. Auch da erschienen sie mit ihren Stöcken, worauf die Sänger und Spielleute jedesmal in panischem Schrecken auseinander stoben.

— Was sagt Ihr dazu, Meister Francesco?

— Ich sage, daß das sehr unrecht war, Ihr Herren. Ich war stets der Ansicht, daß der Mensch frei sein müsse, und ich kann Sie versichern, daß die geistliche wie die weltliche Behörde sich durch diese Art Auftreten allgemein verhaßt machten. Die Geistlichen schlugen damals auch die Kinder in der Schule nach Belieben, und auch an die Kleinen, welche den Dienst in der Kirche versahen, legten sie Hand nach ihrem Gutdünken. Damals ließen sich die Eltern das alles ohne Widerrede gefallen, heute ist das aber ganz anders. Wenn jetzt ein Priester ein Kind anrührt, so giebt es im ganzen Orte einen höllischen Lärm, ja die Kleinen selbst lassen sich nicht schlagen.

— Wie war es denn mit der Beichte in Anacapri?

*) sich hauste, seinen eigenen Hausstand gründete.

— Sehr strenge, Ihr Herren. Bis zum Jahre 1860 mußte jedermann wenigstens einmal im Jahre beichten, nämlich zu Ostern. Der Pfarrer ließ sich von Haus zu Haus die Beichtzettel abliefern und verglich sie dann mit dem Verzeichnis der Einwohner. Auf diese Weise wußte er ganz genau, wieviele Anacapresen sich vom Beichtstuhle fern gehalten hatten. Bei der nächsten Predigt sagte er dann zur versammelten Gemeinde: Fünfzehn Personen haben diesmal nicht gebeichtet. Sollten dieselben binnen acht Tagen ihrer Pflicht nicht nachkommen, so werde ich mich bemüßigt sehen, dieselben zu exkommunicieren und ihre Namen im cedolone*) an der Kirchenthür zu veröffentlichen. Diese Drohung bewog nun etwa die Hälfte der ungebeichteten Sünder, im Laufe der zugestandenen Frist die Beichte abzulegen. Am Sonntag darauf verkündete der Pfarrer: Noch immer haben sieben Personen die heilige Beichte nicht abgelegt. Sollten dieselben binnen der nächsten acht Tage u. s. w. So trieb der fromme Hirte sorgsam die Schafe in den Stall, bis auch das letzte verirrte heimgekehrt war.

— Wieviele Priester habt Ihr denn in Anacapri?

— Früher hatten wir zweiundzwanzig, jetzt sind es nur mehr neun, auf eine Bevölkerung von nicht ganz zweitausend Einwohnern. Der jetzige Pfarrer ist ein würdiger Mann und allgemein beliebt. Ich habe jetzt einen sehr schönen Rahmen für das Porträt des Papstes in Arbeit, das ihm ein Fremder geschenkt hat. Der verstorbene Pfarrer war ein Tyrann und beherrschte uns alle mit absoluter Gewalt.

— Da muß ich Ihnen eine schöne Geschichte erzählen von dem Testamente des verstorbenen Curato, fiel Bartolomeo ein. Obwohl er mit dem Sindaco, wo es sich um die Unterdrückung der Leute handelte, stets Hand in Hand ging, so hegte er gegen denselben aus mir unbekannten Gründen doch einen tiefen Haß. Er wagte es aber nie, denselben merken zu lassen, sondern machte ihm erst in seinem letzten Willen Luft. „Ich schreibe mein Testament auf ungestempeltem Papier,“ hieß es in dieser Urkunde, „denn in diesem Lande

*) Im großen Zettel.

fehlt es an allem, sogar an Stempelpapier und Briefmarken; daran ist aber niemand schuld als der gegenwärtige Sindaco.“ Fünfzehn Tage nach dem Tode des Pfarrers ging die Rauferei um die Erbschaft los. Er hatte nämlich seine ganze unbewegliche Habe zwei Schwestern und einer Nichte hinterlassen, welche mit einem Geistlichen eine Liebschaft hatte. Der Neffe war leer ausgegangen und war darüber um so mehr erbost, als ihm der Pfarrer kurz vor seinem Ende ein Testament gezeigt hatte, worin er ebenfalls bedacht war. Er beschuldigte nun den Priester, den Liebhaber seiner Schwester, das erste Testament unterschlagen zu haben und prügelte beide weidlich durch, die Schwester und ihren Schatz.

— Alles, was nicht niet- und nagelfest war, hatte der Curato der Luisa, seiner Köchin, hinterlassen. Mit dieser hatte der Curato stets in Frieden gelebt, nur einmal kam es zu einem argen Skandal. Ein anderer Geistlicher, ein Arcidiacono, machte der Luisa den Hof, und es kam dem Pfarrer vor, daß sie nicht spröde genug sei. Als er daher eines Tages in der Kirche den Arcidiacono, seinen Nebenbuhler, hinter dem Altare erblickte, so rannte er auf ihn zu, kriegte ihn bei der Kehle zu fassen und würgte ihn derart, daß der Angefallene für tot vom Platze getragen wurde. Man brachte ihn in ein Privathaus, wo er erst nach acht Tagen sich zu erholen begann. Nun wurde die Luisa vorsichtig und hielt treu zu ihrem Pfarrer.

— Nach seinem Tode trug sie sogar acht Tage lang Trauer, als sie aber erfuhr, daß er all' seine unbewegliche Habe seinen Verwandten gegeben, legte sie die Trauer ab und fing sofort ein Verhältnis mit einem Kanonikus von Sorrento an, der beim Erzbischof Sekretär ist. Derselbe kommt von Sorrento übers Meer herüber zu ihr, und wenn er keine Zeit hat, so segelt sie zu ihm hinüber.

— Wovon lebt denn diese Luisa?

— Die braucht für nichts zu sorgen. Sie ist direttrice delle figlie di Maria, und trägt das farbige Band und das Medaillon der Madonna.

XXXI.

Die verschworenen Ketzer fahren fort, die Kneipe des Don Natale zu entheiligen und ergötzen sich an Geschichten von Nonnen und Liebschaften.

Anacapri, Anfang September 18 . .

— Früher hattet Ihr wohl mehrere Klöster auf der Insel, nicht wahr, Meister Francesco?

— Jawohl, Herr. Wir hatten zwei Nonnenklöster, eines unten in Capri, das andere hier oben. Dieses letztere zählte dreiunddreißig Nonnen, beide gehörten dem Orden der Franziskanerinnen an. Es war nicht leicht, in einem solchen Kloster Aufnahme zu finden. Dazu mußte man aus gutem Hause sein, wenigstens Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes. Die Dote (Mitgift) betrug mindestens tausend Ducati (4250 Fr.). Als Joachim Murat die Insel besetzte, wollte er eines der beiden Klöster als Kaserne haben und verlangte, daß die Nonnen von Capri zu denen von Anacapri ziehen sollten, oder umgekehrt; die Nonnen wollten aber nichts davon wissen und benutzten diese Gelegenheit, um ihre Freiheit wieder zu gewinnen. So kam es, daß ein gewisser Ruggiero, ein reicher Kaufmann aus Neapel, eines Tages mit einer Barke ankam und seine zwei Töchter abholte, die in Capri im Kloster waren. Die armen Mädchen tanzten ordentlich den Felsenweg zur Marina herunter, so glücklich fühlten sie sich.

— Die Nonnen hielten wohl strenge Klausur?

— Nur der Arzt, der Aderlasser, der Baumeister und der Gärtner durften das Kloster betreten. Es gab damals in Capri einen gar berühmten Arzt, einen gewissen Don Domenico Romano, der weit und breit zu allen Kranken geholt wurde. Derselbe war ein frommer Mann und hatte auch seinen einzigen Sohn, Don Ignazio, noch in jungen Jahren dem Priesterstande gewidmet. Don Ignazio war ein hübscher Jüngling und spazierte in seiner priesterlichen

Kleidung gar selbstgefällig in Capri umher. Eines Tages wird Don Domenico zu einer kranken Nonne ins Kloster gerufen. Er tritt in ihre Zelle, setzt sich an ihr Bett und fühlt ihr den Puls. Er plaudert auch eine Weile mit dem gottseligen Mädchen, steht auf und geht in der Zelle einige Schritte auf und ab. Dabei läßt er seine Blicke umherschweifen, guckt auf den Tisch, wo das Kruzifix steht, und sieht dort einen Brief liegen. Ist's Wahrheit oder Täuschung? Er erkennt die Schrift des Don Ignazio, seines Sohnes. Er benutzt eine Gelegenheit, wo die Nonne gerade in einem Andachtsbuche blättert, und steckt den Brief ein. Nach Hause gekommen, entfaltet er das Papier und findet — einen Liebesbrief seines Sohnes an Sora Serafina, die kranke Nonne. Sofort läßt er den Sohn kommen. Bravo galantuomo, sagt er zu ihm, ist das Deine Aufführung? Du willst Priester werden und schreibst solche Briefe, noch dazu an solche Personen? Dabei hält er dem Jüngling das verhängnisvolle Blatt vor die Augen. Der junge Mann wechselt die Farbe, faßt sich aber rasch und sagt: Entschuldigt, lieber Vater, ich komme den Augenblick wieder. Er verläßt das Zimmer und kehrt mit einigen Papieren in der Hand zurück. Siehst Du, padre mio, sagt er, dem Vater die Blätter weisend, hier sind fünf Briefe, welche Sora Serafina an mich geschrieben, ehe ich eine Zeile an sie richtete. Du wirst jetzt einsehen, daß ich schon aus purer Höflichkeit endlich einmal antworten mußte.

Solcher Geschichten erzählt man sehr viele, nahm Meister Michele das Wort, der im Dorfe den Namen l' uomo di sette virtù führt.*) Er ist nämlich Schneider, Schuster, Barbier, Scherenschleifer und Erfinder musikalischer Instrumente in einer und derselben Person, verkauft auch Cigarren und Salz und nimmt unter den Honoratioren von Anacapri durch Geburt, noch mehr aber durch seine Talente eine sehr angesehene Stellung ein.

— Auch mit dem Baumeister gab es einmal eine solche Geschichte im Nonnenkloster unten in Capri, sagte der schlaue

*) Der Mann der sieben Künste.

Ulysses von Anacapri. Einstmals hatte der Mann im Kloster zu thun und ließ sich dabei von seinem Sohne, einem siebzehnjährigen Jüngling, helfen. Während der Baumeister ruhig an seiner Arbeit ist, Ziegel auf Ziegel legt und sie durch Mörtel aneinander bindet, tritt plötzlich eine der Nonnen an die beiden heran und bittet den Sohn des Baumeisters, sich in ihre Zelle bemühen zu wollen, da daselbst einiges nachzusehen, auch eine kleine Reparatur vorzunehmen sei. Der Vater denkt nichts Arges und winkt seinem Sohne, der Nonne zu folgen. Es mag wohl sein, daß das Nönnchen gerade vorher die Geschichte von Potiphars Frau und dem ägyptischen Josef nachgelesen hatte, denn sie begann einen stürmischen Angriff auf das Herz des Jünglings und versuchte es zuerst mit Bitten, dann mit Thränen. Habe keine Furcht, sagte sie, ich bin reich, wir können uns heiraten. Der Jüngling aber begann zu zittern und die Geschichte endete so, wie die mit Josef und der Potiphar.

— Von 1805 bis 1808 waren die Engländer Herren der Insel, nahm Bartolomeo das Wort. Eines Morgens wurde einer der Rotröcke vermißt. Fünf Tage lang suchte man den Deserteur vergebens, bis man ihn endlich im — Nonnenkloster fand.

Die schöne Margherita saß bei diesen Gesprächen stets neben mir. Waren die Gläser leer, so schenkte sie ein, war die Flasche zu Ende, so ging sie, eine frische zu holen. Wie ein Lichtstrahl trat sie stets wieder ins Zimmer, das goldblonde Haar hing ihr in anmutigen Wellen auf die Schultern nieder, denn ich hatte sie gebeten, die reiche Himmelsgabe frei niederströmen zu lassen.

— Sagen Sie doch dem Francesco, Signor Guglielmo, sagte sie mir leise, daß er sein Gedicht auf die neue Straße vorlesen soll. Es ist sehr schön, und er sagt es sehr gerne her.

Francesco ließ sich nicht bitten. „Seit ich Garibaldi als die Aurora einer bessern Zeit begrüßt habe, Ihr Herren, ist dieses mein bestes Gedicht gewesen. Es ist das einzige, wovon ich eine Abschrift besitze, alle andern weis ich auswendig. Ich trage es stets bei mir.“

Francesco zog einige vergilbte und zerknitterte Papiere aus dem Busen und setzte eine Brille auf. Dann las er mit seiner schönen Stimme das launige, ziemlich lange Gedicht, in welchem er alle Vorteile aufzählt, welche dem materiellen und geistigen Leben der Insel aus der neuen Verbindung der beiden Dörfer erwachsen werden: Die Feindschaft der beiden Orte werde aufhören und einem regen brüderlichen Verkehr Platz machen; alle Gewerbe werden zu blühen beginnen, Schuster und Schneider, Tischler und Krämer werden reiche Ernten halten und die bisherige Armut des Dorfes werde sich in lachenden Wohlstand verwandeln.

Das Gedicht nimmt einen pathetischen Anlauf, wo es von den Verdiensten des Deputierten spricht, dessen Einflusse in der Kammer die Insel die neue Straße zu danken hat.

— Ich habe ihm das Gedicht zugeeignet, und er hat es sehr freundlich angenommen, sagte Francesco. Ich erhielt von ihm ein Geschenk von vierzehn Lire. Leider ist der brave Mann nicht mehr unser Abgeordneter. Als er sein Mandat verloren hatte, da wollte ich ihm zeigen, daß ich treu zu ihm halte, und verfaßte wieder zu seinem Lobe einige Ottave. Auch diese nahm er freundlich entgegen und machte mir fünf Lire zum Geschenk. — Was willst Du hier?

Francesco wendete sich mit dieser Frage gegen eine eben eingetretene ältliche Frau in bäuerlicher Kleidung, die uns freundlich begrüßte. Es war seine Frau. Man sah, daß sie einst hübsch gewesen sein mochte.

— Der Herr Pfarrer läßt nach seinem Rahmen fragen, Francesco, sagte die Frau des Dichters.

Wir nötigten die Gute, sich zu uns zu setzen.

— Sie war einmal hübsch, sagte Francesco mit seinem halblauten, gutmütigen Lachen, jetzt ist sie alt und häßlich geworden. Ich war sechsundzwanzigmal verliebt, Ihr Herren, bevor ich die da geheiratet habe, und ich habe sie nur genommen, weil sie mir unter allen am treuesten und am gehorsamsten war und sehr viel auf ihre Ehre hielt. Unser Brautstand dauerte vier Jahre, wir haben elf Kinder gehabt, von denen acht noch leben. Alle sechsundzwanzigmale, die

ich einen neuen Schatz nahm, prüfte ich das Mädchen durch allerlei Mittel, um ihren Wert zu erforschen. Fand ich, daß sie mir nicht Gehorsam leisten wollte, so verließ ich sie auf der Stelle, und dasselbe geschah, wenn eine mir im Geringsten zeigte, daß ihr ihre Reinheit nicht über alles ging. Gab mir eine in dieser Beziehung auch nur ein Versprechen, so verließ ich sie auf der Stelle.

Meine schönste Geliebte war eine Blonde, die man allgemein die reginella*) nannte, so schön war sie; Margherita sieht ihr ähnlich. Sie war eigentlich meinem Bruder verlobt, als ich aber merkte, daß mich meine Mutter nicht eher heiraten lassen wollte, bis der Erstgeborene behaust wäre, so drängte ich mich zwischen Giacomo und die reginella und eroberte bald ihr Herz. Meine Mutter stellte Spione aus und suchte mich einst bei dem Mädchen, das mich in der Eile unter dem Bett versteckte. Die Mutter ging und kam wieder, da man ihr gesagt hatte, ich sei dennoch im Hause. Nun steckte mich die reginella in eine Truhe, von der sie den Deckel zuschlug. Als die Mutter fort war, wußte das Mädchen in der Angst nicht den Schlüssel der Truhe zu finden und ich, der ich mich dem Ersticken nahe fühlte, versuchte vergebens den Deckel mit meinen Schultern zu sprengen.

Ich fiel in Ohnmacht, und als ich zu mir kam, lag ich auf einem Bette, das ganze Dorf um mich her, denn reginella hatte Lärm gemacht, sonst wäre ich ohne allen Zweifel erstickt.

— Was wurde denn aus der reginella?

— Sie fing dann ein Verhältnis mit einem Seemann an, der sie später aus Eifersucht erstechen wollte. Sie kam zwar nach langer Krankheit mit dem Leben davon und rettete ihren Mörder vor dem Galgen, indem sie ihm ihre Hand reichte. Sie starb aber bald nach der Hochzeit an den Pocken.

— Povera reginella, tönte es ringsherum im Kreise, und ein Moment allgemeinen Schweigens ehrte das Andenken der unglücklichen blonden Inselkönigin.

*) Die kleine Königin.

XXXII.

Die letzten kleinen Abenteuer des Spaziergängers in Anacapri, sein Abschied von dem Bergdorfe, dem Dorfpoeten und der schönen Margherita.

Anacapri, Anfang September 18 . .

Der schwedische Maler, von dem sie schon wissen, daß er in Spanien katholisch geworden ist und Don Carlos für das Ideal eines christlichen Fürsten hält, ist doch ein merkwürdiger Kauz. Heute Morgen machte ich einen langen Spaziergang mit ihm, in der Absicht, die Flora der Insel etwas näher kennen zu lernen.

Er führte mich an die Stellen, wo alles dicht mit Myrten bewachsen ist.

— Alles das ist im Frühjahr voll von Tausenden weißer duftender Blüten, sagte der Schwede, auf die glänzend grünen Büsche deutend.

Wir kletterten an steinigen Abhängen hin und fanden eine Unzahl südlicher Gewächse, z. B. den mir ganz neuen Kapernstrauch, dessen schöne Blüte ich hier sah, nachdem ich sie so oft als eingemachte Knospe genossen hatte. Wir sahen eine Gruppe Cypressen mit Lorbeerbäumen daneben.

— Der Ruhm und der Gram, sagte der Schwede, auf die Bäume deutend. So sieht es in Spanien aus, fuhr er fort, auf die baumhohen Feigenkaktus zeigend, deren stachlige Früchte durch den kühlen, süßen Saft, den sie enthalten, im heißen Sommer ein großes Labsal sind.

Dann erzählte er mir von den schönen Andalusierinnen, die er weit feuriger gefunden, als die Pariserinnen. „Die Männer aber sind gelb und mager, und man begreift, welches Vergnügen sie daran finden mußten, die Flamänder, diese fetten Ketzer, zu verbrennen.“

Dabei ließ er seinen Blick über meine Gestalt gleiten, die ein wenig ins Runde geht, ganz gegen die Gewohnheit deutscher Autoren. Sein Blick hatte etwas von dem des

Kannibalen, der ein gutgenährtes Tafelstück ins Auge faßt. Plötzlich blieb er stehen und lachte laut.

— Hier stand die Blume, sagte er, die ein Deutscher malen wollte. Er hatte seine Studie angefangen und an den Stengel einen Zettel geheftet: „Diese male ich". Am nächsten Tage kam er ganz verzweifelt nach Hause: trotz des Zettels hatte man ihm sein Modell ausgerissen. Das war derselbe Schlaukopf, der einmal im Vordergrunde einer Landschaft seine Stiefel malte, als er so saß, daß seine Füße hoch zu liegen und daher in seinen Gesichtskreis kamen. Apropos, heute erhielt ich Zeitungen aus Schweden. Man schimpft über mein neuestes Bild. O diese Kritiker . . .

— Schurken oder Ignoranten, eines von beiden, sage ich begütigend. Lassen Sie diesen Leuten ihre Freude und kommen Sie heute Abend zu unserem Abschiedsschmause im Hause des Don Natale.

— Wollen Sie denn Anacapri verlassen?

— Ich muß wohl. Ich denke noch einige Tage unten in Capri zu bleiben und die Ruinen der Paläste Tibers gründlich zu studieren.

— Sie werden nichts finden, als bis auf wenige Reste zerfallene Trümmer. Das Malerischste ist der Palast am Meere. Eine große Figur, dieser Tiberius!

— Sehr groß, besonders im Massenabschlachten seiner Unterthanen.

— Strenge Fürsten sind stets verläumdet worden. Blicken sie auf Don Carlos . . .

Endlich beredete ich den für die Verbrennung fetter Ketzer eingenommenen Sonderling, unser kleines Fest mit seiner Gegenwart zu beehren. Es war lustig und traurig zugleich, unser kleines Fest, wie das immer der Fall ist bei solchen Anlässen. Ich blickte bald auf den blondgelockten Kopf Margheritas, den wohl bald die Myrtenkrone zieren wird, wenn sie als errötende Braut des glücklichen Gemeindeschreibers vor dem Altare stehen wird. Und dann sah ich wieder auf das silberglänzende Haupt des guten alten Francesco, dem das alte Dichterherz noch so warm im Busen

schlägt, unter dem groben Hemde, trotz seiner siebenundsechzig Jahre, trotz seiner bittern Armut und der Sorgen um die acht Kinder, und dem die Augen so seltsam leuchten, wenn er von Freiheit und vom alten Garibaldi redet. Einst wird mir irgend jemand, der von Capri kommt, erzählen, daß der alte Francesco heimgegangen sei. Dann haben ich und wohl auch einige meiner Leser einen Freund verloren.

Wir waren eben daran, recht einsilbig und verstimmt zu werden, wozu wohl auch die ungewohnte Anwesenheit des malenden Karlisten beitrug, hätte Ernesto, der Wachteljäger, uns nicht ein wenig aufgemischt. Er kam an wie gewöhnlich, der breitkrämpige Hut den famosen Kopf beschattend, die Flinte über der Schulter und seine zwei schönen Hunde hinterdrein. Er hat etwa fünfzig Jahre, funkelnde Augen, eine Adlernase und trägt den Bart à la Vandyck.

„Dem fehlt nichts, als ein Mühlsteinkragen, wie sie's im siebzehnten Jahrhundert trugen, so ist das Rubensportrait fix und fertig,“ meinte Albert.

Ernesto hat eine Villa in Neapel, und ist ein alter Junggeselle. Er ist eigentlich Piemontese und erst sechs Jahre in Neapel. Frägt man ihn, wie er sich dort gefalle, so sagt er:

— Ich bin schon so ziemlich maccaronisiert. Neapel ist eine schöne Stadt, nur giebt es zu viel Neapolitaner dort.

Heute ist Ernesto guter Laune, er hat am Morgen vierunddreißig Wachteln geschossen. Margherita, ihre Schwester und Mutter werden ans Rupfen kommandiert, und derweil wir auf den Schmaus warten, erzählt Ernesto eine Menge Wachtelanekdoten.

— Waren eigentlich ganz gescheite Kerls, die Bischöfe von Capri, daß sie sich von den Bauern die Wachteln tausendweise abliefern ließen. Eine höllische Arbeit das, auf diesen Klippen herumzustolpern. Zum Glück haben die Wachtelbischöfe die Insel verlassen, als die Zahl der Vögel abnahm, und so kommt nun auch ein anderer Christenmensch zu einem guten Bissen. Fliegen jetzt verteufelt scharf, die Vögelchen; im Mai, wenn sie von Afrika kommen, sind sie

sehr müde, da kann man sie mit der Hand fangen. Auch kommen jetzt weniger, höchstens zweitausend per Tag, während in der zweiten Hälfte des Mai durchschnittlich täglich dreitausend ankommen, im letzten Mai kamen gar in mehreren Nächten je zwanzigtausend an — war das ein Geschieße und Gepuffe den ganzen lieben Tag über!

— Don Bartolo, der alte Pfaffe, hat sie mit seinen hundert Netzen zu Tausenden weggefangen. Das muß man ihm lassen, er ist der beste Wachteljäger auf der Insel. Der taubstumme Giuseppe war auch nicht faul und rannte von Tagesgrauen an mit seinem Fächernetze die Klippen ab und fing Euch seine zwei- bis dreihundert per Tag, daß es nur so klappte. Es ist merkwürdig, wie die Leute jeden Stein auf diesen Klippen kennen. Giuseppe hat stets zwei Knaben bei sich, der eine klimmt voraus, der andere bleibt neben dem Taubstummen. Der Erste guckt überall herum, bis er die Wachtel irgendwo geduckt sitzen sieht. Dann ruft er den beiden andern zu, bei den zwei Steinen, den fünf Steinen, den sieben Steinen und was der Namen für jedes Plätzchen mehr sind. Der Knabe giebt dem Taubstummen den Ort durch Geberden an, der Jäger schleicht heran, spreizt das Fächernetz aus, und patsch! saust es nieder und das Vögelchen zappelt in den Maschen. Des Nachts klettern sie mit großen Fackeln aus Bohnenstroh herum. Die Wachtel ist müde und rührt sich nicht vom Flecke; sieht sie die Flamme, so guckt sie neugierig darnach hin und läßt sich fangen. Es wird mit einem Eifer gejagt, daß von dreißigtausend Wachteln, die ankommen, kaum tausend wieder abziehen.

— Wohin gehen denn die gefangenen Tiere?

— Von hier gehen sie nach Neapel; dahin bringt man alle, welche in der Umgegend gefangen werden, denn in der Saison ist der ganze Golf von Misenum bis Sorrent nur ein einziges Netz. Neapel verzehrt viele der Tierchen, der Rest geht lebendig nach London, wo die Dinger mit einem Schilling per Kopf bezahlt werden, während sie hier oft bis auf zwei Sous fallen. Neapel spediert in jeder Saison bis achtzigtausend Wachteln nach London. Doch da

kommt die Schüssel. Brava, bravissima, bella Margherita, ruft der alte Jäger und legt die delikaten Vögel vor.

Nach dem Schmause muß Francesco deklamieren. Heute giebt er ein großes Gedicht zum Besten. „Es behandelt die Seefahrten meines Sohnes,“ sagt er, „und hat mich vierzig Tage Arbeit gekostet.“ Wir lassen den Sohn holen; er ist Tischler, wie sein Vater, ein gutmütiger einfacher Arbeiter. Er löst den alten Vater beim Recitieren ab, und spricht mit mehr Dialekt, aber recht begeistert die Beschreibung seiner Fahrt nach New-York, seine Krankheit an Bord, wo er sich selbst schon tot glaubt, und in den Himmel kommt, den er voll italienischer Märtyrer findet, während er tief unter sich die Bourbonen in der Hölle braten sieht. Auch erblickt er von den himmlischen Höhen das schöne Land Italien, ganz in hellem Glanze strahlend, nur zwei schwarze Flecken wird er daran gewahr — es sind Venedig und Rom, die noch nicht zum einigen Italien gehörten, als das Gedicht entstand. Auch sonst ist das Poem voll von feurigen Anspielungen auf casa Savoia und die Italia una, der Sohn hat das Herz voll davon bei der Abreise und grüßt mit diesen patriotischen Gefühlen sein schönes Vaterland. Wir loben den Alten, daß ihm schier die Thränen in die Augen treten, ich rede leise zu Margherita, die verschwindet und kommt bald wieder mit einem frischen Lorbeerkranze, den wir dem Dorfpoeten unter allgemeinem Jubel aufs Haupt setzen.

Eine Anekdote jagt nun die andere, Albert erzählt Geschichten von Andersen, dem Märchendichter, der Schwede Scenen aus dem Lager von Don Carlos, Bartolomeo von seinem Vater und wie sich derselbe an dem Pfarrer von Cuneo in Piemont gerächt, weil er ihn ins Gefängnis gebracht hatte. Ernesto schimpft seine Hunde zusammen, so daß sie ängstlich sich in einem Winkel zusammenkauern, Margherita aber steckt ihnen Brot und die Ueberbleibsel der Wachteln zu. Michele bringt sein Instrument herbei, ein wunderliches Ding, halb Hackbrett, halb Mandoline, das er selbst vor dreißig Jahren erfunden und ausgeführt. Er entlockt ihm seltsame Töne wie das Gebrumm eines Dudelsacks. Die

Mädchen tanzen Tarantella, und abermals naht sich der Versucher geschäftig meinem Ohr, während meine Augen die anmutigen Bewegungen Margheritas verfolgen.

Endlich scheiden wir. Der Mond geht langsam über dem Golfe auf, als wir nach Capri heruntersteigen, zahllose Lichter schwanken auf dem Meere, es sind die Fischer, welche mit Fackeln die Tintenfische anlocken. Albert begleitet mich zum Pagano. Noch ein Händedruck, und noch einer. Durch unsere Herzen zieht es leise, der ewige Epilog dieses irdischen Lebens:

„Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden . . . . .“

XXXIII.

Der Spaziergänger unternimmt eine gelehrte Forschungsreise, die Geschichte Tibers auf Capri zu ergründen. Besuch der Villa Jovis.

Capri, Anfang September 18 . .

— Geben Sie mir alles, was über Tiberius existiert, wenn ich bitten darf, sagte ich zu Herrn Detken, dem deutschen Buchhändler in Neapel, als ich dem liebenswürdigen, überaus dienstwilligen Manne vor meiner Abreise nach Capri einen Besuch machte.

Zuerst natürlich den Sueton und Tacitus, versteht sich, und dann all das Zeug, womit man den Mann nach heutiger Mode „retten“ will.

— Da muß ich Ihnen eine ganze Bibliothek mitgeben, sagt Herr Detken. Hier haben Sie Adolf Stahr und Gustav Freytag. Apropos, da ist noch etwas ganz Neues: Wiedemeister, der Cäsarenwahnsinn der Julisch-Claudischen Imperatorenfamilie, Hannover 1875. Was wollen Sie denn mit all' den Sachen?

— Werde alles auf den Trümmern der Kaiserpaläste lesen. Eine Ahnung sagt mir, daß das letzte Wort in dieser verwickelten Geschichte von mir ausgehen wird. Mir ist, als müßten an Ort und Stelle wichtige Urkunden zu finden sein, Berichte aus der Zeit selbst . . . Sollte meine Ahnung sich bestätigen, so darf ich wohl darauf rechnen, daß Sie das betreffende Werk . . . zwei mäßige Oktavbände — — —

Herr Detken thut einen Schritt zurück. Der treffliche Mann ist Familienvater, und die Aussicht auf ein Manuskript kam etwas sehr unerwartet.

— Haben Sie keine Angst, sage ich, erst muß ich ja die bewußten Urkunden finden.

* *
*

Es war ein echter Caprimorgen, als ich mich aufmachte, um die berühmte Villa des Jupiter zu besuchen, in welcher der erste Nachfolger des Augustus hauptsächlich gehaust während der elf Jahre, die er mit kurzen Unterbrechungen auf dem Felseneilande zugebracht. Der Himmel leuchtete in unbeschreiblicher Klarheit, die See war tiefblau, ein Ozean von tausend Milliarden von Kornblumen.

Tiberius hat zwölf Villen auf der Insel erbauen lassen. Nur von der Villa Jovis stehen noch große Trümmer; schon von ferne sieht man die schwarzen Höhlen zweier großen Gemächer, die von der Höhe gar seltsam finster ins Land lugen.

Von den übrigen Villen stehen nur noch mehr oder weniger formlose Trümmer über der Oberfläche des Bodens, der einzige Palast am Meere ist noch eine ansehnliche Ruine. Was von diesen Bauten am besten erhalten ist, wird im Museum zu Neapel gezeigt; es ist ein riesiger Wasserhahn, den man im Palazzo al Mare gefunden, mehrere hundert Pfund schwer. Mit ihm wurde der Zufluß des Wassers zu den kaiserlichen Bädern geregelt. Heute ist er eingerostet, und der Rost hat den innern Mechanismus derart hermetisch abgeschlossen, daß man, wenn man das klotzige Ding schüttelt, deutlich das eingeschlossene Wasser darin rauschen hört.

Der Name des grausamen Kaisers lebt noch auf der Insel. Nicht daß irgend einer der Eingeborenen wüßte, wer „Timberio“ gewesen; davon haben sie keine Ahnung, wovon ich mich durch vieles Umherfragen überzeugt habe. Wenn sie aber mit einander streiten und einer dem andern einen recht mörderischen Fluch ins Gesicht schleudern will, so ruft er: „assassino di Timberio!“

Mörder von einem Tiberius! Seltsam, wie sich die ganze antike Geschichte des Eilands in den einen Ausruf zusammengedrängt hat, so daß die immense Figur, die von hier aus elf Jahre lang die Welt regierte, nur mehr als Mördername im Munde unwissender Insulaner lebt. So haben sie auch ein Scheltwort, in dem ihre ganze mittelalterliche Geschichte verkörpert ist: „testa di scomunicato!“ Wehe jenen Zeiten, die nur als Flüche im Gedächtnis der Menschen fortleben!

Nach dem Palazzo di Timberio*) geht es steil an Gärten voll Wein, Oliven und Feigen vorbei einen schattenlosen Felsenpfad empor. Ich ritt auf einem sanften Grauen empor, eine barfüßige Treiberin lief hinterdrein und schlug das arme Tier unbarmherzig. Sie sind alle abscheuliche Tierquäler im Neapolitanischen. Oft mußte ich bei den Hieben, bei denen der unglückliche Graue zuckte, an Hamlets Worte denken: Würden wir alle nach Verdienst behandelt, wer wäre da vor Schlägen sicher? Wie sicher das gute Tier den verwahrlosten, roh in den Felsen gehauenen Weg geht! Nur wenn's an Gartenmauern vorbeigeht, will der Graue, wohl dem kargen Schatten zu Liebe, stets so hart an der Mauer bleiben, daß meine Schienbeine in die augenscheinlichste Gefahr geraten. Ich beschwere mich bei der Treiberin.

Tutti gli asini sono così, sagt das Mädchen.

Die Kleine hatte recht: Alle Esel sind so, die italienischen und die aller andern Länder. Das will nicht vorwärts, so stark ihm auch die Zeit auf die Hüften schlägt, und das hält

---

*) Anstatt Tiberio. In dem sehr verdorbenen Dialekt der Insel heißt sie selbst Crap statt Capri, und Anacapri klingt wie Ronacrapi.

sich ewig scharf zu den Mauern der alten Maximen und Vorurteile. Tutti gli asini sono così.

Immer höher geht es empor, immer drohender glotzen die zwei glanzlosen Eu enaugen aus dem Trümmerhaufen von der Anhöhe herab. Weiter und weiter öffnet sich die Aussicht aufs Meer, die Golfe von Neapel und Salerno, unendlich dehnt sich die Wasserbahn nach Hellas, nach Sizilien und Afrika.

Halt. Der Graue geht nicht weiter. Wir sind bei einem freundlichen Häuschen angelangt, von da an geht es zu Fuß empor zur Kaiserburg. Das Häuschen vertritt da oben auf dem hochklassischen Boden die Kultur des neunzehnten Jahrhunderts. Es trägt die Aufschrift: Salto di Tiberio, d'où il jettait ses condamnés dans la mer, on y jouit de la belle vue du Golfe de Salerne. Ich trete ein und finde eine freundliche ältliche Frau, die mich fragt, ob ich ein Glas Wein haben wolle.

Zugleich führt sie mich an den Salto, den Felsensprung, von dem schon Sueton berichtet, daß er zu seiner Zeit auf der Insel gezeigt wurde.*) Man hat eine kleine Brustwehr aufgeführt, und das war sehr weise, denn es ist kaum möglich, ohne Schwindel in die gähnende Tiefe zu blicken. Der senkrecht abstürzende Abgrund ist wenigstens tausend Fuß tief; auf einen Wink der Wirtin trägt ein Mädchen schwere Steine herbei, die, von der Höhe losgelassen, in sausenden Sprüngen die Felsen hinab der blauen Tiefe zujagen, noch einmal auf die schmale Felsenküste aufschlagen und dann mit einem letzten Satz sich ins Wasser stürzen. Vorbeifahrende Boote erscheinen wie Riesenspielzeuge mit kleinen Puppen darin. Alles, was der Phantasie gräßlich ist, eint sich hier mit dem, was man „historisch interessant" nennt. Hier stand also, wie der Geheimschreiber des Kaisers Hadrian meldet, der greise Kaiser, ließ die Gefangenen lange und grausam foltern, und sie dann

*) Carnificinae eius ostenditur locus Capreis, unde damnatos post lunga et exquisita tormenta praecipitari coram se in mare iubebat. (Tiberius LXII.)

in die Tiefe stürzen. Auf der schmalen Felsenbank am Fuße der jähen Wand standen die Henker, welche die unten ankommenden Opfer noch mit Stangen und Rudern zerschlugen, damit in den verstümmelten Körpern auch das letzte Fünkchen Leben ausgetreten werde. Gebt mir noch einen Stein, einen großen! Wie lange es dauert, bis er unten aufschlägt! Eine Ewigkeit! Man denke sich menschliche Körper so durch die Luft sausend und ihr dumpfes Aufprallen nach dem Fluge von tausend Fuß! Wer da nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren . . .

Auch ein Fremdenbuch haben sie in der kleinen Salto-Kneipe. Nomina stultorum etc. „Umgewandelt von der Kunst und Natur in dem schönen Italien," heißt es da unter anderem, „besonders in dieser Gegend, habe ich meinem mir schon lange widerwärtigen Kaufmannsstand entsagt und mich der Kunst gewidmet, im zweiten Jahre der Wiedererrichtung des herrlichen deutschen Reiches und seiner einstigen Größe." Jemand schrieb darunter: „Die Kunst wird dabei nichts gewonnen und der Kaufmannsstand nichts verloren haben." Ein Franzose hat hier begriffen: „ce qu'a dû endurer Napoléon à St. Hélène". Eine durstige Seele singt:

„Lieben Leute laßt Euch sagen,
Wenn Ihr nach dem Wein thut fragen:
Der weiße ist von seltner Güte,
Nur vor Zuviel sich jeder hüte."

Ergriffen von der Bedeutung des Ortes, schrieb ein anderer:

„Tiberius war ein Hund,
Schmiß die Opfer in den Grund,"

während andere, unbeirrt durch die Schauer des Salto, hier sehr fröhlich gewesen sind; Engländer waren „very jolly", einer, offenbar Berliner, hat hier Tarantella „wie doll" getanzt. Bei der Lesung vieler hier enthaltenen Verse muß man dem Menschenfreund aus vollem Herzen Recht geben, der ins Buch geschrieben:

„Aus Rücksicht für die andern Leute
Lassen wir das Dichten heute."

Die Flasche Capri Bianco ist geleert. Der Abend naht heran, laßt uns nun zu dem Nest des kaiserlichen Geiers emporklimmen.

XXXIV.

Die antike Tragödie von Capri nach den Berichten von Tacitus und Sueton. Glück und Ende des römischen Wallenstein.

Capri, Anfang September 18 . .

Trümmer von Marmorsäulen, zerschlagene Marmorarchitrave, ein paar Mosaikfußböden, zerstörte Gemächer zweier Stockwerke, bröckelnde Gänge und Gewölbe, Haufen römischer Ziegel, von Feigengebüsch umrankt — das ist heute die stolze Burg des Tiberius, die Villa des Zeus.

Dahin ist die kostbare Bekleidung der Wände aus allerlei Marmor- und Jaspisarten, dahin die Säulen aus Porphyr, Alabaster und Lapislazuli. Nichts ist geblieben, als der rohe Ziegelbau.

Dahin die goldenen und silbernen Gefäße, die Purpurgewänder und Diademe, die kunstvoll gearbeiteten Tische von Citrusholz, die Tiberius so sehr liebte, die Bilder des Parrhasius, die Malereien und griechischen Mosaiken der Wände.

Dahin sind die Mitglieder der studiosa cohors, die Grammatiker und Astronomen, dahin auch die Trabanten, Kerkermeister und Henker, das Gefolge Cäsars. Dahin auch er selbst, der furchtbare Greis mit den Geschwüren im Gesichte, dem hohlen forschenden Blick, der tristissimus homo, wie ihn der ältere Plinius nennt. Wo sind die Gelage Cäsars mit den afrikanischen Trauben, den großen roten Birnen und den Melonen in goldenen Schalen, die nie auf seinem Tische fehlen durften? Wo die Zechgenossen, denen er höflich Salve! sagte, wenn sie niesten? Wo die goldenen,

perlenbesetzten Pokale, aus denen Cäsar den Wein von Sorrento trank? Wo ist der große Saufbruder aus Mailand, der wackere Novellius Torquatus, der sich vor Sr. Majestät produzieren durfte und richtig seine zehn Flaschen hinuntergoß und dann noch fest auf seinen Beinen stand, wie der eherne Apoxyomenos des Lysipp?*)

Dahin, dahin. Staub und Sage, wo einst Leben und Handlung war. Formlose Trümmer an der Stelle, wo alle Künste zu einem Parnaß sich vereint. Gespenster, wo Schönheit und Größe gewandelt. Das Grauen, wo Pracht und Anmut geherrscht, eine grause Erinnerung, wo unzählige Verbrechen begangen wurden.

Dahin, dahin. Verklungen der Klang ihrer Gesänge, die Seufzer ihrer Opfer, der scharfe Ton ihrer Befehle, ihr Gelächter bei Tafel, der Becherklang nach Tisch, der Laut der fallenden Würfel. Verklungen die leise hauchende Stimme des todkranken Augustus, und die seltenen Worte des schweigsamen Tiberius, bei deren Aussprache er mit der Linken gestikulierte, die stärker und geschickter war als seine Rechte. Verklungen der katzensüße Laut der Reden des Jünglings Caligula, wenn er Tiberius' Sätze in hündischer Demut fast Wort für Wort nachsprach, verklungen die herrischen Töne Sejans, der, schlauer als der schlaue Cäsar, diesen zur Abreise nach der Insel beredet und sich von dem Eilande weg nach Rom sehnte, wo die sich in seinen Vorzimmern drängenden Senatoren und Ritter bald „Heil dir, Imperator!" sagen mußten, wenn die große Verschwörung glückte und die braven Prätorianer treu blieben. Verklungen das Lallen des dicken Schweines Vitellius, wenn er, halb von seiner Bank sinkend, nach mehr Wein schrie, um gleich darauf, sinnenlos betrunken, sich auf dem Boden zu wälzen. Verklungen der Klang der Harfen und Cymbeln, nach denen die Nymphen und Satyren

---

*) Der berühmte „Schaber", der sich die Glieder von Staub und Oel reinigt. Agrippa hatte ihn in seinen Bädern aufgestellt und Tiberius ihn nach seinem Palaste bringen lassen. Doch murrte das Volk so, daß er ihn wieder an seine alte Stelle setzen ließ. Eine berühmte Kopie in Marmor im Vatikan.

in den Hainen der Insel tanzten, wenn Cäsar in ihren Schatten weilte; verklungen auch der Klang ihrer Seufzer und ihr Schluchzen, wenn diese zu solchen Possen gepreßten Mädchen und Jünglinge der süßen Heimat gedachten, in der man sie von der Seite der Eltern gerissen und zum Ergötzen Cäsars nach der Insel gebracht hatte. Dahin, dahin.

Auf diesen Trümmern muß man die Alten lesen. Hier klingt sie doppelt ehern, die eherne Sprache des Senatus Populusque Romanus. Hier wird Tacitus lebendig, und man sieht den siebenzigjährigen Kaiser an sich vorüberschreiten, die einst robuste Kriegergestalt abgemagert, das in jungen Jahren hochmütig zurückgeworfene Haupt gebeugt, der Schädel kahl und nur, wenn es donnerte und blitzte, mit Lorbeer bekränzt, denn der Baum des Apollo hält den Feuerstrahl des Zeus ab. Das Angesicht des Herrschers ist mit Pflästerchen bedeckt, die großen, einst leuchtenden Augen, die selbst im Dunklen sahen, tief in ihre Höhlen gesunken, und forschenden Blickes auf die See gewandt, ob nicht ein Feind dem Eiland nahe.

Lange ruht der Blick des Greises auf dem Golf von Neapolis, der in jenen Tagen von Misenum bis Surrentum von Tempeln und marmornen Villen strahlte, ein schimmernder Kranz am Fuße des damals friedlichen, im Schmucke reicher Pflanzungen prangenden Vesuv, der erst fünfzig Jahre später seine lachende Umgebung erschrecken sollte, wie ein frommes Haustier, daß sich plötzlich in einen feuerspeienden Drachen wandelt. Dieser blaue Golf erzählt dem düstern, forschenden Blicke des Fürsten seine ganze Geschichte, von den Tagen an, wo drüben in Neapolis seine siebzehnjährige Mutter, die schöne Livia, ihn, das weinende zweijährige Knäblein, im Arme, vor den Soldaten Octavians floh, desselben Octavian, der sie bald nachher dem Vater Tiberius' abhandelte und sie zur Kaiserin der Welt machte. Das sind nun siebzig Jahre her. Nach derselben Neapolis fuhr er von Capri mit dem kranken Augustus hinüber, als er, schon lange der berühmteste Feldherr seiner Zeit, nach Illyrien aufbrach, um die Rebellen zu Paaren zu treiben. Er hatte

ihn nie geliebt, den alten Augustus, er hatte ihm nie den „kleinen Greis“ verziehen, wie der frohen Scherz und anmutiges Wesen liebende Kaiser den mürrischen Adoptivsohn zu nennen pflegte. Tiberius verzieh schwer und vergaß nie. Schon als Knabe hatte er nur Feinde gehabt. Hatte ihn nicht sein Lehrer Theodorus eine Mischung aus Kot und Blut*) genannt? Selbst die Lobgedichte des Hofpoeten Horaz machten diese brennende Wunde nicht heilen.

Die schlaue Livia ist tot. Nun kann der siebzigjährige Sohn endlich freier atmen, denn der „Ulysses in Weiberkleidern“, wie Caligula die Kaiserin-Mutter nannte, hatte bis zu seinem vierundachtzigsten Jahre anstatt des Sohnes regiert. Auf Capri bin ich sicher, denkt Cäsar. Kein menschlicher Fuß kann diese Klippen ersteigen, meine Veste hat den breitesten und tiefsten Wassergraben der Welt. In Rom hält mein socius laborum, der getreue Sejan, die Ordnung aufrecht. Halt. Eine Galeere naht, von schwitzenden Sklaven getrieben, pfeilschnell dem Ufer. Ein Bote bringt einen Brief. Die Hand meiner Schwägerin Antonia:

„Dein Sejan ist ein Verräter. Seine Sklaven nennen Dich den Herren der Insel, den Gouverneur von Capri. Die Prätorianer wollen ihn bei erster Gelegenheit zum Kaiser ausrufen.“

Gegen diesen Blitz gab es keinen Lorbeer, er war aus heiterem Himmel auf den kahlen Schädel des Imperators niedergefahren. Die hohe Gestalt schwankt. Blut, Blut, ruft jeder Nerv in ihr; Vorsicht! flüstert die Furcht. Sechs Monate lang spinnt der Herr der Welt Verrat gegen den allmächtigen Minister, anstatt sofort nach Rom zu eilen und der Natter den Fuß auf den Kopf zu setzen. Brütend sitzt er in der Villa Jovis, das ist ein ewiges Kommen und Gehen geheimer Boten, aber noch immer ist die Furcht stärker, als die Begier nach Rache. Cäsar schreibt noch immer freundliche Briefe an den Verräter, damit er blind ins Netz gehe.

---

*) Sollte Goethes „Spottgeburt aus Dr— und Feuer“ nicht auf Anregung dieses antiken Calembourgs entstanden sein?

Endlich ist der Entschluß gefaßt, der getreue Macro geht mit versiegeltem Schreiben nach Rom ab. Wie bange Cäsar dem Schiffe nachblickt, das seinen Boten führt! Wird auch Macro den Verräter spielen? Furchtbare Wochen und Tage, grause Tage, grausere Nächte. Endlich kommen Macros Boten. Alles ist gelungen. Sejan glaubte die Fabel, daß ihm die Würde des Tribunen übertragen werden solle und sah sich schon als Mitregenten des Kaisers. „Er schien durch den Blick der Meduse in Stein verwandelt, erhabener Cäsar," schreibt Macro, „als Dein Brief im Senate vorgelesen wurde. Dreimal befiehlt ihm der Konsul aufzustehen, er hört es nicht. Endlich berührt ihn dieser an der Schulter, da fährt Sejan empor und blickt entsetzt in die wütenden Gesichter derselben Senatoren, die ihm eine Stunde vorher zu seiner Erhebung Glück gewünscht. Das Volk ohrfeigt ihn auf seinem Wege zum Kerker, obwohl er sein Gesicht verhüllen will; er wandelt durch die Straßen unter dem Gesplitter und Gekrache seiner Bildsäulen, die der Pöbel von ihren Basen stürzt. Man erwürgt ihn im Kerker, drei Tage lang schleift man seine Leiche durch die Straßen."

Tiberius atmet auf. Da kommt noch ein Brief. „Mein unglücklicher Gatte war der Mörder Deines Sohnes Drusus, o Cäsar; er hat ihn durch Gift umgebracht," schreibt die verstoßene Gattin Sejans, deren Kinder gleich dem Vater im Kerker erwürgt worden waren.

Dieser neue Schlag trifft Cäsar ins Herz, er weint. „Ich regiere eine Welt von Verrätern und Giftmischern," sagt er, „die Brut soll ausgerottet werden." Wieder geht Bote um Bote von der Insel nach Rom. Neun Monate lang ist der Cäsar nicht zu sehen, die Mauern der Villa des Zeus sind die einzigen Zeugen seiner Gedanken, seiner Entschlüsse. Von Rom aber kommen sie an, barkenweise, die zu besondern Martern Auserſehenen, denn die andern werden alle Tage scharenweise in Rom vom tarpejischen Felsen gestürzt, daß der gelbe Tiber die Leichen nicht mehr fassen kann und entsetzlicher Pestgeruch die ewige Stadt erfüllt.

Nun erklingt es vom Wehegeschrei der Gemarterten, das blühende Eiland; zerschmettert stürzen sie in den Abgrund und färben die blaue Flut rot. „Der ist mir entwischt," sagt Cäsar, wenn einer seiner Gefangenen sich durch Selbstmord aus den Fesseln befreit. „Dazu sind wir nicht genug gute Freunde," erwidert der gekrönte Henker, wenn ihn einer um den erlösenden Tod anfleht.

Tag und Nacht saß nun das furchtbare Gericht auf der Villa. Hier war der Wolf Ankläger, die Schlange Zeuge, die Hyäne Richter, die Taube Verteidiger.

Sind sie denn tot, die Brutus? Keine Hand unter diesen Millionen, ein Schwert zu halten? Ist Roma, die weltbeherrschende Löwin, ein Kaninchen geworden, das erstarrt vor dem offenen Rachen der Schlange wartet, bis es verschlungen wird?

Die Welt war Ein Schlächter und hundert Millionen Schlachtopfer. Eine Bestie und hundert Millionen zitternder Feiglinge. So ward das blühende Capri zur echten Tragödie mit Mord und Verrat in dem lachenden Bilde des Golfes, wie Pompeji fünfzig Jahre später seine Schicksalstragödie wurde.

Assassino di Timberio!

XXXV.

Der Spaziergänger fährt fort, das Leben Tibers auf Capri im Sinne Tacitus' zu betrachten und gelangt auf diesem Wege in unlösliche Widersprüche mit der modernen Wissenschaft.

Capri, Anfang September 18 . .

Seit dem Jahre 26 unserer Zeitrechnung war Tiber von Rom abwesend und verbrachte die elf letzten seiner Lebensjahre fast ganz auf Capri. Der Sturz des schönen Sejan, eines wahren römischen Don Juan, dessen geschichtliche Stellung man mit der des Herzogs von Buckingham, des

Günstlings Karl I. von England, vergleichen könnte, fand im Jahre 32 unserer Aera statt.. Tiber kehrte nie mehr nach Rom zurück, nur zweimal näherte er sich der Stadt soweit, daß er sie übersehen konnte und kehrte dann, wie von Furien gehetzt, wieder um. Seine letzten Lebensjahre auf Capri waren überaus traurig, er glaubte sich keinen Augenblick sicher und verbrachte seine Zeit zwischen quälender Angst und dem Geben und Ausführen von Blutbefehlen, während er zu gleicher Zeit die Stimme des Gewissens durch ein unerhörtes Raffinement im Gebiete verbotener Lüste zu betäuben suchte. Sonderbarer Weise liebte er auch die Kunst, deren Kenntnis und Wertschätzung allerdings die damalige Lebensweise und Erziehung mit sich brachte. Tiber war im Beginne unserer Zeitrechnung dieselbe Art sonderbarer Mäcen, wie sie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert die Karl V., Philipp II., die Karl Stuart, Buckingham und so viele andere waren, die alle unter die ersten Enthusiasten und Kenner ihrer Zeit gerechnet werden müssen, und mit denen die Künstler jener Tage, die Tizian, Rubens, Vandyck und Velazquez gewiß besser verkehrten, als die der unserigen mit unsern bureaukratisch aufgeblasenen und meistens absolut geschmacklosen Kunstkommissionen.*)

Augustus hatte die eine Hälfte der Welt umgebracht, um die andere nach seiner Weise glücklich zu machen. Während sich Tiber anschickte, auch diese aus Rache für den Verrat Sejans zu schlachten, ging in der Provinz Judäa ein sonderbarer Mann im Volke umher, der Sohn eines armen Zimmermanns. Er heilte die Kranken, tröstete die Betrübten, saß mit den Sündern zu Tische, und sah er irgendwo Kinder, so rief er sie zu sich, streichelte ihnen die Köpfe und stellte

*) Tiberius zog, wie Sueton erzählt, ein berühmtes Bild des griechischen Malers Parrhasius einem ihm alternativ angebotenen Geschenke von einer Million Sesterzien vor, und stellte das Gemälde in seinem Schlafzimmer auf. Karl V. ließ noch einige Bilder Tizians vor sich bringen und betrachtete sie lange, als er in St. Just sein Ende herannahen fühlte. Siehe W. Stirling. The cloister — life of Charles V.

sie seiner Umgebung als Muster der Unschuld und Reinheit vor.*) Der Blick des Mannes drang den Armen und Bedrängten wie Sonnenstrahlen ins Gesicht, während die Blicke des Imperators auf seiner einsamen Insel vernichtende Blitze waren. Der Mann sagte den Leuten, daß man arm und glücklich sein könne; der in den ausgesuchtesten Lüsten schwelgende Beherrscher der Welt schrieb an den Senat von seiner Insel aus, daß er täglich einen elenden Tod sterbe. Die Weisheit des armseligen Dorfes trat in die Schranken mit der Philosophie, den Künsten, dem unermeßlichen Glanz und Reichtum der weltbeherrschenden Roma; auf der einen Seite der Nazarener mit einem lächelnden Kinde auf dem Schoß, auf der andern hunderttausend Römer im Amphitheater dem Röcheln der Sterbenden lauschend.

Wer wird siegen? Im Jahre 32 wird Sejan, ein wahrer Typus des Glanzes und des Egoismus der Weltstadt, vom Pöbel durch die Straßen geschleift, im Jahre darauf heften sie in Jerusalem den Nazarener zwischen zwei Mördern an den Schandpfahl. In dem Augenblicke, als der Edelste der Menschen dornengekrönt, verschmachtend zwischen Himmel und Erde hing und Essig aus einem Schwamme saugte, saß der Imperator rosenbekränzt beim Gelage und führte den goldenen Becher an die Lippen, indes seine Augen dem lüsternen Tanze der schönsten Weiber der Erde folgten. Dornen und Rosen, Essig und die Gabe des Bacchus!

Wer hätte gedacht, daß jemals in der Stadt der blutigen Imperatoren die Nachfolger des Nazareners sich Pontifex Maximus nennen würden, wie sich die Tiberius, Caligula und Nero nannten, und daß sie Gelage feiern würden, um die sie der erfinderische Einsiedler von Capri beneiden könnte? — — — —

Als ich von der zertrümmerten Kaiserburg nach dem Pagano zurückgekehrt war, den Kopf voll von den Schilderungen

---

*) Auch Tiber ließ die Kleinen zu sich kommen. Man lese, was Sueton über die pisciculi (Fischlein) des Kaisers sagt. Es giebt keine sprechendere Parallele in der Geschichte, als diese zwei Kinderfreunde.

des Tacitus und Sueton, nahm ich den „Tiberius" des Herrn A. Stahr zur Hand, um mich durch einen Trunk aus dem Borne moderner Wissenschaft zu erfrischen. Da sah ich freilich sofort, wie „herrlich weit wir es gebracht!" Herr Stahr beweist sonnenklar, daß der „finstere, einseitig ungerechte, böswillige, engherzige, vorurteilsvolle, melancholische" Tacitus „um nichts besser und einsichtiger sei als jene Klätscher, welche den edlen Tiberius verläumdet", das Urteil des römischen Historikers ist „von Parteilichkeit gefälscht", voll „affektierten altrömischen Gefühls", „blinder Haß, blinde Parteilichkeit, absurde Auffassung" machen den „Parvenüaristokraten" ganz natürlich „immer unfähig, das Verdienst Tibers zu begreifen". Der „über den Untergang der Freiheit deklamierende Phantast" ist eigentlich, faßt man Herrn Stahrs Urteil zusammen, mehr „Schuft als Narr", wie es irgendwo bei Shakespeare heißt. Germanicus, das Ideal des Tacitus, ist mit seinen „unklugen Feldzügen" eigentlich eine Art Karlchen Mießnick an der Spitze der römischen Legionen, und das Schicksal seiner edlen Gemahlin, der Agrippina, der ein Centurio ein Auge ausschlägt und die Hungers stirbt, findet man an der „unverbesserlichen Schwiegertochter" des „wahrhaft großen, einsichtsvollen, weisen und gewissenhaften" Tiberius ganz in der Ordnung. Dafür ist aber Tiberius selbst als Kaiser „großdenkend, tiefblickend, unglücklich, gewaltig, groß, demokratisch, vielverläumdet, satirisch, unglückselig"; als Regent „groß, bewährt, einsichtsvoll, weise, gewissenhaft, milde, gerecht, umsichtig, großmütig, vorsorglich, barmherzig".

Der „müde Greis" und „große Dulder" ist auch „müder Kriegsheld", „unglücklicher Herrscher", „zärtlicher Vater", „pietätsvoller geduldiger Sohn", „dankbare Natur" und nebenher „gründlich gebildeter Mann", „gelehrter Theologe", zugleich aber auch „guter Rationalist".

Bei seinem „feinen Gerechtigkeitssinn", seiner „großen natürlichen Klugheit", verbunden mit „edlem Gefühl, Milde gegen Unglück, Selbstbeherrschung, edler Gefaßtheit und Besonnenheit" begreift man die „segensvolle Regierung" des „kaiserlichen Einsiedlers", wenn man sich auch darüber

wundert, daß der „große Dulder“, wahrscheinlich in einem Anfall seiner „kaustischen Weise“, nach dem Falle Sejans „schonungslos fast alles, was ihm bei der Untersuchung in den Wurf kam, foltern und hinrichten ließ“.

Kaum hatte ich mich überzeugt, daß der „große Klaudier“ eigentlich die edelste Persönlichkeit seiner Zeit gewesen, und daß man, will man einen eigentlich „boshaften“ Menschen sehen, nach dem „finstern“ Tacitus greifen muß, des „Anekdotenkrämers“ Sueton gar nicht zu gedenken, so mußte ich aus dem neuen Buche des Herrn Wiedemeister sofort lernen, daß der „große Dulder“ schon „vor Antritt seiner Regierung wahnsinnig“ gewesen sei.

Ich bin einmal gewohnt, alles Gedruckte für wahr zu halten, und war daher diesmal in nicht geringer Verlegenheit, denn Herr Wiedemeister pflanzt in seinem Buche das ganze schwere Geschütz der modernen Psychiatrie auf, schildert den „großen Klaudier“, den „wahrhaft weisen und einsichtsvollen“ Regenten des Herrn Stahr zuerst als „Melancholiker“ und entblödet sich nicht, bei dem „großen Dulder“ zuerst von „Verfolgungswahn“ und endlich gar von „terminalem Blödsinn“ zu sprechen, ein Ausdruck, der, auf einen Kaiser angewendet, an und für sich höchst unstatthaft ist;*) dann las ich Beulé, der ebenfalls die halb boshaften, halb blödsinnigen Fabeln des Tacitus und Sueton glaubt und über den „großen demokratischen Kaiser“ schimpft wie ein Petroleur über den Mann von Sedan.

Unter sothanen Umständen beschloß ich, in Person auf Entdeckungen auszugehen. Der Gedanke, es müßten auf der Insel wichtige Urkunden zu finden sein, wurde zur fixen Idee

*) Ich bemerke beiläufig, daß auch Herr Wiedemeister glaubt, Tiber habe von der Villa des Zeus aus die ganze Insel übersehen können. Dieser Irrtum findet sich bei den meisten Autoren. Man bedenke aber, daß die Villa 334 Meter hoch liegt, der Monte Solaro aber, der Hauptbergstock des Eilands, 597 Meter über der Meeresfläche mißt. Die Villa Jovis lag nicht auf der höchsten, wohl aber auf der am schwersten zugänglichen Stelle der Insel.

meiner Tage, zum Alp meiner Nächte. Da begegnete mir ein höchst merkwürdiges Abenteuer. Wird es mir gelingen, das Unerhörte glaublich zu machen? Münchhausen, du oft verleumdeter Märtyrer der geschichtlichen Wahrheit, sei meine Muse!

XXXVI.

Dem Spaziergänger passiert eines der merkwürdigsten Abenteuer aller Zeiten; er erzählt es in ebenso wahrhaftiger als anmutiger Weise.

Capri, Anfang September 18 . .

Es war an einem jener schönen, unvergeßlichen Augusttage, als ich abermals, von dunkler Sehnsucht nach den Wundern der blauen See ergriffen, den schmalen Felsenpfad im Schatten der Feigen und Weinreben zur großen Marina herabstieg, um mit Beppo, meinem getreuen Charon, in seinem kleinen Boote an den Felsenwänden der Insel hinzugleiten. O ihr schönen Tage, noch strahlt euer Glanz in meiner Seele, wie der Gedanke an das Glück der Kindertage.

Lange fuhren wir an den starrenden Steinmauern hin, ohne daß sich in mir die Lust regte, meinen Aufenthalt in dem kleinen Boote mit dem in den kühlen blauen Wellen zu vertauschen. Es lag schwer auf mir an diesem Morgen, wie die Ahnung eines großen Ereignisses. Auch sprechen mochte ich heute nicht, und Beppo sah mich deshalb verstohlen von der Seite an, denn er war gewohnt, daß ich ihm vielerlei Fragen stellte über Weib und Kind, sein Gewerbe, die Fische dieser Gewässer, ihre Tiefe und Gefahren. Selbst der Eingang der blauen Grotte lockte mich heute nicht; gleichgültig sah ich zu, wie zwei junge Männer, offenbar deutsche Maler, fröhlich durch das Bogenfenster im Felsen aus- und einsegelten, in lauten Rufen ihren Jubel über die Schönheit des Phänomens vermischend. Plötzlich aber blieb mein Blick an einer Stelle im Felsen haften, kurz nachdem wir an dem Eingang der weltberühmten Grotte vorbei waren.

Es war eine kleine Oeffnung im Felsen, noch niedriger als der Eingang zur grotta azzurra. Das blauschwarze Wasser wogte in sanftrollenden Wellen taktmäßig gegen die niedrige dunkle Pforte. Ich konnte den Blick nicht wegwenden von der Stelle, und der Gedanke, daß sie der Eingang zu einem Kanal und zu einer unbekannten Höhle sein müsse, entstand flugs in meinem Kopfe, und sonderbar, so grundlos die Annahme war, so hartnäckig setzte sie sich sofort fest, wie ein Polyp sich an die Glieder des arglosen Schwimmers saugt.

— Was ist das dort für eine Pforte?

— Sarà un canale, chi lo sa,*) sagte Beppo. Ich gebot ihm, zu halten, und machte Miene, mich zu entkleiden.

— Herr, sagte Beppo, und dämpfte seine Stimme, als fürchte er gehört zu werden, Ihr wollt doch nicht dort hineinschwimmen? Wißt Ihr auch, ob nicht eine starke Strömung hinter dem Eingange beginnt, die Euch in irgend eine Felsenkluft bringt, so daß Ihr trotz aller Anstrengung nicht zurückkehren könntet! Ueberlegt wohl, was Ihr thut. Ueberdies hausen in diesen Grotten von jeher böse Geister . . .

— Beppo, sagte ich, laß mich nur machen. Merke ich im mindesten Gefahr, so kehre ich sofort um.

Fünf Minuten darauf war ich am Eingange der dunklen Oeffnung. In der Nähe sah sie weniger finster aus, und es schien mir, als gewahrte ich im Hintergrunde eine hellere Stelle, wie wenn man im Morgengrauen durch einen Tunnel fährt, an dessen Ende man die fahle Dämmerung gewahrt.

— Herr, ich warne Euch nochmals, rief Beppo, und fuhr, so nahe er konnte, an mich heran.

Ich gestehe, daß mir selbst ein wenig bange war, aber die dunkle Sehnsucht, die mich an diesem Morgen beherrschte, trug über das Bangen den Sieg davon. Ich begann vorsichtig rudernd den unterirdischen Kanal zu betreten. Derselbe war gleichmäßig weit, und obwohl die Wölbung wenig höher als zwei Schuh über dem Wasser war, so war er doch viel

*) Wird ein Kanal sein, wer weiß es?

breiter als nötig. Ich schwamm etwa fünf Minuten, da wurde es heller und heller im Hintergrunde. Plötzlich hebt sich die Wölbung, der Kanal wird bei jedem Druck meiner Arme weiter und höher, und es dauert keine weiteren fünf Minuten, so bin ich in einer großen, mit fahler Dämmerung erfüllten Höhle. Woher das Licht kam, konnte ich nicht unterscheiden, wahrscheinlich drang es durch eine Felsenspalte von oben in die Höhle. Diese selbst mochte hundert Fuß lang, ebenso breit und etwa sechzig Fuß hoch sein. Das Wasser schien mir unergründlich tief und fühlte sich eigentümlich kühl und stählern an, während es draußen im Sonnenlichte weich und wohlig den Körper umspielt hatte.

Ich hatte ein Gefühl, als beträte ich ohne Führer das Innere der Erde oder die stygischen Gefilde; man denke sich dazu, daß ich über der grundlosen Tiefe schwebte, und daß mir, fern von jeder menschlichen Hilfe, wie ich war, der kleinste Unfall sicher den Tod gebracht haben würde. Selbst wenn ich um Hilfe gerufen hätte, hätte Beppo mit seinem Boote mir nicht folgen können; auch fürchtete er die bösen Geister zu sehr, um dergleichen schwimmend zu wagen.

Ich bewegte mich mit großer Vorsicht und suchte meine Augen zunächst an das Halbdunkel der Höhle zu gewöhnen. Langsam vorrückend bemerke ich, daß das Ende der Höhle trocken ist, und will heranschwimmen, nach Grund zu fassen um ein wenig zu ruhen. Als ich mich dem festen, felsigen Boden nähere, berühre ich mit dem rechten Fuße die Klippen, die hier kaum vier Fuß unter dem Wasser waren. Ich versuche zu stehen und verwickle mich in einem ästigen Zeuge, das ich für eine angeschwemmte Baumwurzel halte. Ich verliere das Gleichgewicht und fasse mit der Hand jäh nach vorne, ziehe sie aber ebenso rasch zurück, denn ich fühle einen stechenden Schmerz, als hätte ich in einen Bund scharfer Messer gegriffen. Meine Hand blutet, ich fühle die warmen Tropfen daran herabfließen. Ich mache eine Schwenkung und erreiche die Felsenbank, den Abschluß der Höhle, etwa sechs Fuß weiter links. Ich setze mich auf den Felsen und ringe nach Fassung, denn das Abenteuer mit den Aesten

und die unvermutete Verletzung der Hand hatten mich an dem einsam schauerlichen Orte nicht wenig aufgeregt.

Ich starrte nach der Stelle hin, wo es geschehen war. Einen Augenblick war mir, als hätte Beppo recht gehabt und als hausten hier in der That Dämonen, bedacht auf das Verderben der Unklugen und Neugierigen. Meine Augen, die sich mehr und mehr an das fahle Grau der Dämmerung gewöhnten, unterscheiden jetzt, daß, was ich für Wurzeläste gehalten, eigentlich wie ein Fischgerippe aussah. Ich nahm eine mächtige Wirbelsäule wahr, mit einer Unzahl starker Rippen, wie der Kiel eines im Bau begriffenen Schiffes aussieht, wenn sie die krummen Holzrippen eingesetzt haben. Nach und nach gewann ich wieder Fassung; ich stieß abermals vom Lande ab und schwamm nun vorsichtig an den Grund meines Schreckens heran. Beim Himmel! es war ein ungeheures, bleichendes Fischgerippe, das da im seichten Wasser lag und, gerechter Gott, ich hatte meine arme Hand in den offenen Rachen eines — allerdings toten — Hais gesteckt.

Dem heiligen Antonius kann nicht grausiger zu Mute gewesen sein, als ihn, wie der jüngere Teniers so oft gemalt, scheußliche Gespenster umringten, um seinen Mut auf die Probe zu stellen, als mir war, als ich hier im Bauche der Inselfelsen mit der furchtbaren Reliquie allein beisammen war. Jetzt lache ich über meine Furcht, aber damals war mir wahrlich nicht lächerlich zu Mute. Ich setzte mich wieder auf die kalte Felsenbank und starrte — ich weiß nicht wie lange — unverwandt auf das kaltbleiche Rätsel hin. Manchmal schien es mir, als bekäme das Gerippe wieder Fleisch und Flossen und in dem mächtigen Schädel funkelte ein blutdürstiges Augenpaar, die furchtbaren Kiefer mit der dreifachen Reihe perlmutterblinkender Zähne schienen sich zu bewegen — schon wollte ich, von heftiger Angst erfaßt, Fersengeld geben und in wilder Flucht den Ausgang der Höhle zu gewinnen suchen, als abermals ein Gegenstand meine Aufmerksamkeit fesselte.

Während ich nämlich mit weitgeöffneten Augen die Reste des furchtbaren Tieres anstarrte, schien es mir, als sähe ich

in seinem Rippenkorbe, etwa in der Mitte des Leibes, etwas gelblich funkeln und blinken. Ich sah schärfer hin, und richtig, es war so; nur Gold strahlt so. Ich nehme mir ein Herz und schwimme wieder heran. Ich tauche resolut und sehe — wer beschreibt diesen neuen Schreck — in dem Rippenkorb des Tieres ein menschliches Skelett eingeschlossen; es steckt so fest und knapp in den Riesengräten der Bestie, wie ein Schwert in der Scheide. Ich nahm mir keine Zeit, das Opfer zu bedauern, mir brannten die Augen, die ich offen halten mußte, vom Seewasser. Ich sah, daß der glänzende Gegenstand in dem menschlichen Skelett steckte, griff rasch darnach und gewann wieder die Oberfläche des Wassers.

Dann setzte ich mich auf den Felsen mit pochendem Herzen, wie einer, der einen Mord begangen hat. Eine gute Weile hielt ich das eroberte Ding in der festumschließenden Faust, ohne es anzusehen, ohne es nur recht zu fühlen, so sehr war ich von dem ersten Eindrucke meines Abenteuers betäubt. Endlich ward ich ruhiger. Ich sah jetzt, was es war. Es war eine goldene Kapsel, etwa einen Zoll lang und einen halben Zoll im Durchmesser. Ich wollte nun keinen Augenblick länger an dem verhexten Orte verweilen. Ich nahm die Kapsel in den Mund und ich muß wohl blitzschnell nach dem Ausgang der Höhle geschwommen sein — kann mich aber nicht besinnen, wie ich herausgekommen. Ich weiß nur soviel, daß Beppo mit einem Schrei in die Höhe fuhr, als er mich wieder sah, und beinahe das Uebergewicht bekommen und ins Wasser geplumpst wäre.

O Signore, che paura m' avete fatto,*) sagte der arme Kerl und half mir ins Boot. Ich sprach nicht, er sollte nicht merken, daß ich etwas im Munde hatte. Ich winkte ihm schweigend, zurückzufahren, und kleidete mich an. Kaum stieß das Boot ans Land, so war ich schon wie ein Dieb hinter den nächsten Felsen verschwunden. Ich hielt meinen Schatz im Munde, bis ich in meinem Zimmer war. Dort

*) O Herr, welche Angst habt Ihr mir gemacht!

schloß ich die Fensterläden, verriegelte die Thüre und zündete meine Lampe an. Jetzt erst begann ich meinen Fund zu untersuchen.

XXXVII.

Das Abenteuer entpuppt sich als einer der denkwürdigsten Funde, welche auf dem Gebiete geschichtlicher Forschung je gemacht worden; der griechische Haifisch-Papyrus in deutscher Uebersetzung.

Capri, Anfang September 18 . .

Ein echter Naturforscher, dem das Malheur passieren würde, in den Krater eines Vulkans zu stürzen, würde, glaube ich, selbst in diesem furchtbarsten aller Momente sich von dem Gedanken durchzuckt fühlen, daß der letzte seiner Augenblicke eigentlich wissenschaftlich interessant sei. Er würde selbst in seinem sausenden Niedergange einen forschenden Blick werfen auf die Wände des Kraters und mit Spannung den Augenblick erwarten, wo er das glühende Innere des Erdballs schauen dürfte, allerdings um sofort nach dieser letzten „Beobachtung“ als Aschenhäufchen auf der wallenden Lava zu schwimmen.

„Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und dazu ward ihm der Verstand . . .“

Wir Männer der Wissenschaft wissen allein würdig zu sterben. Haben wir nicht sterbende Aerzte gehabt, die ihren das Bett umstehenden Schülern erklärten, wie ihnen der Tod von den Beinen gegen das Herz zu dringe.

Auch ich besitze meinen Teil von dieser klassischen Objektivität, und so aufrichtig ich den Leser habe merken lassen, wie unheimlich mir in der dämmerigen Höhle zu Mute war, so darf ich behaupten, daß ich, kaum als ich die goldene Kapsel erblickt hatte, auch schon instinktiv wußte, was sie enthalten mochte. Meine Kniee wankten und meine Zähne

klapperten, als ich mich wieder auf die Felsen setzte, in meinem Geiste aber war es hell. Schon hatten mir die beiden Skelette und die goldene Kapsel ihre Geschichte erzählt. Was kann das menschliche Skelett anderes sein, zuckte es mitten in der Todesangst durch mein Hirn, als das Knochengerüst eines Opfers Tibers, was kann die Kapsel anders enthalten, als die Geschichte dieses Opfers?!

Und so war es auch. Nachdem es mir gelungen war, mit meinem englischen Taschenmesser das dünne Goldblech zu durchschneiden, fand ich eine in Form einer kleinen Walze aufgerollte, zwanzig Zoll lange und einen Zoll breite äußerst feine Papyrusrolle, über und über mit kleinen griechischen Lettern beschrieben. Wie kam es mir jetzt zu statten, daß ich die verkohlten Papyrusrollen, einen im Museum zu Neapel aufbewahrten herkulanischen Fund, wochenlang gründlich studiert, eigentlich durchbuchstabiert hatte, bis ich die Abhandlungen des Epicurus, des Chrysippus und des Philodemus über Musik, Rhetorik u. s. w. geläufig lesen konnte wie den ersten besten Leitartikel! Es geht doch nichts über den Fleiß und seine goldenen Früchte!

Mit welcher Ehrfurcht, mit welcher Rührung entfaltete ich meinen Haifisch-Papyrus, denn unter diesem Namen soll er in der gelehrten Welt das Bürgerrecht erhalten. Kaum hatte ich zehn der eng geschriebenen Zeilen gelesen, so sah ich, daß meine erste Vermutung in der Höhle vollkommen richtig gewesen war. Der Papyrus enthielt die Lebensgeschichte des griechischen Grammatikers Seleucus. In der klaren Voraussicht, daß der Tyrann ihn eines Tages, wie so viele andere Opfer, von der schwindelnden Höhe in den Abgrund stürzen würde, hatte der Arme sein Schicksal aufgezeichnet; er hoffte, daß es, in unzerstörbarem Golde bewahrt, auf die Nachwelt kommen werde. Die Befürchtungen des armen Gelehrten waren nur zu sehr begründet gewesen. Eines Tages stürzte ihn ein Wink des gekrönten Unmenschen in die Tiefe, und ein Hai verschlang die zuckende Schulmeisterleiche. Der Fisch hatte sich in die Höhle zurückgezogen, um den nach Art der Schulmeister etwas ledernen Bissen

in ruhiger Zurückgezogenheit zu verdauen, war aber ins seichte Wasser geraten und hatte in der Höhle seinen Tod gefunden. Doch genug der gelehrten Vermutungen, hören wir, was der unglückliche Seleucus meldet.

„Fremdling, der du einst diese Zeilen lesen wirst, wer du auch seist, weine eine Thräne dem grausamen Geschicke des armen Seleucus. Ich war ein armer aber glücklicher Privatdozent auf Rhodus, der lieblichen Insel, wo es hundert Statuen des Sonnengottes, aber noch viel mehr Professoren der göttlichen Philosophie giebt. Ich hatte mein leidliches Auskommen durch Privatstunden und schrieb nebenher wöchentlich einen oder zwei „Spaziergänge auf Rhodus“ für die römische Hof- und Staatszeitung, welche mir per Brief fünfzig Sesterzien bezahlte. Meine freien Stunden schmückte die gute Aglaja, die bedeutend älter war als ich, die aber diesem Fehler durch eine Pension von zweitausend Sesterzien abhalf, welche ihr, der Witwe eines Veteranen, Cäsar Augustus ausgesetzt hatte. So floß mein Leben dahin, wie ein Wiesenbach zwischen Blumen, und schon hatte mir der kaiserliche Hofrat und ordentliche Professor Diogenes die Stelle eines Assistenten an seiner Lehrkanzel zugesagt, als Tiberius Cäsar auf unserer Insel erschien, um, wie er sagte, fern von den Staatsgeschäften und den Lastern Roms, nur den Wissenschaften und der Kunst zu leben. Cäsar besuchte alle Samstag die Vorlesungen des Hofrats, der an diesem Tage ein Privatissimum über „Praktische Philosophie und ihre Geschichte seit Zeno“ las. Cäsar saß auf derselben Bank neben mir, und alles ging vortrefflich bis zu dem Tage, wo er von dem Hofrat eine Privatstunde verlangte, die dieser ihm aber in sehr unziemlicher Weise abschlug. Cäsar hörte den Hofrat nicht weiter, sondern bat mich, ihm meine Kollegienhefte zu leihen. Ich blieb stets Cäsars ergebener Diener und Freund, selbst dann, da alle ihn zu fürchten begonnen hatten, als er nämlich den Grammatiker Glaucos hatte verhaften lassen, der ihm, dem Tribunen, bei einem gelehrten Streite mit Schimpfreden erwidert hatte. Stets sah man mich mit dem in griechischer Kleidung lustwandelnden Cäsar, obwohl Aglaja

mich oft warnte. Ich dachte aber, es geschehe deshalb, weil Cäsar einmal ihre Haut mit den alten Papyrus der Bibliotheken verglichen hatte. Als der Hofrat meinen beständigen Umgang mit dem „Verbannten" sah, entfernte er mich von der Redaktion der „Litterarischen Rundschau", die ich bisher bei seiner Wochenschrift „Platon" geführt hatte, und brachte es bald dahin, daß ich alle meine Privatstunden verlor. So kam es, daß ich Cäsars Antrag, ihm nach Rom zu folgen, annehmen und meine gute Aglaja verlassen mußte.

„Arme Aglaja, du bist gerächt. In demselben Amulette, das du mir in einer süßen Stunde gegeben, verschließe ich diese meine letzten Seufzer.

„Ich war mit Cäsar in Rom und begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen, wo er uns, die studiosa cohors, gleich ihm unter freiem Himmel zu schlafen zwang, und endlos über uns spottete, wenn wir beim Nahen des Feindes die Flucht ergriffen, was wir aber nur thaten, um Cäsars Bibliothek in Sicherheit zu bringen. Obwohl er in Rom gediente Gladiatoren mit hunderttausend Sesterzien per Kopf bezahlt hatte, so gab er uns auch nicht einen Denar und ließ uns eine kärgliche Nahrung reichen, den Thrasyllos ausgenommen, mit dem er in den Sternen las. Dafür quälte er uns aber stets mit spitzfindigen Fragen, und blickte finster, wenn wir sie nicht lösen konnten. Das Schlimmste war uns aber noch vorbehalten. Denn auch die kaiserliche Würde hat an seinem Geize nichts geändert und seit wir gar auf diesem einsamen Felseneilande sind — das sind nun acht Jahre her —*) führen wir ein Dasein öder als das der klagenden Schatten im Hades. Wie verschwendet Cäsar das Geld für seine schimpflichen Lüste! Hat er nicht dem Asellius Sabinus zweihunderttausend Sesterzien**) für einen Dialog zwischen Pilz, Schnepfe, Auster und Krammetsvogel gegeben, nachdem der gefräßige Vitellius ihm diesen kläglichen Autor als seinen besten Freund vorgestellt? Ueberschüttet er nicht seinen Präfekten

*) Der Haifisch-Papyrus fällt daher ins Jahr 34 nach Christi Geburt.

**) Ueber 50,000 Fr.

der Wollüste, den elenden Cäsonius Priscus,*) ja selbst seine Possenreißer bei Tafel mit Gold und Ehren? Sind nicht die größten Säufer seine besten Freunde und trinken sie nicht kostbare Perlen, im Weine gelöst, bei den Gelagen, wobei sie die rosenfingerige Eos dreimal nacheinander überrascht? Ist ihm je ein Preis zu hoch für ein lüsternes Bild des Parrhasius, oder ein wollüstiges Buch der Elephantis, die ich beide errötend meine Landsleute nennen muß? Wahrlich, hätte ich nicht den guten Corvus zum Freunde, der Cäsars Melonenstauden auf Rollwagen in die Sonne schiebt, ich wäre längst Hungers gestorben. O Caprinus, o Biberius!**)

„Das Schicksal des armen Charikles, den der Unmensch neulich in die Tiefe stürzen ließ, weil er nicht wußte, welche Art Verse die Sirenen singen, zeigt mir, was ich zu erwarten habe, wenn die täglichen Hinrichtungen es mir nicht schon längst klar gemacht hätten. Wäre nicht der gute Kammerdiener Diomedes, mein Landsmann, der mir täglich verrät, was Cäsar des Morgens liest, so daß ich bei Tisch auf seine schlauen Fragen leicht antworten kann, so wäre ich schon längst nicht mehr unter den Lebenden. In dem Augenblicke aber, wo der Tyrann diesen meinen Kniff aus Verräters Munde erfahren wird, werde ich verloren sein. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich vertraue diese Zeilen dem teuren Andenken der guten Aglaja an, damit mein Tod der Wissenschaft nütze, wenn irgend ein großer, des Griechischen kundiger Gelehrter meine Gebeine auffinden sollte. Lebe wohl, Fremdling und vertraue nie auf Cäsarengunst. Laß dich durch das Schicksal eines Unglücklichen warnen, der sich nannte:

Seleucus,
Magister artium und
Privatdocent aus Rhodus."

---

*) Novum officium instituit a voluptatibus praeposito equite Romano, T. Cäsonio Prisco. (Sueton, Tiberius XLII.)

**) Caprinus, Bock, Wortspiel auf den Aufenthalt in Capri, und Biberius, Trinker, beides Spottnamen, die das Volk dem Kaiser gab.

XXXVIII.

Versuch einer halb sentimentalen, halb populär-wissenschaftlichen Abhandlung über besagten Papyrus; ein Blick auf die Büsten und Statuen Tibers und seiner Familie.

Neapel, Ende September 18 . .

Ich schreibe diese Zeilen in der Bibliothek des Museums, wo ich seit mehreren Tagen aufs Angestrengteste den zur speziellen Ausgabe des Haifisch-Papyrus erforderlichen Studien obliege. Diese Ausgabe wird ein gelehrtes Werk sein, wo es von Griechisch wimmeln wird, auf eine Zeile Text wird es stets ein Dutzend Parallelstellen aus den Klassikern und zehn bis zwanzig gelehrte Anmerkungen geben. Links wird der Originaltext, rechts wird meine Uebersetzung stehen. Als artistische Beigaben werden die Photographien der Kapsel und des Papyrus selbst figurieren. Ich habe schon bei dem Photographen mich darnach erkundigt, ob sein Apparat auch die Spuren der Thränen geben werde, die der arme Seleucus auf seinen Papyrus geweint hat, und der „Künstler" hat mir in dieser Beziehung die beruhigendsten Versicherungen gemacht.

Bezüglich der eigentlichen gelehrten Bearbeitung meines Papyrus verweise ich meine Leser auf das oben erwähnte rein wissenschaftliche Werk, dessen Publikation bevorsteht; hier nur einige populäre Bemerkungen.

Ich habe kaum nötig, dem gebildeten Leser zu beweisen, daß der Haifisch-Papyrus das älteste handschriftliche Dokument der christlichen Aera ist. Er stammt, wie ich schon nachgewiesen habe, aus dem Jahre 34 nach Christi Geburt. Die 3000 verkohlten Papyrus-Rollen, die man in Herculanum gefunden, sind vielleicht älter; aber das thut nichts zur Sache, ich werde stets bei meiner Behauptung bleiben und dieselbe alle Monat einmal irgendwo drucken lassen, so wird die Geschichte am Ende doch geglaubt.

Auch dürfte es überflüssig sein, den außerordentlichen Wert meines Fundes vom rein menschlichen Standpunkt aus

zu beleuchten. Man denke sich den armen Privatdocenten auf der einsamen Insel, fern von der Heimat und seiner geliebten Aglaja, am Hofe des furchtbaren Tiberius, der mit den Gelehrten seiner Umgebung spielte, wie die Katze mit der Maus. Man denke an die Jahre, Monate und Tage eines qualvollen Daseins, welche der Entstehung des Papyrus vorausgegangen, man denke an die Abfassung des Schriftstückes unter Seufzern und Thränen — man male sich vor allem den erschütternden Augenblick aus, wo der arme magister artium, den Tod vor Augen, das Geschenk seiner Aglaja verschluckt, um noch sterbend der Wissenschaft einen Dienst zu leisten! Der Leser sei noch so harten Gemütes, er sei Mitglied der ehrsamen Fleischerzunft oder selbst Verfasser von Mordromanen, er wird dem armen Seleucus die Thräne, um die er ausdrücklich gebeten, nicht versagen können. Wie sehr die Geschichte des gemordeten Gelehrten meine schönen Leserinnen gerührt haben mag, kann ich mir bei der Erinnerung an meine eigenen Thränen lebhaft vorstellen.

Wir hätten nur gewünscht, daß der verehrte Verfasser des Haifisch-Papyrus etwas ausführlicher gewesen wäre, daran war aber bei dem gegebenen „Raummangel“ nicht zu denken. Welche Aufschlüsse hätten wir über das Leben des greisen Tiberius erhalten!

Aber auch so ist der Papyrus für die Geschichte der Zeit vom allerhöchsten Interesse. Er setzt mich zunächst in die Lage, Sueton und Tacitus zu „retten“, wie Herr Stahr Tiberius „gerettet“ hat. Ich habe die bewährtesten Ausgaben der genannten Klassiker mit meinem Papyrus verglichen und gefunden, daß die beiden die lauterste Wahrheit berichtet haben. Namentlich die pikanten Anekdoten des Sueton erhalten ihre vollste Bestätigung durch die Angaben des Seleucus, ja sie werden selbst hie und da um interessante Züge bereichert. B e s t ä t i g t werden Suetons Angaben über den Aufenthalt Tiberius' in Rhodus, sein Kollegienhören bei dem Philosophen Diogenes, dessen Weigerung, dem Cäsar eine Privatstunde zu geben, die geizige Art, wie er die Gelehrten seiner Umgebung hielt, der Aufenthalt des Astrologen Thrasyllos

an seinem Hofe, das Geschenk an Asellius Sabinus, die Nachrichten über die Bilder des Parrhasius und die schändlichen Bücher der Elephantis; endlich finden wir bei Sueton selbst eine kurze Andeutung des Schicksals des Seleucus und des Kniffes, dessen der furchtsame Gelehrte sich bediente, um stets zur Beantwortung der Fragen Cäsars gerüstet zu sein.

Nun aber zu den neuen Schätzen, mit denen unser Dokument die Wissenschaft bereichert. Vom höchsten kulturhistorischen Interesse sind zunächst die Angaben des Ermordeten über seine Leistungen als Journalist. Wir sehen, daß er für die römische Hofzeitung Feuilletons aus Rhodus schreibt und vernehmen mit Erstaunen, daß schon damals die gelehrten Zeitungen, wie der „Platon" des Diogenes, eine „Litterarische Rundschau" besaßen. Höchst pikant ist die Mitteilung des Honorars für die erwähnten Feuilletons; Seleucus erhielt per Feuilleton nach unserem Gelde 12 Franken 50 Centimes, ein Betrag, dessen Niedrigkeit entweder auf die damaligen Verhältnisse der Journalistik oder aber auf Seleucus' Furchtsamkeit zurückzuführen ist, die ihn hinderte, von der Hofzeitung mehr zu fordern. Neu ist auch die Mitteilung über die Titel des Diogenes, die Anspielung auf Kollegienhefte, der Name (Glaucos) des verhafteten Grammatikers, die pikante Anekdote über den schlechten Witz, den sich Tiberius mit der verblühten Aglaja erlaubte und die Nachricht, daß Vitellius den Asellius Sabinus mit seiner speziellen Freundschaft beehrt, was übrigens bei dem bekannten Charakter dieses Vielfraßes sehr natürlich ist. Die Angabe des Plinius über die kaiserliche Melonenzucht auf Capri bestätigt Seleucus und giebt uns den Namen des Gärtners, Corvus. Auch der Name des Kammerdieners Sr. Majestät, Diomedes, wird uns mitgeteilt. lauter Details, die nur dem mit gelehrter Forschung nicht Vertrauten unwesentlich oder gar überflüssig erscheinen werden.

Ich habe mich bis jetzt vergebens bemüht, in der herrlichen Antikensammlung des Museums ein Bildnis des Seleucus aufzufinden, so dringend ich dasselbe auch für mein Buch brauchen würde. Dafür aber wandle ich mit unsäglichem

Interesse täglich unter den Statuen und Büsten der Imperatoren umher, angefangen von ihrem Ahnherrn, dem hier in einer unvergleichlichen Kolossalbüste dargestellten Julius Cäsar, von dem kalten Augustus, dem letzten der Julier an bis zu dem wahnsinnigen Nero, dem letzten der Claudier. Alle waren sie Wüstlinge und Mörder, der finstere Tiberius, der junge Heuchler Caligula, der blödsinnige alte Claudius und der Wüterich Nero: keiner starb eines natürlichen Todes. Tiber und seine Familie sind hier in einer ganzen Gruppe von Büsten und Bildsäulen zu schauen. Sie stehen alle beisammen in einem der Korridore dieses in seiner Art ganz einzigen Kunstpalastes, in dem man über die Alten mehr als überall lernen kann. Da sitzt Augustus als Kolossalstatue, der Ausdruck des schönen Kopfes zeusartig drohend; neben ihm, eine schöne Gewandfigur, das schlaueste Weib der Zeit, das noch schlauer war, als der schlaueste Mann jener Tage, Livia, seine Gemahlin. Neben ihnen Drusus, des Tiberius Sohn, der von Sejan vergiftet wurde, und ihnen gegenüber Tiberius selbst, eine herrlich gearbeitete Kolossalbüste, mit dem Harnisch und der Chlamys.

Auf dem Harnisch sind, leicht und geistreich gemeißelt, die Figuren von überwundenen Kriegern in Basrelief zu sehen; sieht man den bekränzten Kopf des Kaisers von der Seite an, so gewahrt man das den Nacken dicht bedeckende Haar, welches Sueton als eine Eigentümlichkeit erwähnt.

Der Vatikan besitzt zwei prachtvolle sitzende Kolossalstatuen Tibers. Sie zeigen ihn in jüngeren Jahren, im idealen Stile der Kaiserporträts, als einen Herkules von Stärke; die Züge sind von stolzer Schönheit, nur haben die außerordentlich feinen und scharfen Lippen in ihrer Geschlossenheit etwas furchtbar Kaltes und Grausames. Die Büste in Neapel (in Pozzuoli gefunden) stellt Tiber in höherem Alter vor; sie ist mehr das, was wir ein „naturalistisches Porträt“ nennen, sie hat etwas, das einem sofort sagt, daß das Original hier „getroffen“ sei. Dieses Etwas ist ein gräßliches Lächeln, das man nicht wieder aus dem Gedächtnis bringt.

Als der sechsundfünfzigjährige Tiberius eben Kaiser geworden war, wurde vor ihn ein Mann gebracht, der einer Leiche etwas ins Ohr gesagt hatte. „Was sagtest Du dem Toten?“ fragt Cäsar. „Ich sagte ihm, o Cäsar, er möge Augustus sagen, daß die Legate, die er jedem aus dem Volke vermacht, noch nicht bezahlt sind.“ Tiberius winkt, und man giebt dem zitternden Mann das Geld. „So, jetzt geh' und sage Augustus, daß Du Dein Teil erhalten hast,“ sagt Tiberius und läßt ihn zum Tode führen.

Bei diesem kaiserlichen Scherze lächelte Tiberius das Lächeln seiner Büste.

Auf Capri brachte ihm einmal ein Fischer eine herrliche Seebarbe. Der arme Teufel war die steilsten Felsen emporgeklettert, um Cäsar sein Geschenk zu bringen. Dieser aber, wütend, daß sein Asyl nicht unzugänglich sei, befahl, dem Manne mit dem Fische das Gesicht zu zerreiben. „Den Göttern sei Dank,“ sagte der Fischer mit blutendem Antlitz, „daß ich nicht auch den großen Meerkrebs gebracht habe, den ich ebenfalls heute Nacht gefangen.“ „Bringt sofort den Krebs,“ rief Tiberius, „und seift ihm damit die Fratze ein.“

Hier lächelte der Kaiser abermals das marmorne Lächeln seiner Büste.*)

XXXIX.

Der Spaziergänger kehrt nach zehnwöchentlicher Abwesenheit von Rom nach Neapel zurück. Das Weihnachtsfest der Golfstadt.

Neapel, Ende Dezember 18 . .

Nichts kann geisterhafter sein, als der Anblick der ewigen Stadt an einem nebligen Wintermorgen. Und neblig war es am Morgen des 24. Dezember, als ich mich nach Neapel

*) Dieselbe führt in der im Museum eingeführten doppelten Numerierung die Zahlen 154 und 160.

aufmachte, neblig, wie es in London im November ist. Ich blickte zum Abschiede noch einen Augenblick auf mein Pantheon, dessen acht Granitsäulen, eine stumme Geisterschar, ohne zu nicken, meinen demütigen Gruß entgegen nahmen. Ich wunderte mich zum letzten Male über die Gasflammen zwischen den Zeugen zweier Jahrtausende und über den Zeitungskiosk vor dem antiken Tempel — ich hatte mich in den verflossenen zehn Wochen täglich morgens und abends darüber gewundert. Dann ging es rasch in eine der offenen kleinen Kutschen, denn geschlossene kennt man in Rom nicht, und dann fort durch die morgengrauen Straßen, fort durch die wogenden Nebel zur stazione. Vorbei an der Fontana Trevi, die im Nebel ihr eigener Geisterchor zu sein scheint, so schattenhaft schwanken Neptun, seine Rosse und Tritonen in den weißen Dunstmassen, so märchenhaft klingen die Accorde der fallenden Wasser auf dem jetzt lautlosen Platze, auf dem tagsüber geschäftiges Leben wogt. Vorbei an andern Fontänen, Kirchen, Kuppeln und Türmen — alle scheinen sie die Märchen, Sagen und Geister dessen zu sein, was sie bei Tage dem Auge erscheinen, so wie auf den Straßen und Plätzen der rege Verkehr „umzugehen" scheint, der sie bei Tage belebt. Vorbei an S. Maria degli Angeli, der Kirche, welche Michelangelo aus einem immensen Saale der Thermen Diocletians konstruiert hat, vorbei an den Trümmern dieser Thermenstadt, die gewiß größer und imposanter war, als der Louvre in Paris, und die nicht etwa einen kaiserlichen Palast, sondern nur eines der Bäder des römischen Volkes bedeutete.

Vorbei an den erhabenen Trümmern der Aquädukte, die noch immer dastehen, eine Pfeilergarde, die stirbt, aber sich nicht ergiebt. Vorbei an den Höhen von Marino und Albano, reich besetzt mit grauen Oliven, und rechts, über der nebligen Campagna hin, der bleiche Spiegel des Mittelmeeres. Der Tag kommt herauf, nicht freudig und stolz wie der griechische Apoll, sondern mißmutig und schleichend, wie ein deutscher Langschläfer, der brummend ans Tagewerk geht.

Vorbei an Städten und Dörfern, an verhungerten Bahnwächtern, bellenden Hunden und schwarzen Schweinen,

die querfeldein laufen, wenn sie des schnaubenden Drachen ansichtig werden, der mit uns über Berg und Thal rast. Vorbei an melancholischen Schäfern, die uns lange nachsehen, auf ihren Stab gelehnt; vorbei an Bergen und Hügeln, Burgen und Klöstern, Hütten und Palästen. Die Landschaft ist des sommerlichen Schmuckes entkleidet, aber die graugrünen Kronen der Oelbäume, das sprossende Gras und hier und da ein Blümchen sagen dir, daß Mutter Natur hier nur schlummert, während sie im Norden, die weißen Decken über die Ohren gezogen, tief schläft. Immer frischer wird das Bild rechts und links von der gebundenen Marschroute unseres Drachen — kurz vor Capua wird das Grau zum hellen Grün, unsere Blicke küssen die grünsamtene Schärpe des königlichen Mantels der Campania felix, und bald erblicken wir ihn, den Feuerthron der Gebieterin, zu seinen Füßen den blauen Teppich des Golfes, in den der Himmel seine Sterne wirkt.

Sei mir viel tausendmal gegrüßt, meine liebe Golfstadt! Wie deine dunklen Augen blitzen und deine weißen Zähne blinken, und wie hell du Mamma mia! rufst, da du deinen Spaziergänger wieder erblickst! Gekämmt bist du schon seit vier Tagen nicht, auch gehst du barfüßig, wie im August, aber ich sehe dich fröhlicher, lebendiger, zigeunerhafter denn je. Was hast du denn?

— Mamma mia, sagt meine Stadt, vigilia di Natale! Aggio tanto piacere*), sagt das wilde Kind und hängt sich an meinen Arm. Aber Kind, sage ich, die Leute — — da lacht mir der Wildfang derart ins Gesicht, daß ich, rasch entschlossen, den weißen Mann beiseite setze und mich willenlos ihrer Führung anvertraue. Dove vai? sage ich.

— A Toledo, a Toledo, ruft sie jubelnd, und ehe der christlich-germanische Philister in mir zum Atemschöpfen kommt, bin ich, meine barfüßige Zigeunerin am Arme, mitten im wogenden Gedränge der halben Million Kinder, die den in einen immensen Weihnachtsbaum verwandelten Toledo trunkenen Blickes umdrängen.

*) Aggio, neapolitanisch für ho, ich habe.

Gott segne deine harmlose Freude, Gott erhalte dir deine vollen Wangen, dein Kindeslächeln, deinen Gesang, deinen Appetit und deine wirren Locken, kindlichste unter deinen Schwestern, den tausend Töchtern der alten Europa! Stadt voll seliger Kinder, sei mir tausendmal gegrüßt in der heiligen Weihnacht!

Fünfhunderttausend Kinder! Alles ist heute Kind, vom Säugling, der sich den Weihnachtskuchen an das Näschen preßt, anstatt ihn in den Mund zu stecken, bis zum Mütterchen, das ihn nicht mehr kauen kann. Allen schimmert die Freude aus den Augen, allen regt ein seliges Behagen die Glieder, Natale, Natale, che bella cosa, che bella festa!

Toledo, wie schön bist du heute in deinem Festkleid, es sitzt dir so stattlich, so mütterlich im Kreise der glücklichen Kinder. Laß sehen, was du aufgebaut hast. Bude an Bude reiht sich die endlosen Trottoirs entlang, eine erbärmlicher als die andere, und jede kindlicher, rührender zusammengestoppelt und mit Lichtern und Lampen erleuchtet. Berge von falschem Schmuck, Hemdknöpfen für Herren und Damen, Ketten und Ringen, Bürsten, Briefpapier und Couverts, Gläser, Teller und Tassen, Krawatten und Spazierstöcke, Kämme und Zahnbürsten, Weißblechwaren, Austern und Muscheln, Armleuchter, Orangen und Citronen, Wachskerzen, Kruzifixe und Hosenträger, Weihbrunnkessel und Kinderpuppen, Brieftaschen, Seifen und Pomaden, Schuhwichse und Maßstäbe, Bilderrahmen und Nähkissen, Regenschirme, Strümpfe und Halstücher, Zuckerwerk und Gummibälle, Bleistifte, Stahlfedern und Lichtschirme, Vasen, Tabaksdosen und Pantoffeln, Pulverhörner, Zahnstocher und Streichhölzer — ein in zwei parallelen Armen sich hinziehendes, unabsehbares, flimmerndes, blinkendes, buntes, farbiges, tausendgestaltiges Gebirge von Herrlichkeiten, bestimmt, fünfhunderttausend Kinder glücklich zu machen, eine wilde Brandung von Wünschen, ein Ozean seligen Behagens!

— Hollah — meine Zigeunerin ist weg. Sollte der Genius der weihnachtsfrohen Stadt sich begnügt haben, mich recht ins Herz der Freude zu führen?

Auf und ab flutet der Strom der großen und kleinen Kinder. Nichts aber lockt sie von all' den schönen Dingen des Toledo so wie die kleinen aus Zeitungspapier zusammengeleimten Verkaufsstände, deren Sinn und Bedeutung ich mir anfangs gar nicht erklären konnte. Der geneigte Leser denke sich eine Art aus Papier konstruierter Hundehütte, auf einem bedenklichen Holzgestell ruhend. In dieser Hütte wird er eine Petroleumlampe gewahr, deren trüber Schein eine Masse von Röhrchen und seltsamen Päckchen beleuchtet; der Hintergrund ist mit einer heiligen Lithographie, meist einer Madonna, tapeziert.

Das sind die Etablissements der Feuerwerkshändler; hier giebt es — im traulichen Verkehr mit der brennenden Lampe — Schwärmer, Raketen, bengalisches Feuer und Kanonenschläge en gros et en détail.

Das ist der größte Handel dieses Abends. Nur wer mausтot ist brennt heute kein Feuerwerk ab. Der letzte sordo muß daran; von den Fenstern und Balkonen, in den Straßen und Höfen, auf den Plätzen, den flachen Dächern und Terrassen der Häuser, oben und unten, rechts und links, vorne und hinten kracht und blitzt, zischt und schwirrt es — es ist Gott Bacchus, der sich die neue Erfindung angeeignet hat und der seinen Triumphzug durch die Stadt hält, tausend Mänaden hinter ihm her, und jede schwingt ein unerschöpfliches Füllhorn über dem bekränzten Haupte, voll von Petarden, Raketen und Schwärmern.

Alles ist im Feuer, die Plätze, die Häuser, die dunklen Vicoli, der Hafen, die Schiffe, das Meer. Jetzt leuchtet eine Straße in grünem Lichte auf, dann strahlt sie rot und blau, jetzt versinkt sie in Dunkelheit, dann zuckt wie ein Wetterschlag der Blitz einer Petarde über ihre Fronten und Giebel hin. Und wie vertraut sie mit dem Feuer sind, die fünfhunderttausend Kinder, wie sie harmlos plaudernd an den Häuserreihen hinwandeln, aus denen es herabregnet, wie einst auf Sodoma und Gomorrha, oder wie es in Paris auf die roten Hosen regnet, wenn der Würgengel der Revolution die Nacht vorher die Thüren gezeichnet hat.

Auch die Pferde sind hier mit dem Feuerwerk vertraut, keines muckst, wenn ihm die Schwärmer zwischen den müden Beinen zischen. Selbst die neapolitanische Petroleumlampe benimmt sich gesetzt und kommt nie auf den Einfall, umzufallen und den ganzen Warenvorrat ihres Herrn krachend in die Luft zu senden. Alles ist hier mit dem Feuer vertraut, wie der Salamander der Fabel und die drei Jünglinge im Feuerofen.

Stets muß der Neapolitaner etwas für Auge und Ohr haben, so wie er nicht einen Augenblick ohne Nahrung für seinen Wunderglauben, für seine Phantasie sein kann. Auf diese sinnlichen und geistigen Bedürfnisse läßt sich sein ganzes Wesen und Treiben, lassen sich alle seine Passionen zurückführen. Sie sind es, die den Madonnenkultus und das Lotto, den jahrmarktartigen Charakter seines Handels und den Erfolg erklären, welchen die Vorleser des Tasso mit den Zahnkünstlern teilen, die dem barfüßigen Proletarier vor allem Volk die Kiefer sprengen. Für sein Auge braucht er schreiende Farben, für sein Ohr Tag und Nacht Gesang — für beide aber vor allem Feuerwerke; sie sind der Inbegriff von Augenweide und Ohrenschmaus; nichts Köstlicheres als so eine Petarde, die einem die Augen blendet, während sie einem zugleich das Trommelfell sprengt.

Wählt hundert Männer aus dem Volke und gebt ihnen am Abend des 24. Dezember eine Million zur freien Verfügung. Was werden sie thun? 950000 Lire werden auf Feuerwerk aufgehen, für 10000 wird man Brot und Wein, für 40000 aber capitone kaufen.

Was ein capitone ist?

Capitone ist ein ausgewachsener, fetter Aal, der am Abend des 24. Dezember auf keiner neapolitanischen Tafel fehlen darf; diesmal ging der Preis des Rotolo (etwa $^9/_{10}$ Kilo) bis auf zehn Lire — thut nichts, einen capitone müssen wir haben.

Auch mich trieb ein Rest von Selbstachtung, an diesem Abend ein Gericht Fisch zu essen, nachdem ich — es muß heraus — meine von der Reise erschütterten Nerven durch ein breit hingelagertes Beefsteak beruhigt hatte. Ich bezahlte

den capitone teurer, als ich in London Lachsforelle bezahlt hatte. Aber was thut's? Ich sehe die Dinge kommen, die Zukunft hat keine Geheimnisse für mich. Der kindliche Wahnsinn dieses Volkes naht sich als Labetrunk meinen Lippen, die von der Weisheit anderer großen Städte dürr und bitter geworden. Heute kaufe ich noch eine tüchtige Partie Feuerwerk und morgen — morgen spiele ich in der Lotterie!

XL.

Der Spaziergänger erzählt, wie er nach und nach ein besserer Mensch geworden und besucht im winterlichen Neapel seine alten Freunde. Die Hunde-Camorra.

Neapel, im Januar 18 . .

Niemand bedauere ich aufrichtiger von ganzem Herzen als die Mitglieder der sogenannten „guten" Gesellschaft. Diese unglückselige Kaste kommt mir vor, wie die Gefangenen im „Fidelio", sie drängen sich ängstlich flüsternd zusammen, während der „Anstand" Wache steht.

Wie sie sich wahrhaft unermeßlich langweilen, diese Armen, und einander ewig vorlügen, daß sie sich ausgezeichnet unterhalten! Jeder glaubt den andern zu betrügen und am Ende ist jeder ein Betrogener. Wir sind z. B. bei Frau von A. zum Thee geladen. Sie erlaubt uns neben ihr zu sitzen, und macht uns zum Mitwisser ihrer geheimsten Gedanken. „Hoffentlich kommt heute Professor B. nicht," sagt sie, „obwohl ich ihn schandenhalber einladen mußte, oder wenn er kommt, so wird er doch um Himmelswillen sein Manuskript über ‚die Zahnstocher bei den Alten' vergessen haben!" Plötzlich erscheint aber der Professor. „O, Sie böser Mann," sagt Frau von A. und schlägt ihn mit dem Fächer auf die Hand, „Sie haben uns wohl ganz vergessen? Und wie steht

es mit dem sechsten Bande der ‚Zahnstocher‘, Sie Pfadfinder des grauen Altertums?“

„O bitte, bitte, meine Gnädigste,“ sagt Professor B. selig lächelnd, „wenn ich vielleicht später eine kleine Probe zum Besten geben darf, die letzten zwölf Kapitel — — ich bin nun mit den Aegyptern fertig und bei den alten Griechen angelangt . . .“

„O köstliche Idee,“ sagt Frau von A. und giebt mir einen leichten Rippenstoß, „wir werden also eine Vorlesung haben?“

Der Professor sagt zu und tritt zu einer andern Gruppe. „Wir sind verloren,“ sagt Frau von A. zu mir und sinkt erbleichend auf das Sofa nieder. —

Ich erinnere mich recht gut an die Zeit, wo ich noch dieser beklagenswertesten aller Korporationen angehörte. Ich habe es nicht vergessen, daß mir damals das Lügen zur zweiten Natur geworden war. Ich that wie toll vor Entzücken, wenn die engbrüstige Hofratstochter uns das „Veilchen“ von Mozart vorquiekte, und verlangte sogar, elender Heuchler der ich war, die Wiederholung, obwohl ich ein unerträgliches ästhetisches Bauchgrimmen fühlte. Dann kam die Mama, die sich für eine Malerin hielt, und ließ mich in dem Anblicke ihres „weinenden Fischerknaben bei Sonnenuntergang“ schwelgen, an dem ich, tiefe Rührung heuchelnd, die elegante Pinselführung und die ergreifende Stimmung des Ganzen lobte, obwohl ich nie in meinem Leben eine horrendere Karikatur gesehen hatte. Dann kam Papa und erzählte von seiner amtlichen Laufbahn, wobei ich den wahrhaft republikanischen Mut des alten Duckmäusers pries, von dem ich recht gut wußte, daß er durch allerlei dunkle Schliche emporgekommen.

Ich hatte meine liebe Not, mir das viele Lügen abzugewöhnen, als ich anfing, mich mehr unter dem „Volke“ zu bewegen. Ich fand, daß diese in den „höheren“ Kreisen so nützliche Kunst mir in meiner neuen Umgebung von Seeleuten, Soldaten, Fischern und dergleichen nicht süße Komplimente, sondern Hiebe eingetragen hätte. Bald fing ich auch

an, die Vorteile meiner veränderten Lebensweise zu spüren. Ich fand, daß ich mich überall wirklich amüsierte, überall etwas zu lernen fand, während mir nach den eleganten Soiréen stets zu Mute gewesen war, als hätte ich einen Ozean von Zuckerwasser im Magen. Es that mir wohl, nun gerade heraus Ja und Nein sagen zu dürfen, ich konnte nun recht nach Behagen niesen und gähnen und mörderisch fluchen, wenn einer einen falschen Ton sang. Kurz, ich fand, daß ich mir meine Freiheit erobert hatte und blickte auf die Zeiten der Sklaverei zurück wie einer, dem man die Eisen abgenommen und hinter dem die Kerkerthüre rasselnd in die Angeln gefallen ist.

Mehr als je fühle ich mich für diese Wandlung meiner Lebensweise im schönen Italien belohnt. Wie in so vielen andern „Kulturländern“ steckt hier der Kern der Nation nicht in der fashionablen Kaste, sondern im Volke. So ein bärtiger Kapitän, der Salz von Trapani nach Neapel bringt, ist mir lieber als das ganze italienische Parlament mit seinen neun Ministern, seinem schnarrenden Präsidenten und den fünfhundert Stellenjägern, deren Reden am Schluß der Session vier bis sechs Quartbände ausmachen, die aber alle zusammen in einem Satz gegeben werden könnten, und der heißt: Wasch' mir den Pelz und mach' ihn nicht naß. Wie schrecklich habe ich mich so oft bei diesen Reden gelangweilt, wie unterhalte ich mich, wenn mir mein Kapitän von der Korallenfischerei und den Leuten von Torre del Greco erzählt, die im März nach Trapani segeln, den Sommer über die roten Edelsteine des Meeres suchen und im Oktober wieder in ihr Städtchen am Fuße des Vesuv zurückkehren! Und dabei trinken wir prächtigen Marsala, der nicht das Drittel von dem gefälschten Zeug kostet, mit dem sie dich in den „eleganten“ Restaurants langsam vergiften.

Es ist Winter. Winter bedeutet hier gelegentlich einen tüchtigen Regen und dann wieder ein, zwei Tage scharfen Nordwind, der dem Vesuv und den kalabrischen Bergen so gegen den Pelz geht, daß sie sich flugs bis an die Ohren in dicke weiße Jacken einhüllen. Doch haben wir oft genug

Tage, wo einem der Ueberrock lästig wird, so voll und strahlend flutet das Gold Apollons auf Straßen und Plätze nieder. Vertumnus und Pomona sind der gesegneten Stadt auch im Winter hold und senden ihr Berge von prächtigen Gemüsen und leuchtenden Orangen auf den Markt, die See spendet wie sonst ihren unerschöpflichen Reichtum an tausendgestaltigen, fabelhaften, zappelnden Wesen. Meer und Land spenden täglich in überreicher Fülle, die Stadt sagt „grazie“ und schluckt alle Tage Millionen der guten Dinge hinunter.

Meine speziellen Freunde, die armen Teufel, befinden sich zwar zur Winterszeit ein gut Teil schlimmer, als im Sommer. Die „Geschäfte“ sind wie gewöhnlich schlecht gegangen, und so muß man sich auch im Winter ohne Schuhe und mit einem Anzuge behelfen, durch dessen zahllose Ventile die Tramontana gar unheimlich pfeift, sehr verschieden von dem lauen Westwind, der im August um die halbnackten Beine Joes strich. Der große Kamin, den Gott der Herr am ersten Schöpfungstage allen kommenden Proletariergeschlechtern angezündet, wird eben im Winter weit weniger geheizt, und so giebt es denn Tage, wo meine Freunde ganz aufrichtig mit den Zähnen klappern, wenn es ihnen nicht gelingt, sich dem Feuer nähern zu dürfen, das einige bessergestellte Kameraden auf offener Straße anzünden. Wie Du frierst, armes, kleines Mädchen, indem Du mit Deinen nackten Füßen über die unbarmherzigen kalten Quadern trippelst, und doch vergißt Du nicht, die ebenfalls nackten Füßchen des Schwesterchens, das Dir Mutter zu tragen gegeben, in Deine kläglichen Fetzen zu hüllen, damit die piccierella nicht friere. Wie gern die Armut stets ihr Letztes teilt!

Wo steckst Du denn, Gavroche, blühender Tabakshändler en gros et en détail? Ein anderer Junge sitzt an Deinem Platz, er hat aber lange nicht Deine geschäftliche Umsicht und Deinen Sinn für Arrangement des „Lagers“. Da liegen die Cigarrenstummel der Kreuz und der Quer, auch der Rauchtabak ist nicht so fein gezupft wie ihn Deine Meisterhand lieferte, Gavroche! Halt, in jener Ecke, neben

der zitternden Alten, die geröstete pignole*) feilhält, glaube ich Dich zu erkennen. Richtig, da ist Gavroche, aber in höchst vorteilhaft veränderten Umständen. Aus dem primitiven Tabakhandel ist ein Geschäft geworden, das einen großen Kreis unentbehrlicher Lebensbedürfnisse in sich begreift und in welchem der Tabak nur noch eine zweite Rolle spielt. Daß das Geschäft sich vortrefflich anläßt, zeigt ein Blick auf die Gestalt meines Freundes. Seine Füße sind bekleidet, der rechte steckt in einem Filzschuh, der linke in einem wirklichen, nicht ohne Talent geflickten Stiefel, die Zahl der Löcher an seiner Kleidung ist verschwindend klein im Verhältnis zu den leidlich aufgesetzten Flicken. Der „padrone“ steht hinter einem Tischchen, auf dem sich so viele Sachen befinden, daß ich mich im Anfange verwirrt fühle und erst nach und nach die nötige Fassung gewinne, ein Inventar aufzunehmen. Endlich unterscheide ich die Herrlichkeiten einzeln. Zunächst fällt mir eine große Brieftasche auf, deren Aufschrift „Biglietti di Banca“ wohl die Geldleute anlocken soll. Sie ist von einer etwas beschädigten Tabakspfeife und einem Paar Brillen flankiert, denen nichts als die Gläser fehlen. Ein rostiges Rasiermesser, zwei Taschenmesser, die zusammen eine Klinge aufbringen, und einige stark verbogene Hundemaulkörbe bilden links eine anmutige Gruppe, während rechts durch einen ansehnlichen Haufen rostiger Schlüssel, Nägel, Zangen und Feilen jene Symmetrie des „Lagers“ hergestellt wird, auf welche Gavroche auch in seiner neuen Stellung viel zu halten scheint. Ein beinernes Kruzifix wirkt durch den Mangel von Armen und Beinen doppelt ergreifend, ein Gewehrschaft stellt das Embryo eines Waffenlagers vor, ein Zifferblatt deutet das kommende Uhrendepot an. Ein schmutziges Spiel Karten, einige Griffe zu Spazierstöcken, ein halber Maßstab und zwei geleerte Sardinenbüchsen vollenden das trauliche Bild, welches uns Gavroche

*) Die Früchte der pigna (Pinie), die man über Kohlenfeuer röstet. Sie ähneln unsern Tannenzapfen und enthalten zahlreiche nußartig schmeckende Kerne.

nicht mehr als vagabundierenden Hausierer, sondern als wohletablierten Handelsmann zeigt.

Noch freudig erregt durch den glücklichen Wechsel im Schicksale meines Freundes Gavroche eilte ich, meinen alten Nicola aufzusuchen, den Improvisatore, dem ich im vorigen Sommer oft genug zugehört hatte, wenn er den Vagabunden, Seeleuten und Hausierern die „Gerusalemme liberata“ vorlas. Abgesehen von der Veränderung in seinem Aeußern, die dadurch eingetreten war, daß er sich bei Beginn der strengeren Jahreszeit den Bart hatte wachsen lassen, traf ich auch hier den Wandel des Unsteten zum Seßhaften, des Ungewissen zum Sichern. Ueberzeugt davon, daß die Poesie in unsern Tagen nur ein geduldeter Gast ist an der Tafel dieses Lebens und voll trüber Erfahrungen, gesammelt an Regentagen, an denen auch die wärmsten Bewunderer des frommen Poeten einen starken Cognac allen Dichtungen dieser Erde vorzogen, beschloß Nicola, seiner Existenz eine dauerhafte Basis zu schaffen und sich so zu stellen, daß ein leichter Windstoß des Zufalls nicht imstande sein sollte, das Morgen, ja das Heute seines Daseins in Frage zu stellen.

Von Hause aus nicht auf den Kopf gefallen, hatte Nicola längst wahrgenommen, daß es vornehmlich zwei Metiers wären, die in Neapel bei verhältnismäßig bescheidener Kapitalanlage ihren Unternehmer in eine relativ bequeme und einträgliche Position versetzen. Das eine dieser Gewerbe hat einen innigen Zusammenhang mit der öffentlichen Meinung, mit der Litteratur, es war also von vornherein acceptabel, da ja Nicola selbst zu den litterarischen Persönlichkeiten des — Hafens zählt. Er konnte sich mit leichter Mühe entschließen, Zeitungen zu verkaufen. Etwas schwerer ging es mit dem zweiten Gewerbe, welches aber gleichwohl herangezogen werden mußte, sollte in den Finanzen unseres Rapsoden das nötige Gleichgewicht hergestellt werden, eine um so dringendere Frage, je schwieriger sich die Herbergsmutter in letzterer Zeit im Kreditieren des Nachtquartiers gezeigt hatte. Doch auch diesem Metier ließ sich mit einiger Anstrengung der Phantasie eine ästhetisch interessante Seite abgewinnen. Wer

seinem Nebenmenschen die Stiefel putzt, der kann immerhin sagen, daß er an dem großen Werke der Civilisation thätig ist, daß er wenigstens Mörtel und Steine herbeischleppt zu dem Riesenbau der Idealisierung der Menschengestalt, an dessen Giebel die französischen Damenschneider thätig sind.

So kam es, daß Nicola sich entschloß der Poesie — der treibenden Kraft seines Lebens — zwei gesetzte Schwestern zu geben, die für Wäsche, Trank und Speise sorgen würden, während die älteste auf dem Sofa säße, die Hände im Schoß und den Harmonien des Parnaß lauschend. Es gelang Nicola, mit einem der gewiegtesten Mitglieder der Stiefelputzer-Innung ein Schutz- und Trutzbündnis abzuschließen, welches ihm gestattet, bei schönem Wetter, sein Buch unter dem Arme, dem Molo zuzuwandern, während der getreue Genosse diejenigen bedient, welche entweder den Gang der Weltangelegenheiten kennen zu lernen oder ihrer Selbstachtung durch blankgeputzte Stiefel zu genügen wünschen. Ist das Werk am Molo beendet, so kehrt der Poet zum praktischen Leben zurück, putzt die Stiefel in Person und verkauft seinen „Pungolo“ und seine „Roma“.

Mein Freund Luigi, der den guten Marsala und Malvasier grundsätzlich nur an solche verkauft, welche dergleichen gute Dinge gegen bare Bezahlung wünschen, befindet sich vortrefflich. Ebenso geht es seinem einzigen Freund, einem riesigen, aber sehr gutmütigen Pudel. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß die beiden ganz in demselben Verhältnisse zunehmen, und es wäre sehr leicht durch das Entzweisägen von Herr und Hund der Wahrheit dieser Bemerkung auf den Grund zu kommen.

Ich trank meine caraffa, liebkoste das gute Tier, während sein Herr von dessen tausend Talenten und Tugenden sprach, und ging meiner Wege. Als ich des Abends wieder vorsprach, sah ich Luigi traurig in einer Ecke sitzen. Er erwidert kaum meinen Gruß und bleibt in seinem Winkel sitzen, anstatt, wie sonst, sofort zu mir zu rücken.

— Was giebt's denn, sage ich.

— Man hat mir meinen Fedele — so heißt der Pudel

— gestohlen, sagt der Wirt, mit einem Accent echter Wehmut, den ich an manchem frischgebackenen Witwer vermißt habe.

— Wieso denn, rufe ich, wie und wann?

— Ich ließ ihn heute mittags wie gewöhnlich aus dem Zimmer, erzählt der Wirt, und habe ihn seither nicht wieder gesehen. Sie müssen wissen, daß in Neapel eine Camorra*) existiert, die vom Hundefang lebt. Es sind dies zwölf bis fünfzehn Kerle, die alle Morgen an ihr Handwerk gehen, wobei ihnen die Polizei nicht das Mindeste in den Weg legt. Sie schleichen durch die Straßen, locken die Hunde an sich und stecken sie in große Säcke, die sie dann zubinden und mit der Beute nach Hause tragen. Kaum ist Euer Hund gefangen, so kommt ein verdächtiger Kerl zu Euch, der Euch erzählt, daß er gehört habe, Euer Tier sei Euch abhanden gekommen. Ich glaube zu wissen, sagt er, daß der und der Euren Fedele weggefangen hat. Er bittet sich ein Trinkgeld aus und geht. Ihr lauft zu dem betreffenden Dieb, der Euch ruhig sagt, daß er Euren Hund gefunden habe, das Tier sei ihm nachgelaufen, obwohl er es habe verscheuchen wollen. Darauf habt Ihr abermals in die Börse zu greifen und je nach dem Wert des Tieres drei, sechs, auch zwanzig und dreißig Lire zu bezahlen, und Ihr thut es gutwillig, sonst könnt Ihr sicher sein, daß am nächsten Tag Euer Hund abermals verschwindet; dann findet Ihr ihn aber nicht wieder, denn er wird aus Rache umgebracht. Ebenso geschieht es, wenn Ihr das Tier mit Hilfe der Polizei wiederhaben wollt, und nicht selten kommt es vor, daß Euch der Hund, wenn Ihr mit ihm auf der Straße geht, vor der Nase weggefangen wird; macht Ihr

*) Unter diesem Titel versteht man im Neapolitanischen geheime Verbrecher-Associationen aller Art, namentlich aber solche, die ihre Macht zu Erpressungen benutzen. Eine der „Camorra“ ähnliche soziale Pest heißt in Sizilien „Mafia“. Die Macht der unter den Bourbonen blühenden Camorra kann heute als gebrochen angesehen werden, woran der vorige Präfekt Mordini großes Verdienst hat; die Mafia aber herrscht durch Schrecken in vielen Teilen Siziliens nach wie vor, besonders in der Provinz Palermo.

Lärm, so könnt Ihr einen Messerstich in den Leib kriegen, ebenso geschieht es, wenn Ihr zuseht, daß jemand einem andern einen Hund wegfängt, und wenn Ihr nicht gescheit genug seid, das Maul zu halten. Die Bestie kostet mich Geld genug das Jahr über, fuhr Luigi fort, denn die Camorra schickt zu allen großen Festen ihre Leute zum Absammeln aus, ich gebe im Jahre wenigstens acht Lire, um die Protektion der Bande zu genießen, und doch ist es nun schon das dritte Mal, daß sie meinen guten Fedele holen.

— Man sagt aber, die Camorra sei ganz und gar ausgerottet, frug ich dazwischen.

— Es ist vieles besser geworden, sagte Luigi. Die meisten großen Häupter sind zum domicilo coatto (Zwangsaufenthalt) nach fernen Inseln abgeführt worden, wo sie einen halben Franken täglich erhalten, um nicht Hungers zu sterben, und wenigstens fünf Jahre hindurch sich gut aufführen müssen, wenn sie in ihre Heimat zurückkehren wollen. Aber die Hunde-Camorra besteht ganz so wie früher. Ich erinnere mich, daß einer meiner Freunde, ein Maler und großer Jagdliebhaber, mit seinem schönen Jagdhunde an dem schmutzigen Gäßchen vorüberging, wo die Hunde-Camorra haust. Es war noch zur Zeit der Bourbonen. Plötzlich hört Carlo, so hieß mein Freund, seinen Hund heulen, er blickt um und gewahrt einen Kerl, der das sich sträubende Tier in einen Sack stecken will. Den Hund loslassen, rief Carlo, seine geladene Doppelflinte von der Schulter reißend, oder ich schieße, denn schon hatte ein Genosse des Diebes ein langes Messer gezogen und war auf den Herrn des Hundes losgegangen. Der spannt den Hahn und schießt dem Kerl mit dem Messer die volle Ladung Schrot in den Bauch, daß er nur so hinkugelt, der andere läßt den Hund los und läuft, was er kann. Zum Glück hatte ein Offizier der Schweizer den ganzen Vorgang mit angesehen und begleitete meinen Freund sofort auf die Polizei, um als Zeuge auszusagen — so kam Carlo ohne weiteres los.

Indes kamen Gäste. Alle jammerten über das Schicksal des allgemeinen Lieblings, des fetten Fedele, der so treu

war, daß er nicht einmal die ältesten Stammgäste an den Topf heranließ, in dem die eingemachten Oliven aus Palermo stehen. Man sprach hin und her, ob wohl die Camorra bald ihren Boten senden werde; niemand fiel es bei, zu einer Anzeige bei der Polizei zu raten, jedem schien ein Abkommen mit dem Diebsgesindel die natürlichste Sache von der Welt. „Der gute Fedele," sagte Francesco, der wandernde Sänger, der fünf Jahre bei einem der kleinen Theater Pulcinella gewesen. „Ich habe das Tier so gern gehabt," sagt er fast weinend, „daß ich beschlossen hatte, mein Kind, dessen Geburt ich damals entgegensah, Fedele zu nennen, und denken Sie sich, der Junge wurde richtig am Tage dieses Heiligen geboren, eine wahre Schicksalsfügung!"

Am Tage darauf fand ich Fedele wieder zu den Füßen seines Herrn. Die Sache war ganz ordnungsmäßig abgewickelt worden, Luigi war mit sechs Franken losgekommen, während er die beiden andern Male acht hatte bezahlen müssen. Das Tier befand sich richtig im Hause eines der Camorristen, erzählte Luigi, der arme Kerl hatte auf bloßer Erde schlafen müssen, während er sonst auf dem Teppich vor meinem Bette ruht.

Der Abend verstrich unter Erzählungen über die Camorra, wie sie früher in Stadt und Land gehaust. „Kein Geschäftsmann war unter den Bourbonen sicher, daß ihm nicht eines schönen Morgens ein Galgengesicht in den Laden kam und ihm seine Dienste anbot, mit der Bedingung, den Gewinn des Geschäftes zu teilen. Ihr waret gezwungen, Euch den Kerl als Partner gefallen zu lassen, wenn Euch Euer Leben lieb war! Auf jedem Platze, wo die öffentlichen Fuhrwerke standen, hielt ein Mitglied der Camorra Wache und nahm den Kutschern für jede Fuhre einen Gran ab. Die letzten guten Geschäfte machte die Camorra mit den als Partisane der Bourbonen bekannten gutgestellten Leuten, die man durch Drohung der Denunciation einschüchterte, als die neue Regierung frisch etabliert war. ‚Ich weiß, daß Euch dieser und jener als Bourbonisten umbringen lassen will; wenn Ihr mir tausend Dukaten gebt, so will ich den Streich ab-

wenden.' Gabt Ihr nichts, so konntet Ihr sicher sein, ein Messer zwischen die Rippen zu kriegen."

— Jetzt aber, rief Luigi, holt mir die Kabbala. Ich muß sehen, was cane, ladro und moneta*) für Nummern haben.

Die Kabbala wurde gebracht, und bald war die ganze Butike in tiefe Spekulation über die auf das Abenteuer des guten Fedele zu setzenden Nummern versunken.

XLI.

Eine kurze, aber sehr inhaltsreiche Abhandlung über Charlatane, sowohl die Neapels als auch die anderer Städte und Länder.

Neapel, Februar 18 . .

Ich lasse mir jetzt meistens von Nicola, dem Improvisatore, die Stiefel putzen, weil ich weiß, daß er des schlechten Wetters wegen mit dem „Befreiten Jerusalem" nichts verdienen kann und daher ganz und gar auf ein Metier angewiesen ist, welches allerdings nur in dieser Stadt voll Naturkinder mit dem Berufe des Poeten vereinbar erscheint. Ein wahres Athen, dieses Neapel. Hier kann man tausend Dinge thun, die in andern großen Städten shocking sein würden — hier aber gilt es durch alle Lebensverhältnisse hindurch: Naturalia non sunt turpia.

Wenn ich so vor dem kleinen Kasten stehe, auf den ich den Fuß setzen muß, damit Nicola mir den Stiefel wichsen könne, so habe ich, den Blick auf dem gebeugten, kümmerlich bekleideten Rücken des Poeten ruhend, so meine eigenen Gedanken über das Los des Schönen auf dieser Welt. Eigentlich widerstrebt es mir, daß ein Kollege an mir eine so niedrige Handlung verrichtet, ein Kollege, an den ich noch dazu durch die Bande freundschaftlicher Hochachtung gefesselt bin. Aber that's life —

*) Hund, Dieb und Geld.

Was Nicola über die geschäftlichen Aussichten der Poesie in unseren Tagen meldet, klingt nicht sehr tröstlich. Es reicht auf Maccaroni, aber nicht auf Fleisch, sagt er. In ein Gespräch über politische Dinge verwickelt, fand der Poet, daß die Leute jetzt viel schlimmer daran seien, wie ehemals; die Schuld liege aber weniger am Volke, denn il pesce puzza da capo*). Nicola hat seine eigene graphische Art, seine politischen Axiome auszusprechen. Redet er von der herrschenden Kaste, so macht er eine Bewegung mit der rechten Hand, die auch in deutschen Landen bekannt ist, und die angewendet wird, wenn man das bildlich ausdrücken will, was das Volk kurzweg stehlen nennt. Nicola bewegt also die vier Finger seiner Rechten rasch von oben nach unten, daß sie einander wie die Speichen eines laufenden Rades folgen und dann hält er den Daumen in die Höhe, mit verschmitztem Blicke sagend: Hanno fatto l'Italia una**). Es thut mir leid, berichten zu müssen, daß Nicola gleich seinen Mitbürgern im Lotto Trost für die schlechten Zeiten sucht. Er gewinnt aber fast nie etwas. Frage ich ihn nach der Ziehung, so heißt es: Sono caduto come Francischiello — „ich bin gefallen wie Fränzchen," unehrerbietige Anspielung auf Se. bourbonische Majestät, die vor fünfzehn Jahren diesen schönen Landen Ade sagen mußte.

Nicola zeigte mir neulich seinen Tauf- und seinen Gewerbeschein. Aus dem ersten erfuhr ich, daß er von einem padre ignoto abstamme, ohne daß jedoch in dem Dokumente ausdrücklich bemerkt wäre, ob die in dieser Phrase enthaltenen Zweifel von der Mutter des Poeten geteilt worden seien oder nicht. Aus dem Gewerbeschein wurde mir zu meiner großen Ueberraschung klar, daß man hier zu Lande das Charlatansein als eine regelrechte Profession betrachtet, denn in dem genannten Dokumente steht ausdrücklich: Gewerbe: ciarlatano***).

---

*) Der Fisch stinkt vom Kopfe an.

**) Sie haben das einige Italien gemacht.

***) ciarlatano, zu deutsch eigentlich Schwätzer.

Glückseliges Land, das den Charlatan bei seinem Namen nennt! Dieses in der ganzen Welt in unzähligen Species verbreitete Genus geht nur in Neapel ohne Maske herum. Sonst mußte ich Herr Doktor, Herr Hofrat, Herr Oberstleutnant, Hochwürden Herr Dechant sagen, wenn ich mich nach dem Befinden gewisser Charlatane erkundigte; hier sage ich einfach: ciarlatano, come vai? Sollte ich, was gar nicht unwahrscheinlich ist, in meinem Vaterlande einmal Premierminister werden, so bringe ich sofort ein Gesetz ein, wonach jeder Charlatan sich einen Gewerbeschein anzuschaffen hat, worin sein Metier ausdrücklich genannt ist. Ich habe mir schon eine Liste derer aufgesetzt, die ich dann persönlich rufen lassen werde, um ihnen das neue Gesetz vorzulesen. Wird das ein Gesichterschneiden werden!

Jetzt erkläre ich mir auch, warum hier zu Lande den Charlatanen fortwährend Glauben geschenkt wird, während man sie in andern Ländern von oben herab behandelt, wenn sie einmal erkannt sind. Hier genießen sie das Ansehen ehrlicher Leute, die sich für das ausgeben, was sie sind. Am Molo produziert sich z. B. ein Zahnarzt, der einen ungeheuren Zulauf hat. Je öfter ich unter den Leuten stehe, die gaffend seinen Wagen umgeben, desto mehr überzeuge ich mich, daß dieser ehrliche Mann nur die Zuthaten des Charlatans hat, während bei den Charlatanen meiner Heimat das Aeußere den ehrlichen Mann spielt, während das Innere purer Schwindel ist. Mein Zahnarzt — der Mann heißt Venturini — zieht seine Zähne mit brillanter Geschicklichkeit, nimmt kein Geld für seine Operationen, die er auf öffentlichem Platze vornimmt, und für die Operationen im Hause verläßt er sich ganz und gar auf die onestà seiner Kunden, ohne je einen bestimmten Preis zu machen. Der Geschäftsstil Venturinis ist zwar ein wenig blumenreich, aber dafür ist er ciarlatano. „Ich bin ciarlatano, Ihr Herren, ich bin kein gelehrter Professor. Während aber ein solcher Gelehrter seine Vorbereitungen macht, ziehe ich fünfhundert Zähne. In Dörfern haben sich die Leute oft ein Vergnügen daraus gemacht, mir, die Uhr in der Hand — Redner zieht seine

eigene goldene Uhr aus der Tasche und läßt sie in der Sonne blinken —, bei den Operationen zuzusehen. Was war das Resultat, Ihr Herren? hundert Operationen in zwanzig Minuten haben sie gezählt, die Leute mit der Uhr in der Hand, hundert Operationen. Wer an Brüchen leidet, Ihr Herren, der wende sich an Venturini, der kuriert sie. Und womit kuriert er sie? Mit einer Wurzel (Redner zeigt eine solche), die er in Aegypten, am Ufer des Nils, unter dem Sande gefunden. Vierzig Tage erfordert die Heilung, niemand bezahlt vor der Genesung, jedermann bezahlt nach der Kur. Wer einen Solowurm hat, Ihr Herren (Redner zeigt einen solchen in Spiritus), der wende sich an Venturini. Wie heilt Venturini den Solowurm? Sucht er etwa Arzneien in einem gelehrten Buche, in einer Apotheke? Nein, Ihr Herren, das thut Venturini nicht. Venturini geht vor die Thore Neapels hinaus, dort findet er eine Pflanze, die er allein kennt, er thut die Pflanze in einen Mörser und bereitet daraus dieses Elixir. Die Heilung erfolgt in drei Stunden; niemand bezahlt vor der Genesung 2c."

Dieser Zahn-Tetzel produziert sich auf einem eleganten Wagen. Es ist ein stattlicher Mann in den ersten Vierzigern und spricht so gut, daß ihn mancher Kammerpräsident beneiden könnte. Wenn er auf dem Platze ankommt — er kutschiert in Person — so steigt er vom Kutschbocke herab, um einem Diener in Livrée Platz zu machen, der den Kutschbock in ein zahnärztliches Atelier umzuwandeln hat. Indessen geht Venturini, den Cylinder auf dem Kopfe, um seine drei Pferde herum, schnalzt mit der Zunge und streichelt den schmucken Braunen, das Leitpferd, das sein Liebling zu sein scheint. Ich habe wenige Schauspieler gesehen, die sich das Air des vollendeten Sportsman zu geben wußten, wie es Venturini in diesem Augenblicke hat. Der Diener hat mittlerweile den wissenschaftlichen Apparat aufgebaut, dessen Hauptstück ein Totenkopf ist, flankiert von der ägyptischen Wurzel und der in Alkohol bewahrten Leiche des „Solowurms". Ist alles bereit, so steigt Venturini auf seine Tribüne und beginnt seinen Vortrag. Wird es ihm in der Sonne zu heiß, so

nimmt er den Hut ab und setzt ihn dem Totenkopf auf, wodurch er wohl seine intime Vertrautheit mit den grausigsten Geheimnissen der Wissenschaft andeuten will.

Als Tetzel durch die deutschen Lande zog, um Ablaß zu verkaufen, da gab es tüchtige Zeichner in Deutschland, z. B. Albrecht Dürer. Und doch ist uns kein Bild davon erhalten, wie der Apparat des Ablaßkrämers ausgesehn, wenn das Geschäft in vollem Gange war. Ich kann mir nicht vorstellen, daß auf Tetzels Bühne ein Totenkopf gefehlt haben könne, während er sein Ablaßelixir anpries, um die Leute vom „Bruch“ mit Rom zu kurieren und ihnen den Solowurm der Aufklärung aus dem Leibe zu treiben.

Ich wünsche zu jenen denkenden Menschen gerechnet zu werden, welche vor guten Priestern und echter Religiosität aufrichtige Achtung haben. Eben deshalb aber darf es mir einfallen, das eigentliche Pfaffentum mit meinem Freunde Venturini zu vergleichen. Diese ältesten und zahlreichsten aller Charlatane haben stets den Totenkopf zur Hand und malen uns die Schrecken des Jenseits, wenn sie ihre Elixire gegen bares Geld los werden wollen.

XLII.

Eine lächerliche Tragödie in und eine traurige Komödie vor einem kleinen Volkstheater, beide von denselben Schauspielern aufgeführt.

Neapel, Februar 18 . .

Ganz nahe am Hafen ist ein kleines Volkstheater („Sebeto“), etwa im Stile des „Balletto“ in Rom. Neulich gaben sie „Nerone“, Tragödie in fünf Akten. Das zahlreich versammelte Publikum folgte mit vielem Interesse den Unthaten des gekrönten Ungeheuers, und namentlich waren es die in ziemlicher Anzahl im Parterre vertretenen Matrosen, die mit der ihnen eigentümlichen Lebhaftigkeit ihren Empfindungen

Ausdruck gaben. Es mangelte nicht an ergreifenden Stellen, so z. B. wo Seneca brüllend und mit geballten Fäusten den Kaiser beschwört, Rom nicht verbrennen zu wollen. Am größten war der Jubel bei der Stelle, wo der Philosoph seinen kaiserlichen Schüler nach einem heftigen Wortwechsel über Muttermord vom Throne herabreißt, ihn zu Boden wirft und mit beiden Füßen auf das goldene Diadem tritt, das er dem Fürsten vom Haupte gerissen. Diese mehr dramatisch wirksame, als streng geschichtliche Auffassung wirkte derart, daß einige der Musiker aus ihrem Schlafe fuhren und der Limonadeverkäufer von Erstaunen gelähmt stehen blieb, anstatt wie sonst mit seinen Gläsern von Bank zu Bank zu schleichen.

Daß die Kostüme das unerhört Schuftigste, unglaublich Groteskeste und zugleich erbärmlich Abgetragenste waren, so man sehen kann, versteht sich bei diesem „Nerone“ von selbst. Vor allem bedaure ich die fünfhundert weißen Ratten, die sterben mußten, damit die Kaiserin Agrippina mit einem Hermelinmantel auftreten konnte. Leider wurde das Stück nur einmal gegeben, sonst ginge ich alle Abend hin, um mich an diesen Kostümen satt zu sehen. Man muß diese Diademe, Arm- und Halsgeschmeide, diese Schwerter und Togen, Sandalen und Gürtel, man muß diese „Stadt Rom“ des Hintergrundes mit Palästen aus dem vorigen Jahrhundert gesehen haben, man muß das Kilo Kolophonium gerochen haben, aus dem der „Brand“ hergestellt wurde, um zu wissen, wie nahe das Lächerliche dem Erhabenen steht.

Keiner der „Künstler“ nahm sich die Mühe, sich nach den im Museum vorhandenen Büsten eine Maske zu komponieren. Man hat dort z. B. eine Bronzebüste Senecas, gefunden in Pompeji, das Lebendigste und Charaktervollste, was ich je als Auffassung dieses häßlichen aber interessanten Typus von einem Philosophenkopf gesehen habe. So schön Plato gewesen sein muß, so abschreckend häßlich sind Sokrates und Seneca gewesen. Dergleichen Studien sind der Truppe des „Sebeto“ fremd. Nero trat mit demselben schwarzen Vollbart auf, welcher den größten Stolz seines Privatlebens

ausmacht; Seneca war zwar maskiert, hatte sich aber darauf beschränkt, den „Philosophen" durch einen ellenlangen grauen Bart anzudeuten. Wahrhaft herrlich waren die Damen. Ich hätte gewünscht, daß Hamerling diese „Agrippina" gesehen hätte, er, der die Fürstin in seinem „Ahasver" mit verschwenderischer Farbenpracht als das schönste aller irdischen Weiber malt. Sämtliche Damen erschienen mit bloßen Armen, daher mußte auch „Agrippina" die ihrigen zeigen, die mit den Unterschenkeln von Straußenbeinen eine frappante Aehnlichkeit hatten. Zwei kleine, tückisch funkelnde Augen, ein ungeheurer Mund mit gelben Zähnen und ein starkes Mißverhältnis in der Höhe beider Schultern vervollständigte das Bild dieser „Kaiserin", die in einer Tragödie „Louis XVI". ein famoses wütendes Fischweib abgegeben hätte.

Die tugendhafte Octavia und die freche Buhlerin Poppäa waren jüngere Damen und, wie dies bei italienischen Volkstheatern jahraus jahrein der Fall zu sein pflegt, etwas stark in the family way. Poppäa hatte am Abend vorher die Jungfrau Maria in einem heiligen Stück dargestellt, wo der angedeutete Zustand ihrer Konturen mehr Sinn hatte, da derselbe an der „Jungfrau" für das katholische Auditorium durchaus nichts Auffallendes hat und weil die Handlung wenige Stunden vor der Geburt des Erlösers spielt. Bei einer schönen Römerin, um deren Liebe ein Kaiser wie unser „Nerone" knieend wirbt, ist die Sache schon weit bedenklicher. Doch mag sie hingehen als Symptom der grenzenlosen Verblendung des Wüterichs.

Das Schönste war schon die Diktion unserer Truppe. Von Nero und seiner kaiserlichen Mutter an bis herunter zum letzten „Römer" gingen sie alle von der Ansicht aus, daß das Tragische in der Verhärtung der weichen, das Pathetische aber in der Erweichung der harten Konsonanten liege. Das Wort sangue (Blut), das im „Nerone" selbstverständlich alle Minuten vorkommt, klang namentlich im Munde Senecas wie sannque, lungo tempo kam als lunnco demmbo zum Vorschein, tiranno klang wie dirranno u. s. w. Auf deutsche Tragik angewendet, würde die Anrede Agrippinens

an die freche Poppäa mit einer „weckkeworfenen Tirne“ beginnen. Seneca würde sich vergebens bemühen, seinen Schüler auf den „seid lanker Zeid“ verlassenen „Pfatt der Duckent“ zurückzuführen, während seine erzürnte Mutter den Kaiser gleich darauf einen „elenten Lückner“ nennt. Als Rom endlich wirklich brennt, da ladet Seneca die „Naduhr“ ein, zu „schautern“, und bittet die „Gödder“, einen „Plitz zu schleuttern auff das Haubt des infammen Mörters“.

Als ich gestern Nachmittag an dem kleinen Hause des „Sebeto“ vorüberging, sah ich es geschlossen und die Aufschrift „chiuso per causa di morte“ an der Thüre. Zugleich sah ich vor dem einstöckigen Nebengebäude eine Menge Leute stehen. Ich erfuhr, daß die moglie dell’ impresario plötzlich gestorben war, eine dicke Dame, die beim Essen der Schlag getroffen, ehe sie noch ihr vierzigstes Jahr erreicht. Ich mischte mich unter die harrende Menge und sah die Vorbereitungen zum Begräbnisse. Man brachte ein Gestell herbei, auf welches ein reichverzierter Sarkophag gestellt wurde. Dann brachten sie eine abscheuliche schwarze Holztruhe, von der sie den Deckel abnahmen und in einen schmutzigen Winkel stellten, in welchem drei barfüßige Jungen Karten spielten. Mit der offenen Truhe gingen sie ins Haus hinauf, wo die Tote lag.

Indessen versammelte sich vor dem Hause inmitten von Bettlern, abgerissenen Vagabunden und Krüppeln das ganze Personale des „Nerone“. Nero selbst sah ziemlich elegant aus und trug waschlederne Handschuhe, den frischgebügelten Cylinder hatte er etwas aufs linke Ohr gedrückt, was weniger kaiserlich als schalkhaft und unternehmend aussah. Er war in eifrigem Gespräch mit dem jungen Germanicus, den er in der Tragödie vergiftet. Germanicus sah stark übernächtig aus, und seine verlebten Züge hatten so viel vom Taschendieb, daß ich dem neben ihm stehenden Kaiser seine Ermordung gerne vergab. In einem großen Mann mit langem Winterrock, der sich ohne Unterlaß in ein immenses rotbaumwollenes Taschentuch schneuzte, erkannte ich Seneca, der an seinen kaiserlichen Schüler und Germanicus herantrat

und sie vergebens um eine Cigarre anging. Etwas abseits stand die Gruppe der „Römerinnen“. Die kaiserliche Agrippina hatte einen verblichenen Shawl um ihre unsymmetrischen Schultern geschlagen und schien sich schon für eine der nächsten Vorstellungen geschminkt zu haben, so dick lag rouge auf ihren welken Wangen. Die tugendhafte Octavia schielte verstohlen auf Germanicus hinüber, während sie eine Orange nach der andern aß, Poppäa trug die falschen Perlen, die sie als Gemahlin des furchtbaren Nero geschmückt hatten, und schleppte denselben blauseidenen Rock durch den Straßenschmutz, mit dem sie an der geifernden Kaiserin-Mutter im Palaste ihres Liebhabers vorübergerauscht war.

Indessen kamen die Geistlichen und die vermummten Mitglieder einer Konfraternität, die man mit ihren verhüllten Gesichtern und Gucklöchern für die Augen nicht sehen kann, ohne an die Prozession eines Auto da fé zu denken. Ein Kasten, auf den die Madonna und der heilige Petrus gemalt waren, enthielt die Kerzen, die nun herausgenommen und im kleinen café dei fiori nebenan angezündet wurden. Jetzt brachte man den geschmückten Sarg die enge Treppe herab; dieser enthielt aber nach der Landessitte nicht die Leiche, welche erst nach einer Weile in der abscheulichen schwarzen Truhe, deren Deckel im Winkel lehnte, desselben Weges herabkam; der Körper war mit einem braunen Tuch verhüllt. In diesem Augenblicke sah ich einige Rührung in den Zügen Agrippinens; Nero, Seneca und Germanicus entblößten ihre Häupter.

Als man die Leiche in den prunkvollen Sarkophag schieben wollte, in dem sie zur Kirche getragen werden sollte, da zeigte es sich, daß die „gewesene Frau“ *) von einem das Mittelmaß weit überschreitenden Umfange war. Die stämmigen Kerle, die das grause Geschäft zu besorgen hatten, wollten den Körper ohne weiteres mit Gewalt in den Prunkkasten zwängen, und quetschten und drückten, daß es so seine

*) One, that was a woman, sir; but, rest her soul, she is dead. Hamlet V, 1.

Art hatte. Da erwachte in Seneca jene moralische Entrüstung, die ihn schon im „Nerone" in den Augen der Matrosen des Parterre so achtbar gemacht hatte. Er setzte seinen Cylinder zurecht und trat rasch auf die Gruppe der Männer zu, welche sich mit der toten Frau abmühten. Er befahl ihnen, den Kasten mit der Leiche nochmals niederzusetzen, und entfernte aus dem Sarkophag eine wollene Decke. So war sofort Raum geschafft, und die dicke Verblichene weigerte sich nicht länger, das ihr angewiesene Coupé einzunehmen.

Nun setzte sich der Zug in Bewegung. Der Kaiser — ich sah darin einen echt neronischen Zug — zündete eine frische Cigarre an, Seneca nahm eine ungeheure Prise und entfaltete noch einmal die Quadratmeile roter Baumwolle, die er in der Tasche trug. Auch Agrippina schloß sich mit ihren beiden Schwiegertöchtern dem Zuge an.

Hinterdrein ging das Gefolge der Bettler, Vagabunden und Krüppel, aus welchem der Cylinder des jungen Germanicus gar seltsam, aber imponierend hervorblinkte.

XLIII.

Der Spaziergänger beschreibt das berühmte Wunder des heiligen Januarius in einer ganz neuen, sehr anmutigen Weise und erzählt die vielen Abenteuer, die ihm dabei begegnet sind.

Neapel, Februar 18 . .

Selten hat mich eine Sache neugieriger gemacht, als das weltberühmte Fest des heiligen Januarius. Dieser hervorragende Heilige ist bekanntlich Schutzpatron von Neapel, und ist es nur seinem Einflusse zu danken, daß die Golfstadt nicht schon lange das Schicksal von Pompeji erfahren hat.

Wir Ketzer sind gewohnt, uns das Leben eines Heiligen in der andern Welt als den Inbegriff himmlischen Komforts vorzustellen. Denkt man jedoch über die Sache genauer

nach, so muß man zur Einsicht kommen, daß so ein heiliger Märtyrer im Gegenteil eine überaus verantwortliche und anstrengende Stellung hat. Zuerst liegt es ihm ob, wenn er wie der heilige Januarius Schutzpatron einer großen Stadt ist, stets von allem gut informiert zu sein, was in den „maßgebenden" Kreisen von außerordentlichen Naturereignissen geplant wird. Wir dürfen daher annehmen, daß der gute Bischof Tag und Nacht darauf bedacht sei, mit den Hauptpersonen des Himmels, sowie auch mit den einflußreichsten Engeln auf dem Fuße vertrauter Freundschaft zu stehen, und ihnen nötigenfalls mit derselben Ausdauer den Hof zu machen, mit welcher der Herausgeber einer lithographierten Korrespondenz um die jüngern Attachés einer Gesandtschaft herumschleicht. Wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir die Vermutung aussprechen, daß Januarius einer der ersten war, welche der Jungfrau Maria zur Verkündigung ihres letzten (last not least) Dogmas gratulierten, und wir können es uns vorstellen, wie sehr es dem Beschützer Neapels darum zu thun sein muß, so oft als möglich mit der seligen Jungfrau Alacoque in angelegentlichem Gespräche bemerkt zu werden. Ohne Zweifel haben wir in ihm auch einen der wärmsten Verfechter der in den himmlischen Hofkreisen jetzt sehr beliebten Idee zu suchen, auch das Herz Mariens für süß und heilig erklären und ihm einen speziellen Kultus widmen zu lassen.

Es war im vorigen September, als ich mit klopfendem Herzen dem Tage entgegenharrte, an dem das große Wunder, nämlich die Flüssigwerdung des Blutes des Heiligen, vor sich zu gehen pflegt. Der Tag ist der 19. September. Die Wunder, die ich bisher gesehen hatte, waren zwar auch merkwürdig und interessant gewesen, es waren aber lauter Wunder von der Art, wie sie die Kirche als solche bisher noch nicht speziell anerkannt hat. Ich führe der größeren Deutlichkeit wegen einige der von mir beobachteten Mirakel an: Ein Ehepaar, das sich nie gezankt hat; ein Aufsatz eines deutschen Gelehrten, aus dem auch ein Laie klug werden konnte; ein deutscher Autor, der stets Geld und ein italienischer Schulmeister, der jeden zweiten Tag zu essen hatte u. s. w

Der Leser sieht aus diesen wenigen Beispielen, daß ich im Beobachten von Wundern viel Glück gehabt habe. Aber ohne das flüssig werdende Blut des heiligen Januarius gesehen zu haben, hätte ich nicht sterben mögen. Das ist einmal ein ordentliches Wunder, d. h. nicht eine Ausnahme von sozialen und geschichtlichen Erfahrungssätzen, sondern eine klare, förmliche Kriegserklärung an die Naturgesetze, eine schallende Ohrfeige ins Angesicht der Wissenschaft, ein Fußtritt für den Zweifel, ein Todesstoß für den Unglauben.

Dieser erbaulichen Gedanken voll, ging ich kurz vor dem 19. September auf dem Toledo spazieren und stellte nebenher Vergleichungen zwischen den Blonden und Braunen an, die wie gewöhnlich wieder zum Vorteil der ersteren ausschlugen. Eine „Stimme des Rufenden in der Wüste", die ich deutlich aus meiner Magengegend vernahm, hieß mich bei einem Restaurant eintreten. Kaum hatte ich den animalischen Pöbel in mir nach der Art nachgiebiger Regierungen durch einige Konzessionen beruhigt, so sah ich einen Mann ins Local treten, der mir durch die gewissen Zeichen auffiel, die auch in der Vermummung des Reisegewandes schnell den katholischen Priester verraten. Langer, schwarzer Gehrock, grauer Filzhut und etwas halb Philisterhaftes, halb gesucht Sittenreines im Schnitt der Beinkleider gaben den äußern Rahmen ab zu einer Gestalt, die in ihren Bewegungen etwas schulmeisterlich Pedantisches und zugleich ein Bewußtsein der eigenen Wichtigkeit zeigte. Ich wartete, um meiner Sache sicher zu sein, nur noch auf zwei Dinge. Erstens, wie der Ankömmling italienisch reden, zweitens, was er zu essen bestellen würde, denn es war Freitag. Die ersten Worte an den Kellner zeigten in ihrem Accent den Deutschen, was er zu speisen wünschte, war — Fisch. Ich wußte genug.

Eine innere Stimme sagte mir, daß ich in dem Fremden einen Bissen vor mir habe, der sich bei richtiger Zubereitung für die Tafel meiner Leser trefflich eignen müßte. Ich suchte daher mein verbindlichstes Lächeln hervor und gab ihm einen leichten ultramontanen Stich, so daß der geistliche Fremde vermuten konnte, ich sei einer von den „ehrlichen Leuten",

die sich von der Wissenschaft und ähnlichem modernen Schwindel fernzuhalten wissen.

— Wenn ich Ihnen raten darf, so wählen Sie cefalo, in dieser Jahreszeit der beste Fisch hier zu Lande.

— Oh, auch ein Deutscher? Danke schön, cameriere, una porzione di cefalo.

Ich sah sofort, daß ich einen gebildeten Mann vor mir hatte. Wir tauschten unsere Karten aus, wobei ich fand, daß ich es mit einem deutschen Theologieprofessor zu thun hatte, Herrn Dr. K***; die auf der Karte angegebene Stadt lag in jenem Lande, welches der Götz des Kulturkampfes mit der eisernen Hand regiert.

— Also auf Ferienreisen, Herr Professor?

— Ja wohl, mit Bismarck'schem Urlaub.

Der Herr Professor hatte die Güte, mir diesen mit einem bittern Lächeln vorgetragenen Scherz etwas näher zu erklären. „Wir sind vertrieben worden — etwas Senf, Kellner — Sie kennen doch die edlen Maigesetze — noch etwas Essig, Kellner — und so kam ich auf die Idee, mir Italien anzusehen — einen Risotto, Kellner, aber ohne Hühnerleber."

Ich versäumte nicht, dem mit vortrefflichem Appetit speisenden Märtyrer mein tiefes Mitgefühl für die ihm angethane Unbill auszusprechen. Als der Risotto kam, waren wir schon so weit, daß der Professor sich entschloß, mir sein ganzes Leid zu klagen in einer längeren Erzählung, die mit „o dieser Bismarck" begann und schloß. Beim dolce verabredeten wir einen gemeinsamen Besuch bei meinem Sizilianer, des guten Malvasia wegen. So ein heutiger Märtyrer sucht euch überall die besten Tropfen auf, soviel habe ich schon lange weg.

Der Professor kam nicht zum Rendezvous, er erkrankte an einem heftigen Schnupfen, wie ich später erfuhr.

Indessen nahte der große Tag heran. Ich eilte zur Domkirche und drängte mich durch die dichten Massen der harrenden Frommen. Es gelang mir nach langem Quetschen und Schieben, mich dem Altare zu nähern, wo das Wunder

vor sich gehen sollte. Man sah, daß ich ein Fremder war, und gestattete mir daher, in das Allerheiligste zu treten, den Raum unmittelbar am Fuße der Altarstufen. Dort knieten schon eine Menge Andächtige, Geistliche, Frauen, auch ältere und jüngere Herren. Es blieb mir nichts übrig, als ebenfalls niederzuknieen, sonst hätten sie mich sofort „gefuhrwerkt“. Ich blickte eine ganze Weile nach rechts, um mir das Bild einer stattlichen Nonne einzuprägen, die eine Broche mit dem sacré cœur auf der Brust trug, indes die rosigen Wangen und die vollen Konturen der Magd des Herrn von der Nahrhaftigkeit des beschaulichen Daseins ein erfreuliches Zeugnis ablegten. Wie ich wieder nach links sehe, erblicke ich, neben mir knieend und in leisem Gespräch mit einem jüngeren Geistlichen, meinen — Seminar-Professor.

Ich glaube, wir waren beide verlegen. Ich stotterte: Ah, Herr Professor . . . . der gelehrte Mann winkte mir mit den Augen und fuhr dann fort, mit seinem Nachbar zu sprechen. Ich dachte: was denkt der wohl von mir? Und der Professor? der that wohl desgleichen.

Doch nun zu unserem Feste.

Der Leser erwarte von mir keine eigentliche Beschreibung des Wunders des heiligen Januarius. Dergleichen gehört in das Bereich der Reiselitteratur, und dort wird man das berühmte Fest oft und ausführlich beschrieben finden. In meiner Erinnerung ist das Ganze eine Art Bacchanal, aufgeführt von Dummheit und Ignoranz zu Ehren des frommen Betruges. Ich sehe es noch vor mir, das gelbe Gesicht des Heiligen, dessen halbe Figur, aus vergoldetem Metall geformt, auf dem Altar steht und dem sie ein kostbares Mäntelchen und eine goldene Tiara anlegten. Das stiere, an und für sich nicht unschöne Gesicht des Heiligen hat mich eine Zeitlang im Traume verfolgt, vielleicht weil seine metallene Ruhe gegen das ihn umschwärmende Treiben gar so gespenstisch abstach. Ich sehe sie noch, die gräßlichen alten Weiber, welche die Gebete recitieren, die den Heiligen zur Vollbringung des Wunders bewegen sollen. Wer von diesen Megären eine Vorstellung haben will, der schlage die Kupferstiche

nach Hogarth auf, z. B. die Betrunkene, die ihr Kind fallen läßt. Diese Damen behaupten, mit dem Heiligen verwandt zu sein und daher auf sein Gemüt durch ihre Bitten leichter als gewöhnliche Menschen einwirken zu können. Ich höre noch die gellenden Stimmen dieser Modellsammlung, aus der sich eine ganze Akademie mit Großmüttern des Teufels, Hexen Macbeths, Furien und bösen Schwiegermüttern auf viele Jahre hinaus versehen könnte. Ich sehe sie noch, diese merkwürdigen zwei Köpfe, die Geistlichen, in deren kundigen Händen das „Wunder" vor sich ging. Der eine hatte eine feine, nervöse Miene und einen sehr kleinen Mund, den er, wie in stiller Betrachtung des Mirakels, zu einer Art von gottseligem Papageienschnabel zusammenspitzte. Dieser Pater hielt das kleine Tabernakel, in dem die zwei Fläschchen mit dem Blute eingeschlossen sind, und drehte das Ding beständig in seinen Händen. Der andere war ein positiver Kopf; er schien von Roastbeef und Wein zu leben, und nicht wie sein Nachbar von Thee und Butterbrot; er hielt das Licht, und zwar stets ganz nahe an dem Tabernakel, damit man genau sehen konnte, wann das Wunder seinen Anfang nehme.*)

Ich sehe auch mich noch, wie ich neben meinem Professor der Gottesgelahrtheit am Fuß des Altares kniete. Dümmeres konnte uns zweien schon nicht passieren, als uns an solchem Orte, und noch dazu knieend, zu treffen. Mich schmerzten meine Kniee, der bittere Kelch mußte aber bis auf den letzten Tropfen geleert werden: es hieß warten, bis das Wunder geschehen war. Ich suchte in den Mienen der „Verwandten" des Heiligen zu lesen, ob denn noch nicht auf baldige Erlösung zu hoffen sei. Besonderes Vertrauen setzte ich auf den Einfluß einer riesigen Alten, deren Gesichtsausdruck mich an die Konstruktion der englischen Sprache erinnerte, so

*) Das dem Tabernakel beständig nahegehaltene Licht ist wohl eine der Hauptursachen der „wunderbaren" Flüssigwerdung. Eine eigentliche, vollständige wissenschaftliche Erklärung des Taschenspielerstückchens ist mir nicht zu Gesicht gekommen; es wäre wohl der Mühe wert, daß jemand von Fach sich für die Aufklärung des Humbugs interessierte.

organisch waren die verschiedensten Elemente in ihr verschmolzen; sie war zugleich Kupplerin, Hexe, Frau des Henkers und Schwiegermutter des Gehenkten. Wenn sie nicht betete, so betrachtete sie ihre großen Hände, die voll plumper Ringe steckten, und dann nahm sie wieder eine Prise. Man wird später sehen, daß ich sie mit Recht für die Oberfurie der holden Gruppe angesehen habe. Auch ihr wurde die Zeit endlich lang, und sie versuchte es zuerst mit Gutem, und rief dem Heiligen zu: „Wie schön Du bist in Deinem prächtigen Mäntelchen!“ Es wirkte nicht. Nun rief die Alte: „Gelbgesicht, Limonengesicht, willst Du uns nicht Gnade erzeigen?“ Nun kriegte der Heilige Angst und that das Wunder. Der Priester stieg die Altarstufen herab und gab uns Knieenden das Tabernakel zu küssen, wobei er es so drehte, daß man deutlich sehen konnte, das Blut sei flüssig. Mit dem Küssen des Tabernakels hatte es auch wieder seine eigene Bewandtnis. Ehe die Reihe an mich kam, drückten ein alter Kapuziner, zwei junge Mädchen, ein junger Dominikaner und die dicke Nonne ihre Lippen auf das Spiegelglas des kleinen silbernen Reliquienschreines. Ich dachte im Stillen, daß ich mir die Küsse der beiden Mädchen vom Glase nehme; was sich der Professor nach mir ausgesucht hat, wage ich nicht zu entscheiden.

Endlich durften wir uns wieder erheben. Alles drängte der Sakristei zu; es hieß, man werde uns den Schatz des heiligen Januarius zeigen. Ich trat also in die Sakristei, wo mir sofort der übliche Vorzimmergeruch des Himmels entgegendrang. Alte und junge Geistliche saßen, standen und gingen da umher. In einem traulichen Winkelchen saß meine Freundin, die Oberfurie, im eifrigen Gespräch mit einem jungen Geistlichen; sie hielt die Tabaksdose in der Rechten und ein kleines Gebetbuch in der Linken. Sie fühlte sich in der Sakristei offenbar zu Hause; sie hatte in ihrem Wesen etwas von der Wirtin hinter dem Schenktisch.

Ich trat nun in den Raum, wo der Schatz des Heiligen aufbewahrt wird. Alles drängte sich da um einen kleinen Tisch, dessen Platte mit einem roten, goldbefransten Tuche bedeckt war. Auf diesem Tische sollten die Kleinodien gezeigt

werden. Nach einer kleinen Weile sperrte man einen großen Kasten auf und nahm allerlei Futterale heraus, die dann auf den Tisch gesetzt und geöffnet wurden; da strahlten uns denn goldene Kelche, Tiaren, Kreuze und Schmuck aller Art, nußgroße Smaragde, Rubine, Saphire und unzählige Diamanten entgegen: der Hort der Nibelungen muß ein reiner Kehrichthaufen dagegen gewesen sein. Es waren das lauter Geschenke frommer Fürsten, die sich das Geld zum Ankauf der Kleinodien vom Munde abgedarbt hatten, um den heiligen Januarius zu ehren. Ich sah auch einen Schmuck, den der König Viktor Emanuel geschenkt hat.

Der Schatz wurde eigentlich nicht direkt uns Laien gezeigt, sondern diese Ehre widerfuhr einem dicken, älteren Geistlichen, der ein so gemeines und schlaues Gesicht hatte, daß ich vermeinte, kaum je einen so guten Typus eines ordinären Pfaffen gesehen zu haben. Als Knabe besaß ich einen gezähmten Raben, der funkelnden Auges auf Goldsachen loszuhacken pflegte, die man ihm vorhielt. Der schwarze Mann, dem man den Schatz des Heiligen zeigte, erinnerte mich an meinen einstigen Liebling. So oft wieder ein schwerer Kelch zum Vorschein kam, streckte der Pater rasch die knochige Hand aus und wog ihn dann vor seinem runden Bauche ab, wobei er die Augen aufsperrte und den Mund zusammenzog, um den Umstehenden eine Idee von seiner Kennerschaft zu geben. Ein besonders schöner Augenblick war es, als der Dicke die ganz aus Silber geschmiedete, stark vergoldete und mit riesigen Smaragden besetzte Mitra des Heiligen zu wägen bekam. So mag Reineke zwinkern und schmunzeln, wenn er die fetteste Henne des Pachthofes in die Klauen bekommt.

Ich bin zu ehrlich, um eine Blamage zu verschweigen, die mir bei dieser Gelegenheit passiert ist. Ich kriegte nämlich Lust, einen besonders stattlichen goldenen Kelch in der Hand zu wägen und sagte das dem Geistlichen, der die Sachen zeigte. Das geht nicht, signore, sagte er; das sind heilige Gegenstände. Ich war vor dem ganzen Kreise um den Tisch herum blamiert. Ein andermal will ich mir zu solchem Zwecke eine Kutte borgen, anders wird es kaum gehen.

Das Wunder wird vom 19. September an eine Woche hindurch alle Tage wiederholt. Ich bin im ganzen dreimal hingegangen, um mir dieses Stück Mittelalter gehörig einzuprägen. Beim zweiten Besuch machte ich eine bittere Erfahrung, die mich lehrte, daß die leibhaftigen Wunder ebensowenig die Moralität befördern, wie der Anblick des Galgens, an dem ein Dieb baumelt. Unter dem Galgen wird bekanntlich gestohlen. So geschieht es aber auch im Angesichte des Mirakels, von dessen Gelingen das Wohl und Wehe Neapels abhängt, denn als ich, im dichtesten Knäuel der frommen Gläubigen eingekeilt, nach meiner Uhr fassen wollte, so war sie samt der Kette verschwunden. Muß da nicht selbst ein über und über verschimmelter Reaktionär auf die petroleuse Idee geraten, daß Galgen und Wunder ein für allemal abgeschafft werden sollten?

Meinen Professor habe ich nicht wieder gesehen. Wir sprachen uns zum letzten Male an der Pforte der Domkirche am 19. September. Als wäre dies zwischen uns verabredet gewesen, erwähnten wir des Wunders mit keinem Worte. Wir fühlten beide zu gut, daß wir einander in einem schwachen Augenblicke gesehen hatten.

XLIV.

Goldener Lenz im Februar, genossen auf klassischem, griechisch-römischem Boden. Ausflüge nach Amalfi, Sorrent, Salerno und Pästum.

Sorrent, Mitte Februar 18 . .

In einem schattigen Winkel der alten Stadtmauer von Sorrent haust ein Marmorarbeiter in offener Luft. Vor dem die Werkstatt umschließenden Zaune liegen Trümmer antiker Säulen, Architrave und Kapitäle; drinnen sägen sie die Gebeine der ehemaligen Tempel entzwei und schneiden

Tischplatten und dergleichen daraus. Von allerlei Grün überwuchert, liegen Trümmer edler Marmorarten umher, wie sie einst als schimmerndes Getäfel das Innere von Heiligtümern und Villen geschmückt.

In 2—3000 Jahren, vielleicht früher, wird man in Rom eine solche Werkstätte neben den ungeheuern Trümmern sehn, die einst „Sankt Peter" geheißen.

Die Marmorwerkstatt von Sorrent ist im kleinen ein Bild der Geschichte der sorrentinischen, dieser schönsten aller Halbinseln. Einem wunderbaren Frauenarm vergleichbar, umschließt sie den Golf Neapels im Süden; unzählige Tempel und Villen waren das Geschmeide, das ihm die bewundernden Völker des Altertums angelegt. Von Stabiä, auf dem heute Castellamare steht, bis zur Punta della Campanella, die sich sehnsüchtig nach dem blühenden Capri vordrängt, besahen sich vor zweitausend Jahren in dem blauen Spiegel der See die Behausungen schöner Götter und glücklicher Sterblichen. Was ist aus ihnen geworden? Laß' die gebrochene Marmorsäule antworten, an welche der Fischer von Sorrento sein Boot festbindet, das Tau nagt seit Jahrhunderten an der Säule, wie die tiefen Ringe erzählen.

Auf der Südseite der Halbinsel, von der Punta, die schöne Küste entlang, bis Salerno, dasselbe Schauspiel. Verschwunden das antike Leben, verklungen seine Stimmen, bis auf den stillen Seufzerlaut der antiken Säulen, die das Gebälke einer mittelalterlichen Kirche tragen. Seufzende Säulen? Ich habe sie seufzen gehört.

In Pästum aber steht es noch lebendig aufrecht, als wäre es gestern geboren, das Gesetz griechischer Schönheit. Ewig jung, wie Homers Gesänge, spricht es zum Geiste, das süße Geheimnis des griechischen Tempels.

Halt! Reisen wir wie alle andern Leute, und nicht im Luftballon der Phantasie. Unser Weg führt zunächst nach dem im Mittelalter reichen und mächtigen Amalfi, welches jetzt in stiller Zurückgezogenheit mit Orangen, Citronen und Maccaroni handelt.

Um nach A m a l f i zu gelangen, fährt man mit der

Bahn am Fuße des Vesuv hin und bei Pompeji vorbei durch ein überaus fruchtbares Thal gegen Salerno zu, steigt aber sofort aus, da die Bahn das Meeresufer berührt. Dies geschieht bei dem malerisch gelegenen Orte Vietri, wo der aus dem Waggon steigende Reisende sofort von einer Bande Vetturini angefallen wird, die ihn, tot oder lebendig, an eines der beiden Hotels von Amalfi abzuliefern haben. Man nimmt entweder einen Wagen für sich allein, oder begnügt sich — bei deutschen Autoren ist dies die Regel — mit einem Platz in einer der viersitzigen, gar nicht übel gebauten Kutschen, in denen man, von drei flinken Tieren gezogen, gar bald auf der wundervollen Bergstraße, das Ufer der See entlang, dem Kloster des heiligen Antonius entgegenrollt.

Ich saß mit drei Italienern im Wagen. Zwei davon waren Oelhändler, der dritte ein Grundbesitzer aus Amalfi. Die Oelhändler gaben sich einfach und natürlich, redeten in neapolitanischem Dialekt von ihren Geschäften, wobei man ewig die Worte Ducati und Carlini hört, nach denen hier die Leute noch immer rechnen. Der Grundbesitzer roch in mir den Fremden und entwickelte eine kellnerhafte Höflichkeit, die um so widerlicher war, als dem Mann der blanke Geldhunger aus den Augen sah; seine Blicke hatten etwas, als seien sie imstande, einem das Geld aus der Tasche zu ziehen. Er wurde nicht müde, von Engländern, ihren lire sterline und rendite zu erzählen. „Es ist jetzt ein Lord in Amalfi, der das Geld zum Fenster hinauswirft," sagte er. „Er verzehrt jeden Tag vier= bis fünfhundert Franken und geht mit vier großen Hunden spazieren."

Die Oelhändler lächelten ungläubig zu dieser Angabe. „Wenn er aber 1000 lire sterline täglich Rente hat," sagte der Grundbesitzer, „was sind da fünfhundert Franken? Ich sage Euch, er spielt mit den Kindern auf der Straße um Knöpfe, gewinnt er, so steckt er die Knöpfe ein, verliert er, so giebt er jedem Jungen fünf Franken."

— Wie ich Euch also sage, Gevatter, sagte der jüngere der beiden Oelhändler, ich habe die Menagerie in Neapel

gesehen. Sehr sehenswert, sage ich Euch; da ist ein Elefant, ein wahrhaft ungeheurer Kerl, mit einem Rüssel — so —

Der Redner zeigte seinem erstaunten Zuhörer, wie der Elefant mit dem Rüssel esse; er suchte zu diesem Zwecke seine Nase gewaltsam zu verlängern. Es war klar, daß der ältere Gevatter noch nie exotische Bestien gesehen hatte, denn er unterbrach den Erzähler dann und wann durch sehr kuriose Fragen.

— Sie haben auch einen Tiger da, ein grimmiges Vieh, sage ich Euch.

— Er ist doch angebunden? fragte der Gevatter.

— Dummkopf, in einem festen Käfig ist er, berichtete der andere weiter. Sie haben auch zwei Löwen und zwei Löwinnen und ganz junge Löwen.

— Haben diese Bestien die Haut nackt, oder sind sie behaart? fragte der Gevatter wieder.

— Einen dichten Pelz haben sie, schwarz und gelb gestreift.

— Alles Engländer, alles Engländer, rief jetzt der mit den hungrigen Augen, als zwei Kutschen mit eleganten Herren und Damen an uns vorüberfuhren.

— Sie haben auch wilde Menschen in Käfigen, fuhr der Oelhändler fort. Sie nennen sie Affen, es sind aber Menschen, wilde nämlich.

— Der Lord H . . . geht immer erst aus, wenn es Nacht wird, sage ich Euch, begann der Hungrige wieder. Er steigt in den ödesten Gegenden dieser Berge herum, setzt sich auf einen Felsen, feuert einen Schuß aus seiner Flinte ab und schreit aus Leibeskräften: Ich bin ein Räuberhauptmann!

— Es sind wirkliche Menschen, sage ich Euch, Gevatter, nur — hier demonstrierte der Redner an seinem Gesichte — sehen sie viel wilder aus als wir und haben lange, lange Nägel an den Händen.

— Und schrecklich viel Wein trinkt er, rief der possidente aus Amalfi, und macht immer die Matrosen betrunken, damit sie Courage haben, mit ihm aufs Meer hinauszufahren, wenn es recht stürmt. Seine Frau weint dann die ganze Nacht.

— Nein, nein, Rindfleisch, kein Pferdefleisch kriegen sie zu fressen. Ich habe es selbst gesehen, sehr schönes Fleisch. Sie haben auch eine Hyäne und zwei Eisbären.

— Und wenn er zornig ist, flucht er immer auf Spanisch. Ich verstehe ein wenig Spanisch, eine kuriose Sprache, sie besteht aus Italienisch, Latein und — Spanisch.

So ging es fort, während wir durch eine der herrlichsten Landschaften der Welt dahinrollten. Man fährt etwa drei Stunden von Vietri nach Amalfi, immerfort am Meere. Die Straße erhebt sich an der Bergwand zu einer beträchtlichen Höhe und steigt dann wieder ganz zur See herab. Kurz nachdem man Vietri verlassen, wird links im Hintergrunde das stattliche Bild von Salerno sichtbar; kein Maler der Welt könnte es schöner komponieren, wie die Stadt sich am tiefblauen Golfe ausbreitet, und wie sich die Berge über ihr in herrlichen Linien aufbauen. Ich begriff mehr als je, warum die Maler nach Italien wallfahrten — hier liegt das Gold der Schönheit in Linie, Form und Farbe zu Tage und braucht nicht aus einer Unmasse von mühsam gebrochenem Erze ausgeschmolzen zu werden. Immer großartiger wird das Bild der Landschaft und verschwindet öfter, wenn die Straße um ein zackiges Vorgebirge biegt, wie ein schönes Mädchen, das mit uns Verstecken spielt und dann wieder plötzlich das lachende Engelsköpfchen aus einer Gardine hervorstreckt.

Wir passierten eine Menge von Ortschaften. „Dieser Ort lebt von der Fischerei — jener dort von den paste," sagten die Oelhändler, mit dem letzteren Ausdruck nach Landessitte alle jene unzähligen Spezies der italienischen Teig-Manufaktur zusammenfassend, von denen nur die Maccaroni wirklich weltbekannt geworden sind.

Der Hungrige begann wieder von seinem Lord zu reden. Mir wurde die Geschichte zu fade, und ich fragte ihn, ob man in Amalfi nicht daran denke, dem Krösus eine Kapelle bauen zu lassen und ihn anzubeten, worauf die Oelhändler so lachten, daß sich der Hungrige zum Schweigen entschloß. Gegen Amalfi zu wird das Land immer kultivierter, d. h.

jedes Fleckchen der nach dem Meere ziemlich steil abstürzenden Berge ist in Terrassen umgewandelt, die von unzählbaren Tausenden von Orangen und Citronen schimmern. Hier wächst das Gold auf den Bäumen. Man sieht einen Berg, der ganz in Terrassen geteilt, in ungeheure Orangengärten verwandelt ist. Und wie sie die Bäume pflegen und mit Strohdecken gegen die Nachtfröste schützen!

Unsere Straße ist von Feldblumen und baumartigen, in voller Blüte stehenden Euphorbien eingesäumt. Amalfi kennt keinen Winter, hier giebt es Blumen das ganze Jahr hindurch.

Unser Wagen hält. Wir befinden uns, hart am Meere, am Fuße einer in den Felsen gehauenen Treppe, die zum ehemaligen Klösterlein des heiligen Antonius, dem jetzigen Gasthof zur „Luna“ emporführt. Mir ist zu Mute, als zöge ich mich von dem Getriebe der Welt zurück, so traulich wehen mich Kreuzgang und Hallen des Klosters an, denn obwohl mit einer nagelneuen Wirtshausseele versehn, ist der Leib des Klosters der alte, wie er vor fünfhundert Jahren entstand. Was einmal geistlich gewesen, dem bleibt die Tonsur bis ans Ende, es sei Mönch oder Gebäude.

Wenn ein hochroter Republikaner Minister wird, so kann er seinen fetten Gehalt, den Titel Excellenz und die Orden auf seiner für das Wohl des Volkes glühenden Brust nicht verständnisinniger genießen, als ein Ketzer die verborgenen Herrlichkeiten eines Klosters. Er — nämlich der Ketzer — kommt gar bald zur Einsicht, daß die Mönche der alten Zeit die wahren Poeten der epikuräischen Philosophie gewesen sind. Inmitten starrender Felsen und öder Wildnisse wußten sie stille Asyle zu schaffen, Blumen im Wüstensande, Schöpfungen, in denen sich ein so feines Verständnis für Natur- und Kunstgenuß ausspricht, daß unsere modernen Villen sich dagegen verhalten — wie denn nur? — nun, wie ein modernes flatterhaftes Feuilleton zu einer der edlen klassischen Novellen des Boccaccio, oder wie ein brillantes Bild von Knaus zu einem von Paolo Veronese. So eine moderne Villa ist ihre eigene Reklame; sie will von sich reden machen, will pikant

und geistreich aussehen, brüstet sich vor ihren Nachbarn und will sie beschämen. So ein altes Klösterlein aber verachtet alle äußern Künste. Inwendig aber findest du jenen klassischen Komfort, der dir die Seele edel und harmonisch stimmt, den wahren Apparat der Philosophie, der dich sammelt und erhebt und dich deinem Alltagsjammer als ein abgeklärtes höheres Wesen siegreich gegenüberstellt.

Kann es etwas Schöneres geben, als einen solchen Kreuzgang — hier zu Lande sagen sie chiostro — eines alten Klosters? Er ist ein wahres Bild eines in sich abgeschlossenen, stillen, gesammelten Daseins, ein edles, durch die Kunst meisterhaft verwirklichtes Lebensbedürfnis. Eine vierseitige Allee schlanker Marmorsäulen umfängt, anmutige maurische Bogen tragend, einen quadratischen Fleck Erde, der Rosen, Orangen und Citronen trägt, ein Bouquet, das die Welt ihren scheidenden Kindern zum Andenken mitgegeben. In diese mittelalterliche Stoa trete ich, wenn ich meine Zelle, in der einst der Pater Guardian lebte, verlasse; von meiner Zelle aber blicke ich auf die unendliche See, die rauschende Brandung und das Städtchen, zu dessen kleinlichem, aber traulichen und anspruchslosen Dasein die murmelnde See einen ewigen Chor singt.

Amalfi ist ein entzückendes Städtchen. Die Art, wie dieses Nest in ein schroffes Thal hineingebaut ist, die behaglich südliche, ja von Reichtum zeugende Bauart der Häuser, das vollkommen Ungesuchte im Zusammenstoßen der Häuser, Gassen und Plätze, wodurch eine Unzahl traulicher, malerischer Winkel und Ecken entstehen, die Orangen und Citronen, die goldig aus jedem Garten grüßen, die kleinstädtisch geschäftige Bevölkerung — und das alles am Ufer der rauschenden See, die nicht müde wird, im Schatten der malerisch ragenden Berge ihre kristallreinen Wogen — mehr eine Huldigung als eine Drohung — am Fuße des schmucken Städtchens zu brechen — alles das macht Amalfi zu einem Asyl besonderer Art, dessen Namen der durstige Wanderer in seinem Büchlein doppelt anstreicht, wenn er vernimmt, daß der allerbeste Rotwein hier sechs Sous per Liter kostet.

Es wäre gar schön, wenn eine gute Straße von Amalfi nach Sorrento führte, entweder quer über den Gebirgskamm der Halbinsel, oder — noch schöner — die blaue See entlang um die Halbinsel herum. Eine Straße dieser Art würde bald den Ruhm erwerben, die schönste dieser Erde zu sein. Jetzt ist der kürzeste Weg, will man nicht über Castellamare zurück, der folgende: Eine dreistündige Barkenfahrt die Küste entlang nach Scaricatojo, dann eine Stunde steil den Berg empor, hierauf bequemes Herniedersteigen gegen Sorrento zu, stets zwischen Citronen und Orangengärten.

Die Seefahrt nach Scaricatojo ist nicht weniger entzückend wie die Wagentouren Castellamare-Sorrento und Vietri-Amalfi. Die bergige Küste entrollt sich, ein mildes Idyll, Strophe um Strophe, wie sie der fromme Sinn und die Genügsamkeit der Küstenbewohner in langen Jahrhunderten mit den Charakteren kleiner Gärten und Häuser dem Uferlande, wie einem langen Papyrusstreifen, eingeschrieben.

Die Schwalbe, der arme Fischer und Ackerbauer sind unbewußte Poeten, wenn sie bauen. Ihre Häuser und Dörfer sind steinerne Volkslieder.

Scaricatojo ist nichts als eine plumpe steinerne Hütte, zu der man einen Felsenpfad emporsteigt. Das Mobiliar der Hütte — einige Truhen, Fischernetze und drei an die Wand geklebte Madonnenbilder — bildete zu den in holder Fülle von den umgebenden Felsen nickenden Frühlingsblumen einen seltsamen Gegensatz. Eine alte grauköpfige Fischerfrau erbot sich, mir mein Felleisen über das Gebirge nach Sorrento zu tragen.

Nach einem kurzen Imbiß von Wein, Brot und Nüssen traten wir unsere Wanderung an. Die alte Fischerfrau ging voraus, das Felleisen auf dem Kopfe. Leicht wie ein junges Reh schritt das Weib barfüßig den rauhen Pfad empor, der durch Myrtengesträuch, blühenden Rosmarin und Blumen mannigfacher Art führte. Dann und wann pflückte die Alte einige schöne Blumen und hielt sie mir hin, wobei ein gutmütiges Lächeln ihr verwittertes Gesicht besonnte. „Die müßt Ihr nach Sorrent bringen, Herr, Euere signora wird sich freuen.“

— Ich habe aber keine signora, gute Frau.

— Dann nehmt sie zum Andenken an dieses schöne Land, Herr. Alle signori nehmen Blumen von hier mit.

— Euer Mann ist also Fischer?

— Jawohl, Herr. Seht Ihr dort die drei kleinen Inseln, le Sirene, dort ist er mit seinem Boot. Wenn er mit seinem Fange heimkehrt, so trägt er die guten Fische auf dem Kopfe nach Sorrent zum Verkaufe, die schlechten essen wir selbst.

— Eßt Ihr denn keine Maccaroni?

— Am Sonntag, Herr.

— Und Fleisch?

— Nur einmal im Jahre, zu Weihnachten. Sonst essen wir fave (Saubohnen).

— Und Ihr geht barfuß, auch im Winter?

— Am Sonntag tragen wir Schuhe, wenn wir zur Messe gehen.

— Wieviel Messen hört Ihr denn am Sonntag?

— Eine, wenn der Gottesdienst in der Kapelle abgehalten wird, und zwei, wenn in der Kirche celebriert wird.

— Es ist also besser, wenn man zwei Messen statt einer hört?

— Caspita! Quanto più uno sente, tanto più meglio è!*) Je mehr einer hört, desto besser ist es!

— Es werden auch Messen für die Verstorbenen gelesen?

— Gewiß, für die im Fegefeuer. So oft mir die Vorsehung einen kleinen Gewinn zukommen läßt, schicke ich eine Messe ins Fegefeuer.

— Und was für eine Wirkung hat denn so eine Messe im Fegefeuer?

— Sie ist eine Erleichterung für die armen Seelen.

— Ich muß Euch aber sagen, liebe Frau, daß ich mir die Sache nicht vorstellen kann. Worin besteht denn die Erleichterung, die so einer armen Seele zu teil wird?

---

*) Caspita, Ausruf der gemeinen Klasse, allenfalls mit: Das will ich meinen! zu übersetzen, das più meglio einer der vielen grammatikalischen Schnitzer des neapolitanischen Dialektes.

Die arme Frau blieb stehen und blickte mich verwundert und fragend an. Sie war rührend anzusehen mit ihrem krausen, grauen Haar, das Felleisen auf dem Kopfe, das sie mit der Linken hielt, während sie sich anschickte, mit der Rechten ihre Erklärungen über die armen Seelen zu verdeutlichen.

— Die armen Seelen sind in der Tiefe, lieber Herr, sagte sie. So oft eine Messe ankommt, rücken sie ein wenig in die Höhe, so — sie gab mit der flachen Hand einen Ruck nach oben, um das Emporrücken der Seelen zu veranschaulichen.

— Die armen Seelen leiden also im Fegefeuer. Worin bestehen denn ihre Schmerzen?

— Sie werden mit Feuer gequält, sagt der Pfarrer. Je mehr Messen sie also bekommen, desto besser geht es ihnen, und sie rücken immer näher gegen das Paradies.

— Habt Ihr denn jemanden im Fegefeuer, liebe Frau, dem Ihr Eure Messen schickt?

— Mir sind Vater und Mutter gestorben und eine Menge Verwandte, sie sind vielleicht alle darin. Ich will es wenigstens hoffen, denn so haben sie doch die Aussicht auf das Paradies.

— Wie ist es aber, wenn einer in der Hölle ist, kann man dem auch Messen schicken?

— Was fällt Euch ein? Da hilft keine Messe mehr, wer in der Hölle ist, der ist fertig.*)

— Wenn man es aber doch versuchte, und einem solchen Verdammten eine Messe schickte, was wäre dann die Folge davon?

— Man würde nur seine Strafe vermehren.

— Wo steht denn das geschrieben?

— Es ist so Gesetz.

— Was bezahlt Ihr denn für eine Messe?

— Drei Karlin (1 Fr. 25 Cts.).

— Ihr habt wohl einen recht braven Pfarrer? Ißt er auch Bohnen und geht barfuß wie Ihr?

---

*) Neapolitanisch: chi è nell' unfierno, è fanut'.

— Nein, Herr, er ißt die ganze Woche Fische, und am Sonntag Fleisch. Er hat seinen eigenen Fischer, der ihm alle Tage des Morgens die frischen Fische bringt.

— Welcher Heilige ist denn der Patron dieser Gegend?

— Die Madonna vom Rosenkranz, Herr. Wir beten ihr zu Ehren alle Abend den Rosenkranz, fünfzig Ave und fünf Paternoster.

— Ihr seid eine gute Frau. Ich möchte aber nicht, daß Ihr das Geld, das ich Euch in Sorrent geben werde, dem Pfarrer auf Messen gebt, denn ich bin ein Ketzer und das könnte Euch eher Schaden als Nutzen bringen, würde auch, fürchte ich, den armen Seelen nicht frommen. Jetzt sagt mir noch, was sagt denn der Pfarrer von den Seelen in der Hölle, wie werden denn die gestraft?

— Caspita, sono bruciati — sie werden verbrannt.

Der beschränkte Horizont der Alten, für welche das irdische Dasein durch den parroco, den galantuomo und den poveriello repräsentiert ist, wobei sie demütig und ohne Klage sich zu der letzten Kategorie rechnet, die guten Fische dem galantuomo und ihre sauererworbenen Groschen dem parroco bringt — die Sicherheit, mit der sie sich im Jenseits zurecht findet und die Herzensgüte, die sie antreibt, ihren leidenden Verwandten dann und wann durch eine Messe einen kleinen Ruck gegen das Paradies zu zu geben — alles das interessierte mich mehr als ein zehnbändiger Roman voll der spannendsten Verwicklungen und überraschendsten Schlüsse. „Dieses Weib,“ sagte ich mir, „ist das gläubige Volk, das Volk, wie es die Herren dieser Welt brauchen. Das ist die Art Schafe, die sich geduldig scheren, melken und abschlachten läßt, das Ideal von Unterthan, die Hoffnung von Thron und Altar, das Kind des Syllabus. Deine bezaubernde Dummheit ist unsterblich, Weib, sie hat die Pyramiden und die Dome gebaut, und sie wird in alle Ewigkeit für Könige und Pfaffen Steine schleppen.“

Der Wirt des kleinen Restaurants in Sorrento machte keine kleinen Augen, als der signore mit der barfüßigen Alten angerückt kam, und sie sich an einem der gedeckten Tische gegenübersetzte. Ich bestellte eine Schüssel Maccaroni.

— So, jetzt macht Sonntag, sagte ich, als das dampfende Gericht ankam.

— Was wird mein Mann sagen, meinte die Alte mit einem dankbaren Grinsen, mit dem Herr Freitag senior an der Tafel Robinsons gespeist haben mag, wenn ich ihm erzähle, daß mich der Herr hat an seinem Tische essen lassen.

— Und jetzt macht auch gleich Weihnachten, sagte ich, als der Wirt einen Teller mit Gebratenem auf den Tisch stellte.

Die gute Alte aß und trank mit vortrefflichem Appetit. Als sie satt war, stand sie auf und sagte:

— Ich kann wohl gehen, oder befehlt Ihr noch etwas?

— Nein, gute Frau, geht nur nach Hause. Aber noch einmal, tragt mein Geld nicht zum Pfarrer.

— Wie Ihr wünscht, Herr. Die Madonna segne Euch, und geleite Euch auf der Reise, Herr!

Bei diesem Gruße zog über das runzlige Gesicht der Alten ein lieblicher Schein mütterlicher Güte. Alles, was in diesem harmlosen Gemüt von Treue, Dankbarkeit und Liebe lebte, trat in diesem Augenblicke als Segenswunsch in ihr Gesicht und mahnte mich an das Bild einer entschlafenen guten Mutter, von der ich gelernt hatte, wie ein Segenswunsch sich in Augen und Zügen malt.

In der Wiener Galerie haben sie ein Bild von Rembrandt, das eine uralte Frau vorstellt. Auf einen Stab gelehnt, den Kopf etwas nach der Seite geneigt, blickt sie den Beschauer seelenvoll mit ihren müden, alten Augen an, indem der zahnlose Mund leise Worte der Liebe zu flüstern scheint. Man hat das Bild ohne historischen Anhaltspunkt „die Mutter des Künstlers“ getauft, denn es scheint so natürlich, daß nur ein Sohn mit solcher Innigkeit den Zauber der Mütterlichkeit habe empfinden können, wie er auf dieser Tafel lebt. Jedem, der in diesen verschrumpften und so edel verklärten Zügen liest, lebt das Bild der Mutter in der Seele auf, sei es, daß ihr liebendes Auge noch auf ihm ruht, sei es, daß er dieses Auge, neben dem Bette der Dulderin knieend, weinend zugedrückt. Denke ich an Washington und

Goethe, so scheint es mir, als wären die großen Männer neuerer Zeit mehr die Söhne ihrer Mütter, als ihrer Väter. Auch Rubens hatte eine große Mutter, und Rembrandt, von dessen Jugendgeschichte sehr wenig bekannt ist, entbehrte kaum diesen Segen, sonst hätte er sein Bild im Wiener Belvedere wohl nicht so gemalt. Was würde Phidias, was würden Skopas und Lysipp sagen, wenn sie eine solche Malerei sehen könnten?

Die Welt hat sich stark geändert, würden sie sagen. Unsere Zeitgenossen standen bewundernd vor unsern Jupitern, Aphroditen und Athenen, in denen wir alles vereinigt, was unsere Augen an schönen Formen beobachten konnten. Unsere Ideale waren Schönheit, Kraft, Liebreiz. Jetzt bewundert die Welt ein altes Weib.

Gemach, Ihr Herren aus Hellas. Es sind nicht gerade die alten Weiber, die wir verehren, aber es ist der Abglanz edler Empfindung, der in unsern Augen auch gewöhnliche Formen veredelt und verklärt. Aber freilich, in Euren Tagen war das märchenhafte Wunderland, das menschliche Gemüt, noch nicht entdeckt. Als Ihr die Herren der Welt wart, gab es nur schöne Götter über und schöne Sklaven unter Euch. Wir sind alle gleich und unser Gott ist das Glück und Wohlergehen der ganzen menschlichen Familie. — —

Und doch — es umfängt uns, Geist und Sinne, wie ein unwiderstehlicher Zauber, dieses Griechentum, wo immer wir der sandigen Ebene der Gegenwart seine Fußspur eingedrückt finden. Es umfängt uns in den großen Museen, wenn wir uns in den Anblick einer Götterstatue vertiefen, welche den Geist der Nation atmet, die allein die Götter nach ihrem Bilde bilden durfte, ohne lächerlich zu werden. Im Museum aber hat man Mühe, sich den modernen Apparat wegzudenken, und es gelingt einem nur selten, das fliegenartig zudringliche Gesumme von Aufsehern, Touristen und dergleichen los zu werden.

Man dankt es den Sarazenen, daß es in Europa einen Ort giebt, wo man ungestört griechisch fühlen darf, sowie man den Vesuv dafür zu preisen hat, daß man heute in

einer altrömischen Stadt ungestört träumen kann. Die Sarazenen haben Pästum verwüstet. Seit ihrem Einfalle steht die erhabene Posidonia verlassen, und die von den Sümpfen der Umgebung ausgebreiteten Fieber hielten die räuberische Menschenhand von den Griechentempeln so sicher ferne, wie die Asche des Vulkans das Geheimnis der verschütteten Stadt hütete.

Seid mir gegrüßt, stolze Säulenscharen, Travertin-Eichen, ehrwürdiger und unvergänglicher als die Cedern des Libanon! Seit dritthalb Tausend Jahren verkündet ihr den Ruhm des meerbeherrschenden Poseidon und noch immer bricht sich die blaue Welle huldigend zu euren Füßen, wie in jenen Tagen, wo mit ihrem Rauschen sich griechische Gesänge mischten. Zagend naht sich euch mein Fuß, mir ist als wäre ich einer der Beter, mir ist als hätte eine hellenische Mutter mich den Beherrscher der Wogen fürchten gelehrt, so mächtig ergreift das dorische Kunstwerk mein Gemüt.

Voran durch das wuchernde Unkraut, pochenden Herzens, den Blick auf den ragenden Giebel und die priesterlich ernste Schar der tragenden Kolosse gerichtet. Voran, wo das Heimchen im Grase zirpt, der Hauch der See das Gewirre der Blumen und Schlingpflanzen wogen macht und wo die Dohle sich scheu kreischend erhebt, sie, die einzige Erbin der alten Griechen, welche den Neptuntempel als ihr längst verjährtes Eigentum betrachtet. Voran, und um die Säulen geschlichen, einen stillen Segen, ein geflüstertes Gebet im Herzen, denn der Neptunstempel ist das erhabenste aller Kulturgräber in der unermeßlichen Zahl derer, die den Boden Italiens bedecken. Hier liegt sie begraben, die Schönheit Hellas' — nein, hier blüht sie ewig fort und wird ewig blühn, diese unsterbliche Großmutter der europäischen Kultur. Sie wird noch blühn, wenn die letzten Gebeine ihrer Kinder, der Römerbauten, in Staub zerfallen sein werden, sie wird noch blühn, wenn die Leiber ihrer Enkel, die Werke der Renaissance, vom Angesicht der Erde verschwunden sein werden.

Und er verdient sie, diese unsterbliche Jugend, der Tempel des Meerbeherrschers. Reine Schönheit spricht aus

seinen Linien, und nicht Blut, wie aus den unabsehbaren Bogen der römischen Amphitheater. Ein idealer Hauch umweht dieses Heiligtum, noch heute geht sie von ihm aus, die milde Welteroberung im Namen der Schönheit, auf dem Grund und Boden, wo der Römer der geknebelten Welt Gesetze gab.

Gebeugten Hauptes war ich unter die gebietende Schar der Säulen getreten. Jetzt erhob ich das Haupt, der Gedanke an die Unsterblichkeit der griechischen Weltherrschaft schwellte mir die Brust. Ich blickte auf den reinen Himmel, der sich über den braunen Säulen wölbte, und auf die unendliche blaue See, und es schien mir, als sei der Griechentempel ein mystischer Ausdruck der ewigen Milde und Reinheit der südlichen Natur. Ist er darum unsterblich?

Der Hellene beherrscht heute noch die Welt durch die Macht der Schönheit, und wird sie ewig beherrschen. Nach so und soviel Tausend Jahren wird Homer das einzige noch gelesene Buch des grauen Altertums sein. Die Ideen sind die einzigen wahren Welteroberer . . .

Der königlich italienische Beamte, welcher das zum Tempel führende Gitterthor aufgesperrt, wofür der Fremde eine Lira zu entrichten hat, ist infolge des Fiebers zum Schatten abgemagert. Die kleine moderne Niederlassung in der Nähe der Tempel beherbergt nur fieberkranke Leute. Es wohnen etwa dreißig Familien in diesen Häusern — allen, die ich sah, sprach das Fieber aus den hohlen Wangen, aus den dunklen Augen. Die Luft ist so verderbenschwanger, daß man sich gar sehr zu hüten hat, während des Fahrens durch die Ebene einzunicken — eine halbe Stunde Schlaf kann das Fieber bringen.

Der Weg von Salerno nach Pästum ist eine recht gute Straße, die Fahrzeit beträgt vier Stunden, also hin und zurück acht.

Es war ziemlich spät Abends, als ich wieder in Salerno ankam. Die Stadt ist gleich Castellamare ein kleines Neapel, nämlich lärmend und schmutzig. An dem breiten Quai, „Marina“ genannt, waren allerlei Schaubuden aufgestellt.

Eine derselben, ein „Universo“, suchte in heiterer Weise die Neugierde der Salernitaner anzuregen. Da war das Bild eines schwarzbärtigen Zwerges zu sehen und daneben der Kopf dieses Herrn auf einem blauen Teller. Auch eine Schlacht war da, wo Garibaldi den im Schnee watenden Rothemden auf einem Schimmel voransprengt. Eine Drehorgel sorgte für Ohrenschmaus, für den sich ein lebensgroßer Türke durch ein gräßliches Lächeln und unaufhörliches Kopfnicken dankbar zeigte. Trat man ein wenig zur Seite, so sah man, daß eine blasse Frau mit einem Kinde an der Brust hinter dem Türken saß und ihn taktmäßig durch Treten mit dem Fuß in Bewegung setzte. Aus den Zügen der Frau sprach Kummer und sein grausamer Bruder, der Hunger.

Indessen drängte sich das Volk nach der Lottobude, um dem Staate seine Ersparnisse anzuvertrauen. Ich fragte, wo eine Zeitung zu kaufen wäre, und man sagte mir, dergleichen sei in Salerno nicht zu finden — die Stadt hat eben nicht ganz 30,000 Einwohner. Dafür sang aber ein armseliger Alter zum unaussprechlichen Ergötzen der ihn dicht umdrängenden Menge eine Mordballade und verkaufte Amulette mit dem Bilde der Madonna, die reißend abgingen. Die Käufer der Amulette waren gut gekleidet, — ich begriff, warum man in Salerno keine Zeitungen feilhält.

Der Vergleich des Jetzt mit dem Einst wollte mich traurig stimmen, denn ich hatte die Seele voll Homer und Phidias. Da ward ich aber des uralten Humoristen ansichtig, der schon zu Hellas' Zeiten über diesen Gefilden so milde gelächelt. Ich blickte in sein Angesicht, und mein Kummer schwand dahin.

Heil dir, sanfter Mond, lachender Demokrit der Sternenwelt!

XLV.

Intime Freunde geworden, beschließen Spaziergänger und Leser, im Museum zu Neapel von ihren Wanderungen zu rasten, und versuchen es, sich im Hausrat der antiken Welt zu orientieren.

Neapel, Oktober 18 . .

Zwei Jahre sind es nun, geliebter Leser, daß wir Arm in Arm in Neapel spazieren gehn. Bald weilten wir inmitten der Kinder der lärmenden Golfstadt, bald zwischen den Toten Pompejis; die Zeiten vor und nach Christi Geburt, die toten und die lebendigen Kinder der Campania Felix, ein ewig klarer Himmel, eine entzückende See, ein rauchender Berg, blumige Gestade im Februar, jetzt im Theater zwischen Matrosen, dann in den Höhlen der Armut, jetzt in lustiger Schenke, dann am Grabe, im glänzenden Gedränge des Toledo und in der edlen Stille des hellenischen Tempels, auf luftiger Bergeshöhe und im blauen Grunde der See, im Verkehr mit Menschen, Engländern und Eseln, im Heute und im Gestern, in der Stadt und im Dorfe — es war ein Spaziergang durch zwei Jahrtausende, deren wechselnde Geschicke den Fuß des Berges umkreist, jenes erhabenen Altars, zu dem der Blick immer und immer zurückkehrt, auf ihm ein Dankopfer für so viele Schönheit niederzulegen und seinen Duft mit dem emporwallenden Gewölke nach oben schweben zu lassen.

Wir reisten als unbefangene Freunde des Schönen und des Interessanten und haben weder uns noch anderen das Leben mit gelehrten Notizen sauer gemacht. Wo es darauf ankam, da ließen wir freilich unsere klassische Bildung merken. Haben wir nicht dort ewigen Frieden gestiftet, wo seit Jahrzehnten ein gelehrtes Schlachtfeld gewesen war, „hie Stahr, hie Tacitus“? Haben wir nicht die Wahrheit, die köstliche Perle, vom Meeresgrunde geholt und elf Jahre Geschichte konstruiert aus — den Thränen und Seufzern eines ermordeten Schulmeisters?

Wir hätten Gelehrte sein können; wir zogen es vor, Menschen zu sein.

Ich denke, wir dürfen mit unseren Leistungen als Spaziergänger zufrieden sein. Es giebt ein großes Haus in Neapel, wo es sich gut ruhen läßt, und wo die Jahrhunderte, ja die Jahrtausende an dir, dem Sinnenden vorüberschreiten, ohne daß du ihren Spuren nachjagst, in ausgegrabenen Städten, zwischen bröckelnden Ruinen und stürzenden Gewölben. Im Museum von Neapel hast du ein wohlgeordnetes Herbarium der antiken Kunstflora der Campania Felix. Da hast du es bequem. Du kannst da ein Stündchen am Fuß des farnesischen Herkules sitzen, die Familienähnlichkeit zwischen Vespasian und Titus studieren und warten, bis die Venus Kallipyge das kokette Köpfchen wendet, um endlich einmal anderswohin zu blicken, als nach —

Kein Land der Welt hat ein solches Museum aufzuweisen. In keinem andern Kunstpalaste der großen Städte hat man das Gefühl, inmitten eines immensen Organismus zu sein, wie hier. Die Statuen und Bilder des Louvre, die Skulpturen des britischen Museums, die Marmorwerke der Münchener Glyptothek und die zahllosen Bilder der alten Pinakothek, die Bildersäle auf Trafalgar-Square und im Wiener Belvedere — sie sind alle Trödelmärkte, es fehlt ihnen das geistige Band, man wird nie ganz zu Hause in ihnen. Besser ergeht es einem in Amsterdam und im Haag, wo die holländische Malerschule einem kompakt entgegentritt, von den herrlich schreitenden Bürgern Rembrandts herab bis zum heimlich-seligen Zecher Ostades, vom lebensgroßen Stier Potters bis zu den jagdfrohen Hunden Wouvermans und den unschuldigen Lämmchen des Van der Velde. In Italien ist die Galerie in Venedig die harmonischste von allen in ihrem schönen geistigen Aufbau der Geschichte der ganzen Schule, angefangen von den kreuzbraven Bildern der Vivarini, Carpaccio und Bellini bis zum breiten Goldstrom der Palma, Tizian und Tintoretto. Aehnlich kannst du es in Antwerpen übersehen, wie der große Rubens die gelehrt thuenden Manieristen überwunden und wie er so der königliche Enkel der van Eyck und der Rogier van der Weyde geworden, die als fromme, ehrliche Bürgersleute das Haus

der flämischen Kunst gegründet hatten. So hatte ich mir seiner Zeit in Belgien meine Welt aufgebaut, der Schrein der heiligen Ursula im malerischen Brügge und die Kreuzabnahme im Dom zu Antwerpen waren ihre Pole. Die Kreuzabnahme, vor welcher die Gegenwart in Gestalt eines kolossalen „Schweizers“ auf und ab spaziert, mit einem großen Stock und einem goldenen Knopf daran.

Es wächst das Gras in den Straßen, die zu den Heiligenbildern des großen Rubens führen. Es drängt sich Handel und Geschäft in den Kanälen, in denen sich das Amsterdamer „Rijksmuseum“ spiegelt.

In Spanien bin ich noch nicht gewesen. Wenn es dort einmal so weit ist, daß nur alle Monat eine Revolution vorkommt, so will ich mir die Freude gönnen, die Murillo und Velazquez in Scharen um mich versammelt zu sehen.

Nun aber zurück nach Neapel. Ich sagte, das Museum der Golfstadt sei ein wunderbarer Organismus. Ich meine damit, daß sich seinem Besucher eine Welt aufbaut, eine Welt aus Großem und Kleinem, wie es einst in derselben Zeit, auf demselben Raume neben einander bestanden.

Dergleichen war nur durch die Verschüttung der Städte am Fuße des Vesuv denkbar. Diese Verschüttung ist das Werk einer archäologischen Vorsehung.

Wie später der preußische Fritz französisch dachte, sprach und schrieb, so ließ sich Rom, nachdem es die Welt erobert, von griechischer Anmut bezwingen. Des ewigen Mordens und Raubens müde, aß und trank es aus griechischen Gefäßen, schmückte Wand und Altar mit griechischer Kunst, ja es saß auf und schlief in griechischen Kunstwerken.

Diese römische, von hellenischer Sitte bezwungene Welt ist es, die sie in Pompeji und Herculanum ausgegraben und im Museum zu Neapel aufgestellt haben.

Von der Götterstatue bis zum Fingerhut, vom Schwerte bis zur Nadel, vom Kandelaber bis zum Nachtlämpchen, von der Reiterstatue bis zur Zange des Geburtshelfers, von der Badewanne bis zur Fischangel, vom eisernen Oefchen des Armen bis zur bronzenen Oekonomieküche, die der Reiche

sich aufs Land nachtragen ließ — die Fesseln der Gefangenen, die Lampe mit ihrem Docht, Hämmer, Axen, Messer, Scheren, Zangen, Kuchenformen, kleine und große Kessel, Haus-, Thür- und Kastenschlüssel — tausenderlei Dinge, zwanzigtausend Nummern, jeder Schrank eine Welt, ihre Seele die Kunst, ihr Gesetz der Geschmack!

Es ist das Privatleben eines verstorbenen Volkes, es sind die intimen Memoiren von Generationen, die wir dieser Bibliothek von Bronze, Eisen und Stein ablesen.

Dieser Kandelaber mit vier Lampen und dem kleinen Bacchus auf einem Panther gehörte dem reichen Diomedes, demselben, in dessen Knochenhand jener silberverzierte Hausschlüssel gefunden wurde. Hier ein Triclinium, auf dem frohe Zecher gelegen, dort der Sitz des Prokonsuls aus dem Theater zu Herculanum. Hier ein herrliches Weihwasserbecken aus dem Tempel der Isis zu Pompeji und daneben ein Dreifuß aus demselben Tempel, ein Wunderwerk aus Guirlanden, Ammonköpfen und Sphinxen.

Sie waren kunstsinnig, die Jesuiten der Isis, gerade so wie die Isispriester der Madonna, ihre Enkel, die Jesuiten im siebzehnten Jahrhundert.

Hier das große Kohlenbecken der öffentlichen Bäder, hier eine Reihe kleinerer, an denen man sich in den Häusern wärmte. Hier eine Welt antiker Lampen und Kandelaber, darunter eine Lampe, komponiert aus einem Amor, der auf einem Delphin reitet, der Delphin im Kampfe mit einem vielarmigen Polyp — ein Werk, so hinreißend anmutig, daß es auf jeder Weltausstellung den ersten Preis erhalten würde. Dort hält der trunkene Silen die Lampe empor, hier trinkt ein bronzenes Mäuschen das Oel, dort sitzt auf dem Lampendeckel ein seelenvergnügter kleiner Satyr, die Panspfeife im Händchen.

Ein anderer Schrank. Hier kannst du die antike Küche konstruieren; es riecht da ordentlich nach Gebratenem, nach Torten und glänzend braunen Kuchen. Sie gaben ihnen die Formen von Tieren, du siehst einen Hasen, ein Schweinchen, ein Huhn und einen Schinken aus Bronze zu diesem Zwecke.

Folgt eine Armee von Oefen, darunter einer aus Bronze, über dessen geschmackvolle Zeichnung ein Architekt in meiner Gegenwart rasend werden wollte.

Eine Welt von Wagen. Sie wogen ein jedes Ding mit seinesgleichen; Schweinchen aus Bronze, eherne Käse Rinderknochen, Fische, Hammel — du kannst den antiken Laden, wenn du Maler bist, bis zum Pünktchen auf dem Jota nach der Natur zeichnen.

Flüssigkeitsmaße, unter Vespasian auf dem Kapitol geaicht, eine Menge Bleigewichte mit Eme und Habbebis (kaufe, so wirst du haben), woraus selbst ein Ungelehrter schließen darf, es sei schon im Altertum ein gutes Nachtessen nur für Geld zu haben gewesen.

Wie es auf dem Arbeitstisch des Architekten ausgesehen, zeigt dir ein anderer Schrank mit Richtblei, Zirkeln, elfenbeinernen Maßstäben.

Charniere von Thüren, bronzene Ornamente von Thüren und Möbeln.

Herrliche Erzvasen in Unzahl, die Henkel allein eine Welt von Erfindung, Geschmack und Schönheit; auch hier hast du die Scala vom Tempel bis zur Hütte, vom Gefäß für das Opferblut bis zum gewöhnlichen Oelkrug.

Was soll ich noch nennen? Den Wasserhahn aus den Tiberiusbädern auf Capri*), oder die Kollektion zierlicher Schlüssel, aus denen man lernen kann, wie sauer den antiken Dieben ihr Handwerk gemacht wurde? Die Dingerchen sind so schlau, so verzwickt konstruiert, daß man aus ihnen auf einbruchsichere Kassen schließen darf. Warum nicht auch auf Actien und — Gründer?

Schabeisen und Oelgefäße, das Vademecum der Ringer, ein Kasten voll.

Da ist ein Schrank voll sonderbarer Dinge, mit denen der Chirurgus von Pompeji seine Mitbürger zu martern

*) Bis vor wenigen Monaten hörte man, wenn man den Hahn schüttelte, darin das seit 1800 Jahren eingeschlossene Seewasser rauschen. Seit kurzem ist dies nicht mehr der Fall, das Wasser ist endlich verdampft.

pflegte. Je länger ich die Dinge ansehe, desto leibhaftiger glaube ich den Alten mitten unter seinen Zangen, Scheren und Lanzetten sitzen zu sehen, wie Faust in seinem Pelzrock, wie er darauf lauert, daß ein bresthaftes Menschenkind seinem Thürklopfer nahe. Da sind gar die unheimlichen Dinger, mit denen er den Wassersüchtigen die geschwollenen Leiber abgezapft. Und da sind sie in natura, die „höllischen Latwerge“, Pillen, Balsam, all' „der Gift“, den der Bader von Pompeji „an Tausende gegeben“. Da sind auch allerlei specula, um damit das Innerste des Patienten zu erforschen...

Hinweg mit dir, Mitglied der Kaste der Mörder von Anbeginn. Im Schranke nebenan haben wir die geheime Werkstätte der Schönheit. Spiegel und Kämme, Juwelenkästchen, elfenbeinerne Zahnstocher, Alabastervasen für Wohlgerüche und —

O Verräter, von einem Berge! Alles durftest du der Kenntnis später Jahrhunderte aufbewahren, aber dieses kleine Kristallgefäß mit rouge sollte auf ewig vergraben bleiben. Mußten wir denn erfahren, daß schon damals blühende Wangen das Werk erfahrener Hände waren?

Mit diesen beinernen Marken gingt ihr ins Theater, ihr Männer und Frauen von Pompeji. Wer ein solches irdenes Täubchen vorzeigte, spazierte auf die oberste Galerie. Ein hübscher Zug volkstümlichen Humors, nicht wahr?

Nun zum Handwerkszeug der Gelehrten. Eine Menge beinerner Griffel, damit auf Wachsplatten zu schreiben, Tintenfässer, eine Rohr- und eine Metallfeder. Daneben musikalische Instrumente, ein vermoderter Dudelsack aus der Kaserne zu Pompeji, Flöten, Trompeten.

Würfel, darunter vier falsche, die man mit Blei laden konnte, um den Launen Fortunas ein Schnippchen zu schlagen. Gleich dabei die Taschenspieler-Apparate der Auguren, ihre Altärchen für die Eingeweide, die Instrumente, womit diese letzteren zergliedert wurden, Weihrauchkessel mit Kette und beinernen Löffeln.

Und Messer, Löffel, Kochtöpfe, Siebe! Ein Schrank voll. Die Löcher der Siebe bilden Arabesken von entzückender

Eleganz. Alles, was eine gute Hausfrau sich als köstlichen Besitz von Töpfen und Pfannen wünschen kann, giebt es hier in Hülle und Fülle, selbst ein Theekessel fehlt nicht, der einem russischen Samovar aufs Haar ähnlich sieht.

Ich könnte noch tausend merkwürdige Sächelchen anführen. Ich will es aber bei dem Gesagten bewenden lassen und nur noch bei zwei kleinen, kleinen Dingen stehen bleiben.

Das eine bedeutet eine wiedererstandene, das andere eine untergegangene Welt.

Das eine ist der Weihwedel, mit dem die Jesuiten der Isis das gläubige Volk besprengten. Er lebte wieder auf in den Händen der Isispriester der Madonna.

Das andere ist ein Ding aus Bronze; es ist aus einem schmalen Metallstreifen zusammengebogen und hat den Durchmesser eines Menschenhalses. Auf dem Streifen steht: Servus sum, tene quia fugio.

Sieht man lange auf das sonderbare Ding hin, so dehnt es sich und wächst und schwillt, bis es so groß wird, wie der Ring des Saturn, so groß, daß die Hälse der größeren Hälfte der antiken Menschheit darin Platz haben.

Es ist ein furchtbares, ein unerbittliches Ding, dieser kleine Ring. Es war das Halseisen eines Sklaven.

XLVI.

Eine praktisch-ästhetische Predigt im Museum zu Neapel, verbunden mit einer Rundschau im Gebiete griechischer und römischer Skulptur.

Neapel, Oktober 18 . .

Wenn ich an die vielen Tausende schöner Dinge denke, von denen ich noch erzählen soll, und dann wieder auf meine Notizen blicke, dann muß ich immer wieder an jenen weisen Spruch denken:

> Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
> Kann man getrost nach Hause tragen.

In unserem Museum marschieren sie nämlich, wie im Vatikan, kompagnienweise auf, die Götter und Heroen, die Kaiser und die Philosophen des Altertums. Wandmalereien, Mosaiken, Statuen aus Bronze, Marmor und Porphyr, immense Kolosse und kleine, zierliche Basreliefs, Idealstes und drolligste Karikatur — die menschliche Gestalt in allen Phasen, allen Leidenschaften, göttlich beseelt, tierisch erniedrigt, jetzt verherrlicht und dann verlacht, zwei Jahrtausende, denen die Kunst ihren Spiegel vorgehalten.

Die menschliche Gestalt — halt, das ist das geistige Band, an dem sich die unendliche Fülle dieser Erscheinungen aufreihen läßt. Die großen Kulturepochen suchten den armen, gebrechlichen Erdenbewohner der Gottheit zu nähern, sie raffinierten und destillierten an dem Werke Gottes so lange herum, bis das zustande kam, was unsere Aesthetiker ideale Gestalten nennen. Wie weit der Zeus von Otricoli von seinem Urahnen Adam absteht, und wie weit es von Eva bis zu unserer „lieben Frau von Milo" ist, das weiß ich nicht. Da wir aber als Gebildete neuester Façon dem ersten besten Orang-Utang die Gefühle kindlicher Verehrung entgegenzubringen haben, so sind wir sozusagen wissenschaftlich verpflichtet, uns die Kluft zwischen den ersten Eltern und den hellenischen Gottheiten als sehr weit und tief zu denken. Nach dem Untergange der schönen Griechenwelt entschwand der Menschheit das Bewußtsein der Gottähnlichkeit für mehr als tausend Jahre. Italien wurde endlich zum neuen Griechenland, zur jüngeren Lehrerin der Welt. Die Menschen begannen abermals ihre Geschichte in Tempeln, Statuen und Gemälden zu schreiben, und die schöne Beseelung durch die Kunst durchdringt abermals die Höhen und Tiefen, alle Sphären des Lebens. Selbst schöner geworden, beten die Generationen der Renaissance wieder zu schönen Göttern; Tizian schmückt dieser Zeit die Wohnungen, Cellini ciseliert ihr die Becher der Freude, Sansovino bestattet sie im Schatten seiner Marmorbilder.

Diese zwei idealen Zeitalter sind dahin. Wer sie schauen, wer sie genießen will, muß sie sich aus ihren Trümmern

konstruieren. Das Material dieser Rekonstruktion sind sämtliche Museen Europas, von Petersburg bis Madrid, von London bis Neapel.

Das klingt sonderbar, nicht wahr? Gerade als wenn jemand behaupten wollte, man müsse die Palmen in Afrika, die Ananas in Japan, die Theestaude in China gesehen und nebenher einige Monate am Nordpol gefroren haben, um die Schönheiten der Natur ganz zu erfassen. Ich höre Sie sagen, meine Damen, daß Ihnen ein blauäugiges Veilchen genüge, die Herrlichkeit des Frühlings zu ergründen. Es müsse daher, deduzieren Sie weiter, einzelne Kunstwerke geben, welche als höchste Blüten einer ganzen Entwicklung bei oftmaliger Betrachtung dem Beschauer das Wesen vollendeter Kunst zu enthüllen vermögen. „Was braucht es mehr als die Odyssee, Hamlet und Faust für den Kenner poetischer Schönheit, ist nicht ein Buch von den dreien mehr als genug? Man muß folgerichtig aus dem Kopf des Apollo vom Belvedere und aus den dunklen Augen der Sixtina in Dresden ihre beiden Epochen, die griechische und die Renaissance, erfassen können."

Einverstanden, aber unter Reserve. Ich habe in den Museen neben den Kunstwerken stets auch das Publikum studiert und stets gefunden, daß es alles und alles sehen und genießen will und dabei am Ende nichts sieht und nichts genießt. Wenn unsere Touristen dahin gebracht werden könnten, die Perlen der großen Sammlungen Zug um Zug, Linie um Linie, Falte um Falte in sich aufzunehmen, dann wären dem Kunstverständnisse unserer reisenden Gebildeten mit einem Male neue, unabsehbare Perspektiven eröffnet. Wer weit reist, käme mit einem oder zwei Dutzend unvergeßlicher Gestalten nach Hause, dem Geiste für ewig eingeprägt, holde Begleiterinnen auf dieser Erdenbahn. Wer sich nicht weit wagt, brächte es wenigstens dahin, sich einen Kompaß des Schönen anzuschaffen, um auf ihm den Ocean von Phrasen, genannt moderne Kunstlitteratur, gefahrlos zu durchschiffen. Dieser Kompaß kann in London und Paris, Neapel oder Rom, in Wien oder München geholt werden.

Dazu aber bedarf es eines mannhaften Widerstandes gegen die flüchtige Hast unserer Zeit, es bedarf einer liebevollen Versenkung ins Einzelne.

In Neapel zum Beispiel bietet das Museum wohl an die hunderttausend sehenswerte, interessante Objekte. Bringt es nun irgend welchen „redlichen Gewinn“, sie alle ein-, zwei-, dreimal abzulaufen? Und doch geschieht dies hier regelmäßig so gut wie in allen andern Museen, sonst wäre es nicht erklärlich, daß die Fremden ewig und immer um schweres Geld die schauderhaften Karikaturen kaufen, die als Kopien der Meisterwerke ausgeboten werden. Wer das überirdisch Feine in einem griechischen oder Rafaelschen Kopfe einmal erfaßt hat, kann sich nicht so plump um sein Geld betrügen lassen.

Exempla docent. Da haben sie in der Sammlung von Bronzen — die erste der Welt — ein griechisches, in Pompeji gefundenes Figürchen „Narciß“ genannt. Das Ding ist etwa einen Schuh hoch und ist so schön, daß es in der ganzen Welt nicht seinesgleichen hat, mir ist es lieber, als der Apoll im Vatican. Eine Jünglingsgestalt, frisch und leicht bewegt, wie ein Reh im herbstlichen Walde. Er schreitet auf dich zu und gewahrt dich nicht, denn plötzlich fesselt ein süßer Laut sein Ohr. Ist es die Stimme der geliebten Nymphe? Er stützt die Linke auf die Hüfte, senkt den göttlich schönen Kopf etwas zur Seite und streckt die Rechte leise aus. Setzen Sie sich vor dieses Wunderwerk hin und folgen Sie jeder Linie des jugendlichen Leibes, der so leicht schreitet, wie ein Gedanke; in jeder Linie horcht die Liebe, lauscht das Verlangen, zittert die Freude, zögert der Zweifel. Auch der ausgestreckte Zeigefinger der Rechten horcht und zögert, so wie an den tanzenden Bauern der Ostade und Teniers auch die Füße in den rohen Schuhen tanzen. Treten sie dann, die Seele von diesem süßen Geheimnis erfüllt, in die Butike am Eingang des Museums, wo der arme Narciß in Bronze und Terracotta ausgeschrotet wird.

Wenn Sie ihn dort kaufen, dann . . . müssen Sie sehr reich sein.

Gerade so ist es mit dem tanzenden Faun aus Pompeji und dem Silen, der in Pompeji auf einer Säule stand und als Korbträger diente, obwohl er stark angeheitert ist. Auch diese beiden kleinen Figuren haben ihre geheime Musik, die in den Kopien zertreten, verstümmelt, verwischt erscheint.

Da wären wir also mitten im Predigen in medias res geraten. In diesen drei Figürchen haben wir, genau genommen, alles, was griechische Kunst vermochte. In den drei Sälen der Bronzen giebt es noch eine Fülle schöner Dinge, große Kaiserstatuen, Nero zu Pferde, herrliche Büsten, darunter einen unbezahlbaren Senecakopf, einen trunkenen Faun und einen ruhenden Merkur, prachtvolle Gladiatorenwaffen — das Schönste und Lehrreichste bleibt aber der kleine Narciß mit seinen beiden Kollegen, dem tanzenden Faun und dem trunkenen Silen.

Treten wir aus dem Reiche der Bronze in das des Marmors, so ist es vor allem wieder eine Figur, deren Linien eine Welt bedeutungsvoller Schönheit umfassen. Ich spreche von der riesigen Gestalt, deren Haupt auf dich ernst herniederblickt, als sei es eine in den Wolken thronende Bergeshöhe, indes Muskeln und Sehnen wie ein majestätischer Strom von Nacken und Brust abwärts drängen, ich spreche vom farnesischen Herkules, dem Werke des Atheners Glykon, der ehemaligen Zierde der Thermen Caracallas. Wie ein gefangener König scheint er, nachdenklich auf sein Siegeszeichen, die Löwenhaut, gestützt, in seinem Saale zu trauern, und fühlt sich doppelt einsam, wenn er im Gefühle seiner Götterstärke auf die gaffenden Vertreter der jetzigen Generation herabblickt.

Ich kenne keine antike Statue, deren Linien, wenn über das Standbild hinaus verlängert, sich so harmonisch zu einem Oval schließen würden. Dies mag einer der Gründe sein, warum das Riesenbild, anstatt Furcht, das Gefühl wohlthätiger Harmonie erweckt.

Neapel besitzt den schönsten Heros der Welt. Nur der Torso des Vatikans, könnte er Kopf und Beine wiederfinden, vermöchte ihm den Rang streitig zu machen. Der

farnesische Herkules und **Buonarottis** Moses sind die beiden most tremendous fellows der ganzen Welt.

Wie steht es nun mit weiblicher Schönheit?

In diesem Punkte kann sich Neapel, die Wahrheit zu sagen, mit anderen großen Museen nicht messen, obwohl es einen ganzen Saal von Venussen hat. Für die Kallipyge habe ich mich nie recht erwärmen können. Sie hat zwar vollkommen Recht, wenn sie das an sich bewundert, was nur eine griechische Statue coram populo an sich bewundern durfte, man kann sich kaum ein schöneres — Sitzfleisch denken. Aber der neue zierliche Puppenkopf — der alte ist verloren — will mir nicht zusagen. Mit der Medicäerin, mit der göttlichen Frau auf dem Kapitol und der Milo kann sich diese rückwärts blickende Kokette nicht messen. Nero war es, der sich in seinem goldenen Hause zu Rom an ihrem Anblick zu weiden pflegte.

Und nun im Fluge durch den Wald von Statuen, Büsten, Vasen und Reliefs. Was die Marmorsammlung Neapels von allen anderen unterscheidet, das ist die unschätzbare Gruppe der Familie **Balbus** aus dem Theater zu Herculanum, wo man die braven Leute wegen ihrer Verdienste um die Vesuvstadt aufgestellt hatte. Die kreuzbrave und dabei so noble Konsulfigur des Alten, daneben seine Hausehre, das Tüchtigste und Liebenswürdigste, was man von Matronentypus sehen kann, und die keineswegs schönen, aber sympathischen Töchter*), es ist ein wahrer Staat, wie man in Norddeutschland sagt. Ich kenne nichts Sympathischeres im ganzen Altertum, als diese Gruppe ehrlicher Leute, die man sich so trefflich vorstellen kann, wie würdig sie in publico ausgesehen, und wie gern sie einander in ihren vier Wänden gehabt. Si volevano bene, würde einer ihrer heutigen Enkel sagen. Und dann gar Balbus Vater und Sohn zu Pferde, wie der Komtur im Don Giovanni, römisch-stolz und doch wieder kreuzbrav — es ist nicht wahr,

*) Eine davon, die in der Mitte der Reihe, von bezaubernd anmutiger, natürlicher Haltung, wohl die schönste Gewandfigur dieser Art.

daß es bei den alten Römern kein Familienleben gegeben hat, oder diese Gruppe wäre nicht möglich gewesen mit ihrer wohlthuenden Wärme stiller Tüchtigkeit.

Und nun ließe sich noch ein Band vollschreiben von den marmornen Herrlichkeiten des ehemaligen Museo Borbonico. Hier haben wir die Geschichte der römischen Kaiser in Marmor, wovon ich schon bei Gelegenheit des Haifisch-Papyrus in geistreicher Weise geredet habe. Da ist unter anderen auch der grimmige Caracalla, aus dessen Thermen die Farnese ihren Herkules, die königliche Flora und so manches andere geholt, alles in diesem Museum versammelt. Der blutige Feigling Tiberius, der fettgefressene Vitellius, Agrippina, die edle Gattin des Germanicus — vielleicht die schönste aller sitzenden Figuren — der sanfte Marc Aurel, eine Statue des Caligula, an der einst die Schiffer von Garigliano ihre Boote festzumachen pflegten, kolossale Büsten von Vespasian und Titus*), Vater und Sohn einander gegenüber, Cäsar, Cicero, Pompejus, Brutus — es ist ein endloser Wechsel von Gegensätzen, von geschichtlichen Ausrufungszeichen. Hast du dich an den positiven Römern satt gesehen, so wende dich zu den Griechen, die das Porträt anders auffassen, es als Idealisten nur durch ein oder zwei bestimmte Züge dem allgemeinen Ideal entrücken. Da findest du Sokrates mit seiner böhmischen Nase, den blinden Homer, Plato, Euripides, Archimedes, Solon, Lycurg, so daß du am Ende nicht umhin kannst, die Stunde zu segnen, wo dich dein Vater im Gymnasium einschreiben ließ, so trefflich kommt dir hier dein bischen Gelehrsamkeit zu statten.

Mit einem Worte: du siehst hier, was Griechen und Römer gewesen, hart neben dem, was sie nach der Ansicht ihrer Künstler hätten sein sollen. Denn der Künstler ist gleich dem Geschichtsschreiber ein rückwärtsschauender Prophet; er zeigt uns, daß wir an Leib und Seele göttlich schön sein könnten, gäbe es keine Leidenschaften, keine Krankheit, keinen

---

*) Die Titusbüste ist eine der letzten Erwerbungen des Museums. Ihr zu Liebe wurde Vespasian in schlechtes Licht gestellt.

Tod. Im Porträt zeigt er uns der Nachwelt, wie wir gewesen. In der idealen Gestalt lehrt er uns und unsere Enkel, wie weit wir hinter dem Ziele der Vollkommenheit zurückgeblieben.

Was sollen wir Spätgeborene nun anstreben: Affe oder Gottheit?

XLVII.

Noch immer im Museum. Die Marmorreliefs. Das geheime Kabinett und seine Geschichte, von den Bourbonen bis auf Garibaldi. Ein Blick auf griechische Wandmalereien und Mosaiken.

Unter den Marmorwerken unseres Museums verdienen auch die Reliefs eine besondere Beachtung. Es befinden sich griechische Arbeiten unter ihnen, teilweise das Schönste, was aus dem Altertum auf uns gekommen. Da ist z. B. der sogenannte Salpionkrater aus Gaëta, eine Arbeit des Atheners Salpion. Diese Vase, einst wert, daß die Götter daraus Nektar schöpften, zeigt jetzt ein Halbdutzend verstümmelter Figuren mit tiefen Einschnitten, dadurch entstanden, daß die Schiffer von Gaëta jahrhundertelang ihre Boote daran festbanden. Aus dem harten Dienste der Seeleute kam das Werk des Atheners in die Domkirche von Gaëta, wo es lange Zeit als Taufbecken diente. Dies der Roman einer bacchischen Vase, deren Figuren die Erziehung des jungen Gottes der Lust darstellen, darunter einige Bacchanten von hinreißender Empfindung. In dieses Gebiet, das bacchische, gehören fast alle schönen Reliefs dieser Sammlung; man sieht hier einen Besuch Bacchus' bei einem Liebespaar, eine Weinlese, wo Silen als Aufseher und Satyre als Arbeiter fungieren und einen Zug des trunkenen Silen aus Pompeji, nicht ängstlich elegant, aber kühn gemeißelt, so drollig lebenswahr, daß man an Rubens und Jordaens erinnert wird, die dergleichen ganz so in Farben behandelten. Wie der Esel unter der Last des Falstaffs der antiken Götter zusammen-

bricht, und wie Sir John weinselig herabsinkt, dazu die Blicke und Geberden seiner Begleiter — es ist das Leben selbst, es ist ein Stück bacchischen, jubelnden Marmors.

Inmitten dieser tollen Scenen findest du den Schmerz in einer Weise idealisiert, wie sie nur der griechischen, von Phidias beseelten Bildnerei zu Gebote stand. Orpheus, Euridice und Merkur stehen auf einer schmalen Tafel neben einander; der göttliche Sänger soll auf ewig von der geliebten Gefährtin scheiden. Die Drei verraten durch keine heftige Bewegung, was in ihnen vorgeht. Es liegt aber ein Hauch edlen Schmerzes über der Gruppe, wie über einem Dialog in der „Antigone" des Sophokles. Darf man sich nach diesem Relief die griechischen Schauspieler vorstellen? Ich glaube ja; ich glaube, daß sie sich strenger als alle späteren Nationen an die goldenen Regeln im „Hamlet" gehalten haben. Ich meine, daß man an diesem Relief mehr als irgendwo die edle Mäßigung der alten Kunst studieren kann.

Die bacchische Lust ist nicht die einzige, deren Darstellung die antiken Bildner und Maler beschäftigte. Das „nil humani mihi alienum puto" der antiken Kunst darf in unseren züchtigen Tagen freilich auf kein Verständnis, auf keine Gnade hoffen. Unser öffentliches Leben ist prüde; an die Stelle griechischer Nacktheit ist der heimlich gelesene Pariser Ehebruchsroman getreten. Der Grieche scheute das Nackte nicht, in der Hand seiner Künstler hat es nichts von dem lüsternen Beigeschmack unserer Zote, der wir in mehr oder minder eleganter Form in unseren Konversationen, in Theatern und Büchern begegnen. Betritt man daher die „raccolta pornografica" unseres Museums, so ist der schlüpfrige Inhalt der Darstellungen dieses geheimen Kabinetts das Letzte, woran man denkt. Damen dürfen das Kabinett nicht betreten; Herren aber rate ich entschieden zum Besuch desselben. Sie werden sich in diesem Kämmerlein überzeugen, daß die griechische Kunst auch auf diesem Gebiete ruhig, vornehm, göttlich natürlich ist. Ich habe da vor allem den ehernen Dreifuß mit den abwehrenden Jünglingen im Auge,

eines der größten Meisterwerke des Altertums. Auch der Humor spielt auf diesem Gebiete seine Rolle, man sieht da wahrhaft aristophanische Schöpfungen, z. B. den alten Wüstling aus Bronze.

Das geheime Kabinett hat eine lehrreiche Geschichte. Es war im Jahre 1819, als Franz I., Herzog von Calabrien, bei einem Besuche des Museums äußerte, daß es gut wäre, alle „obscönen" Gegenstände, seien sie welchen Stoffes immer, in einem besonderen Zimmer einzuschließen, und nur Personen von reifem Alter und erprobter Moralität zu dieser Abteilung den Zutritt zu gestatten. Dem Wunsche des frommen Herrn wurde willfahrt, 122 Gegenstände wurden in einem besondern Zimmer eingeschlossen und der Zutritt zu demselben nur solchen Personen gestattet, die sich mit einer speziellen Erlaubnis Sr. Majestät des Königs ausweisen konnten. Das dauerte bis 1849. Die Reaktion dieses Jahres brachte noch strengere Maßregeln auf diesem Gebiete. Es wurde befohlen, die Thüren des geheimen Kabinetts zu verrammeln und darin alle Venusse und anderen nackten Figuren des Museums unterzubringen. Im Jahre 1852 ließ der Direktor des Museums alle ihm anstößigen Gegenstände in ein dunkles Gemach versetzen und dessen Thür vermauern, mit dem Befehle, jede äußere Spur der Existenz der verpönten Sammlung sorgfältig zu beseitigen. Das Jahr 1856 brachte einen neuen Ukas, vermöge dessen über dreißig Oelgemälde, darunter die Danaë Tizians, und zweiundzwanzig Marmorstatuen in einen dunklen Raum wandern mußten, der mit dreifachem Schloß versperrt wurde; man ging so weit, einige Statuen zu zerstören. Der 11. September gab den gefangenen Kunstwerken die Freiheit zurück; der Diktator Garibaldi befahl, daß alle jene Gegenstände der Sammlung zurückgegeben würden, deren Obscönität nur in dem Gehirn der Zeloten existiert hatte. Alle wirklich anstößigen Objekte wurden in einem kleinen Salon vereinigt, zu welchem heute jedem erwachsenen Mitgliede des stärkeren Geschlechts der Zutritt frei steht.

Sie waren groß im Vermauern, die Bourbonen. Kurz

vor ihrem Sturze machten sie noch den Versuch, alle Errungenschaften des modernen Geistes in eine dunkle Kammer zu sperren, wie sie es mit den Venussen ihres Museums gethan hatten. In ihrem philosophischen Katechismus*) lieferten sie, bevor Pius IX. den päpstlichen publiziert, einen monarchischen Syllabus, eine Dunkelkammer, ein geistiges Burgverließ, in welchem jede Idee von Freiheit, Völkerrecht, Vaterland und Menschenwürde verschmachten und verfaulen sollte. Der Unterthan der Bourbonen sollte die „Liberalen“ an ihren Bärten erkennen und ihnen schon von weitem aus dem Wege gehen; er sollte in der modernen Philosophie, in der Gleichheit und den Rechten der Menschen nichts als aberwitzige Lügen sehen. Auf der Seite der Fürsten das göttliche Recht, absolut zu herrschen, ja selbst eine beschworene Konstitution zu brechen, auf der Seite des Volkes nichts als Unterwerfung und Schweigen. Es begreift sich, daß ihre Regierungsweisheit die Bourbonen daran hinderte, die Ausgrabungen in Pompeji mit Energie betreiben zu lassen. Eigentlich ist es zu verwundern, daß sie die wiedererstandene Stadt nicht wieder verschütten ließen, das wäre eigentlich bourbonische „Philosophie“ gewesen. Was braucht die Welt zu wissen, wie die alten Wandmalereien ausgesehen?

Wir danken es der Inkonsequenz der Bourbonen, daß diese neue Welt in den Ruinen von Pompeji entdeckt wurde.

Jawohl, eine neue Welt. Die Musik der alten Griechen ist auf ewig verloren, wenn es nicht etwa eines Tages gelingen sollte, am Fuße des Vesuv eine Abhandlung über den altgriechischen Kontrapunkt aufzufinden. Bis dahin wird es bei den gelehrten Hypothesen bleiben müssen.

---

*) Catechismo filosofico, indirizzato ai principi, ai vescovi, ai magistrati, agli ammaestratori della gioventù e a tutti gli uomini di buano volontà. — Die Originalausgabe des Meisterwerkes des Sorrentiner Erzbischofs Apuzzo, Unterrichtsministers Ferdinands und Erziehers des Kronprinzen, ist vergriffen. Mein Freund D. Gaetano Casola in Sorrent hat davon eine neue Auflage veranstaltet, damit das Monument bourbonischer Regierungsweisheit nicht verloren gehe. Das Büchlein heißt „Il celeberrimo catechismo filosofico da Re Ferdinando II. . . . Napoli, Stamperia S. de Marco, 1861. 8°.

Auch die antike Malerei war eine verlorene Welt, bis die Schätze Pompejis alles das erzählten, was Gelehrte und Laien so gerne über Historien-, Genre-, Porträt- und Dekorationsmalerei der Alten gewußt hätten. Jetzt ist dergleichen kein Geheimnis mehr. Von der Göttergestalt herab bis zur geistreichen Spielerei mit Tiergestalten und Blumen, von meisterhaft durchgebildeter Arbeit bis zur Skizze, hingeworfen in wenigen Minuten übermütiger Laune, von der mythologischen Scene bis zur Gruppe im Verkaufsladen — alles heiter, nobel, gesund, urkräftiger Ausdruck eines künstlerisch beseelten Lebens, das auf Schritt und Tritt von Idealgestalten umgeben sein wollte!

Mit dem Hausrat der Alten ist diese Abteilung unseres Museums die wertvollste. Die antike Malerei kann auf ihrer Höhe und in ihrem Umfange nur hier studiert werden.

Ich verweile abermals nur bei Perlen, deren Erinnerung mich nie verlassen wird, und die ich auch meinen Lesern als Begleiter durchs Leben wünsche. Das schönste aller pompejanischen Wandbilder scheint mir die Gruppe von Chiron und Achilles. Der alte Centaur lehrt den göttlichen Jüngling die Lyra spielen. In Haltung und Antlitz des letzteren ist so viel hinreißende Noblesse, so viel unbewußte Größe, daß man an der Behauptung der Gelehrten, an diesen Wandmalereien hätten nur handwerksmäßige Kopisten gearbeitet, ein für alle Mal irre werden muß. Wenn die Handwerker damals Wunderwerke dieser Art schufen, was lieferten dann die Meister?

Blicken Sie auf diese Medea, die das Schwert in den krampfhaft zitternden Händen hält, das Schwert, das die geliebten Kinder durchbohren soll. Welche Welt von tödlichem Haß und bitterstem Herzeleid in diesem dunklen Augenpaar! Und wie geschlossen und ruhig ist diese Figur — hier herrscht dieselbe weise Mäßigung, wie in dem Relief von Orpheus' Abschied.

Wer Zeit hat, der halte sich vor allem an diese Malereien. Scenen aus Komödien, Landschaften, köstliche Karikaturen, eine unendliche Fülle von Erfindung in jedem Gebiete, be-

sonders in dem der Arabeske, überall die einfachste und geistreichste Technik, man kann nirgends mehr genießen, mehr lernen.

Auch mit kleinen farbigen Steinen wußten die Alten so zu malen, daß alle die vor Bewunderung außer sich geraten, die mit den Schwierigkeiten des Mosaiks vertraut sind. Unser Museum ist auch hier das erste der Welt. Ich gestehe zwar, daß die berühmte „Alexanderschlacht“ unter meiner Erwartung geblieben ist; das griechische Original scheint mir hier in nur untergeordneter Weise reproduziert zu sein. Ich will aber von jenen Werken sprechen, bei deren Betrachtung man nie an eine Kopie denkt, gerade so wie die Kupferstiche der Rubensschule die Frische und den Schwung von Originalen haben.

Man betrachte den Bacchusknaben, der auf einem Panther reitet, die bacchische Guirlande aus Früchten und Masken und die zwei herrlichen komischen Scenen des Griechen Dioskorides aus Samos, besonders die, wo der Alte das Tamburin schlägt und den Kopf horchend neigt. Teniers d. J. hätte sich beim Anblicke dieses schelmischen Alten für überwunden erklärt. Man findet hier ein ans Fabelhafte grenzendes Lebensgefühl in der Behandlung der Farbenstifte, z. B. an dem Bein des reitenden Bacchus. Dabei ist eine Harmonie und Tiefe der Farben erreicht wie in den besten Gemälden.

Und nun scheiden wir von den alten Griechen und betreten den Tempel der neuen Maler, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert das Lob reiner Schönheit verkünden.

XLVIII.

Spaziergang durch die Gemäldegalerie des Museums. Ideenaustausch mit den großen Malern des 16. und 17. Jahrhunderts.

Neapel, Oktober 18 . .

Sie haben auch eine Gemäldegalerie im Museum. Bilder aus dem sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahr=

hundert. Die Sammlung ist durchaus zusammengewürfelten Charakters, keine von denen, die Schulen und Meister in ihrer Vollständigkeit darstellen. Man würde es vergebens versuchen, sich in Neapel über Rubens oder Rafael, Rembrandt oder Velazquez einen übersichtlichen Begriff zu bilden. Es giebt überhaupt nur eine kunstgeschichtlich umfassende Galerie in Italien, die der Uffizien in Florenz.

Doch besitzt die Galerie unseres Museums einige sehr interessante Gemälde, und bei diesen wollen wir einige Augenblicke verweilen.

Beginnen wir bei dem göttlichen Rafael, dessen Gemälde — oder vielmehr die Bilder, die man ihm zuschreibt — neuestens in einem großen, durch Oberlicht erhellten Saale aufgestellt worden sind. Wir wollen da gleich kurzweg mit der Bemerkung herausrücken, daß nach unserer Ansicht Neapel kein einziges Bild von der Hand des Urbinaten besitzt. Doch sind einige Gemälde da, die zu dem Meister in interessanter geistiger Beziehung stehen. Es sei vor allem das Porträt Leo X. erwähnt. Alle Welt kennt das etwas trübgelbe Original im Palazzo Pitti in Florenz, eines der kuriosesten Porträtbilder der Welt, wo der Papst mit dem großen, häßlichen aber interessanten Kopf beim Tische sitzt und die Kardinäle Luigi de' Rossi und Giulio der Mediciäer hinter ihm stehen. Es ist Mode, alles was von Rafael herrührt, ohne weiteres in den siebenten Himmel zu erheben. Ich wage nun die Aeußerung, daß dieses Porträt einer der Beweise ist, daß Rafael sich beim Porträtmalen redlich geplagt hat, und daß man seinen Bildnissen diese Plage recht deutlich anmerkt. Leo X. und die beiden porporati haben etwas Starres, Steinernes; den dargestellten Figuren fehlt die großartige Freiheit vollendeter Natürlichkeit, neben Tizian haben sie nicht nur in der Malerei sondern auch in der Auffassung etwas Beinernes. Dieser Unterschied der beiden großen Maler erklärt sich aus ihrem verschiedenen Streben. Rafael hatte das Ideal der Antike im Kopf und schnitt darnach zu, was er sah; Tizian wich nie einen Schritt von der Natur und entwickelte sein Ideal aus ihr, aus der einzelnen Erscheinung heraus.

Darum steht Rafael vor und Tizian hinter seinem Bilde; bei jenem entzückt dich mehr die Darstellung, bei diesem das Dargestellte.

Dieser Unterschied wurde für die Bildnisse der beiden Heroen der Renaissance maßgebend. Er war es schon für die Zeitgenossen. Alle Welt wollte von Rafael Madonnen haben, weil er in ihnen den Himmel auf die Erde versetzte; alle Welt wollte von Tizian gemalt sein, weil er im Bildnis die Erde zum Himmel erhob.

Unser Bildnis des zehnten Leo gilt allgemein, und wohl mit Recht, für eine Kopie von der Hand Andrea del Sarto. Wer das Florentiner Original gut im Kopfe hat, wird vor dem Bilde in Neapel überrascht sein von der blühenden Frische, der Glut und dem Flusse der Farben. Die Uebersetzung ist feuriger als das Original, das Bild ist wohl die schönste Kopie der Welt. Der Katalog des Museums schreibt sie Rafael selbst zu.

Was in unserem Museum sonst Rafael heißt — der offizielle Katalog ist mit dem Namen sehr freigebig — hat nichts von der magnetischen Anziehungskraft der echten Bilder, wie z. B. in Florenz. Die „Madonna del divino amore“ ist ein schönes Bild, rührt aber wohl nur der Komposition nach von dem Meister selbst her. Die „Madonna del gatto“ ist ein Werk seines Lieblingsschülers Pippi, eine freie Wiederholung der „Perle“ in Madrid. Einige schöne, dem Meister zugeschriebene Bildnisse, wie das des Ritters Tibaldeo und des Kardinals Passerini haben trotz aller schönen Durchbildung nichts Überzeugendes. Sie müssen nicht von Rafael sein.

Es mag praktisch nützlich sein, wenn wir sofort in dem „großen Saal der verschiedenen Schulen“ Umschau halten; die Einrichtung desselben ist neuesten Datums, und durch seine Beschreibung erwerben wir unsern kleinen „Spaziergängen“ das Verdienst eines zeitgemäßen Führers.

Neben den sogenannten Rafaels erblicken wir einen Giovanni Bellini, eine Transfiguration. Man kann sich nichts Bürgerlicheres denken, nichts Beschränkteres in Form und Linie, als diese Transfiguration, wenn man an das

Bild im Vatikan denkt, das unvollendet zu den Häupten des toten Urbinaten stand. Und doch, welche frühlingsselige Fülle des Lichtes, welch' schöner Aufbau, welche Beseelung der Landschaft! Unter den vielen Tausenden von Bildern, die ich gesehen, ist es eines der tagesklarsten und spiegelt in der hellen Freudigkeit seiner Beleuchtung eine schöne, fromme, hoffnungsvolle Seele in liebenswürdigster Weise ab. Das Bild ist übrigens, im Gegensatze zu so vielen mißhandelten dieser Galerie, vorzüglich erhalten und mit dem Namen des Meisters bezeichnet.

Von Marcello Venusti sieht man hier eine höchst ausgezeichnete Copie des jüngsten Gerichtes von Michelangelo, von der liebevollsten Durchbildung. Wer sich in der Capella Sixtina vergebens bemüht hat, von dem verräucherten Originale einen malerischen Eindruck zu gewinnen, der wird dem braven Venusti für seine unendliche Pietät dankbar sein. Auch fällt ins Gewicht, daß die Heiligen und Verdammten auf dieser Copie noch keine Hosen tragen, mit welchen die Figuren des Originals, wie bekannt, später bekleidet wurden.

Perugino ist in diesem großen Saale durch eine kleine süße Madonna vertreten. Der ältere Palma, Tizians Mitschüler beim ehrlichen alten Bellini, zeigt uns, wie so oft, die Madonna und ihr Kindlein in Gesellschaft von Heiligen, und seitwärts, ein Chor stiller Andacht, die Stifter des Bildes. Diese Art frommer Märchen gehört zu den lieblichsten Verlassenschaften mittelalterlicher Kunst; sie zeigt uns die Götter, die Heroen und die Beter jener Tage in traulichem Vereine, es schwebt der Engel süßen Friedens über solchen Darstellungen. Ich, ein Freidenker, sage Euch: Wendet Euch nicht ab von diesen Gedichten süßer Andacht. Fragt nicht, ob es Götter giebt, sondern betrachtet Eure Kinder, wenn sie ihr Abendgebet sprechen. Die Menschheit war damals Kind und betete — sie war vielleicht glücklicher als wir inmitten unserer Wissenschaft.

Die „Santa Conversazione" unseres Museums war einst eine der schönsten, die Palma je gemalt. Jetzt ist sie größtenteils durch Putzen verdorben, eine schöne Ruine.

Von Domenichino zeigt uns der große Saal einen Schutzengel mit einem Kinde, das er vor Gefahr bewahrt. Domenichino ist mir eines der Rätsel der Kunstgeschichte. Sein Schutzengel ist akademisch langweilig — in Ausdruck, Form und Farbe — wie seine meisten Dinge. Er ist kirchlich so langweilig, wie es seine Diana mit Nymphen bei Borghese in Rom weltlich ist. Und doch hat der Mann die Kommunion des heiligen Hieronymus im Vatikan gemalt, ein ergreifendes Seelengemälde. Fragt mich nur nicht wie . . .

Von Claude Lorrain haben sie hier eine große ideale Landschaft, das Nobelste, so man sich im Aufbau des Terrains und im Spiel der Linien denken kann. Der Duft der Lüfte und der Fernen ist weg „restauriert". Wer Claude verstehen will, bleibe im Palazzo Doria in Rom.

Dort beweint eine Magdalena von Tizian die Sünden ihrer schönen Jugend. Obwohl sonst voll Interesse für schöne Sünderinnen, kann ich mich mit dieser nicht befreunden, so schön sie auch gemalt ist. Das Schönste an dem Bilde sind ihre schönen, schmerzlich andächtigen Augen und die Landschaft im Hintergrund. Ich meine — mit Respekt zu vermelden — daß Tizian hier zu viel am Modell gehangen.

Da ist der noble, der schwungvolle Guido. Ich meine, daß man ihn in Büchern und Guides allzu kurz abthut; er ist einer der größten Künstler aller Zeiten. Wer wollte die „Aurora" im Kasino Rospigliosi in Rom im hinreißenden Schwung der Linien, in der morgenfrischen Anmut der Handlung übertreffen? Hier sehen wir den Wettlauf der Atalante, die sich um die goldenen Aepfel bückt. Der Hintergrund ist schwarz geworden, so daß sich die Körper der beiden Gestalten von ihm zu scharf abscheiden. Wer hat aber jugendliche Gestalten je anmutiger, je momentaner aufgefaßt?

Dort herrscht wildes Schlachtgetümmel; Reiter sprengen gegen eine starre Mauer von Fußknechten an, das kracht und blitzt, das stürmt und drängt, und rings umher eine herrlich aufgebaute Landschaft. Das ist Salvator Rosa, der Neapolitaner. Ueber den Mann hätte ich viel zu sagen, denn auch ihn halte ich für einen der ersten unter den Treff=

lichen des siebzehnten Jahrhunderts. In meinem nächsten Bande will ich ein Langes und Breites über die schönste seiner Landschaften, bei Doria in Rom, schreiben. Dann soll die Welt erfahren, was — sie aus Bädeker nicht lernen kann.

Der große Saal enthält auch einen Silen von Spagnoletto, aus dem Jahre 1626, gemein aufgefaßt, aber prachtvoll modelliert und gemalt. Neben den zahmen Bildern der Caracci erscheint dergleichen wie eine derbe Figur aus dem Leben neben den Geschöpfen des Salons. Spagnoletto ist immer neu, immer er selbst, wie Caravaggio, vor dem ich einen immensen Respekt habe, seit ich seine Judith bei Corsini in Florenz gesehen habe. Die Heldin und ihre Magd sind auf dem Rückwege nach der belagerten Stadt. Die Herrin hört ein Geräusch, horcht und faßt die Dienerin bei der Schulter. Sie erschrickt und horcht, wie eine Heldin erschrickt und horcht, das Ganze ist scharf und bestimmt wie aus Marmor gebildet, wahrhaft groß und ergreifend. Ich ziehe diese von Macbethschen Schauern durchwehte Scene der von Goethe gefeierten Judith des Allori im Pitti vor; letztere scheint mir neben der des Caravaggio etwas akademisch, etwas parademäßig. Sie sehen schon, daß ich mein Urteil „auf nichts gestellt" habe. Ich bin kein zünftiger Kritiker und lobe, was mir gefällt. Wenn man sich zwanzig Jahre zwischen Kunstsachen umhertreibt, so nimmt man leicht derartige Gewohnheiten an.

Mit dem großen Saal wären wir fertig.

Drei Namen sind es noch, denen wir den Tribut der Bewunderung zu zollen haben: Correggio, Tizian, Canaletto.

Wer die Jo in Wien und die Vermählung der heiligen Katharina im Louvre gesehen, wird vor der „Zingarella" unseres Museums in einer andern, einer neuen Weise fühlen, was der Name „Correggio" bedeutet. Er wird lernen, daß Correggio mehr als irgend einer sich auf das Sonnenlicht des Lächelns, die zarte Wärme süßer Mütterlichkeit verstanden habe. Mutter und Kind ruhen hier im Schatten eines kühlen Haines. Das Kind schlummert, die Mutter drückt es liebend an sich. Das ist bald gesagt und kann

auf tausenderlei Art dargestellt werden; daß es aber hier göttlich lieblich dargestellt ist, erklärt den Weltruhm dieses Bildchens von wenigen Quadratzoll Flächeninhalt. Das Lächeln entsteht bei Allegri nicht durch eine Bewegung der Züge, es verbreitet sich über ihnen wie der Duft eines sommerlichen Abends, weich, gehaucht, zauberisch, geträumt.

Seine Jo im Belvedere zu Wien ist göttlich keusch, seine Danaë bei Borghese ist ein wenig kokett, so daß man an die modernen Franzosen denkt. Diese „kleine Zigeunerin" aber ist süß, mütterlich, nichts anderes. Ich wollte, ich hätte Worte, sie zu beschreiben; ich fühle aber, daß sie ein köstliches Juwel ist, wert, daß man zu ihr wallfahre.

Sie haben hier auch eine winzig kleine „Vermählung der heiligen Katharina" von ihm; ich kann mich nicht dafür erwärmen, sie ist eine kleine, reizende Skizze, aber mit dem Pariser Bilde nicht zu vergleichen. Die Skizze einer Pietà, der tote Christus von den heiligen Frauen beweint, halte ich eher für eine von Rubens angelegte Tafel; das Gouache, Madonna mit dem Kinde, ist von entzückender Innigkeit, ich getraue mir aber nicht zu unterscheiden, ob es von dem Meister der Kuppel zu Parma sei oder nicht.

Nun zu Tizian, den wir ohne Umstände als unsern geschworenen Liebling erklären. Man zeigt hier drei Werke von ihm: Danaë, die den in einen Goldregen verwandelten Gott empfängt, und die Bildnisse des Papstes Paul III. und Philipp II. von Spanien, da er noch Infant war.

Dem Kenner von Tizians Biographie bedeuten diese drei Bilder drei Höhepunkte im Leben des Meisters. Die Danaë läßt sich nach meiner unmaßgeblichen Ansicht mit der in Wien und mit der „Venus" der Tribuna in Florenz nicht vergleichen. Die Schuld liegt wohl weniger am Meister selbst, als an der Behandlung, die sein Werk erlitten, namentlich im Burgverließ der keuschen Bourbonen, von dem ich oben Meldung gethan. Das Bild präsentiert sich jetzt frisch lackiert und nach italienischer Manier neu patiniert, so daß man sich nicht mehr vorstellen kann, wie das Meisterwerk

auf der Staffelei ausgesehen. Immerhin mag man sich vor dieser Ruine daran erinnern, daß Michelangelo bewundernd davor gestanden, und daß das Liebchen des Zeus eine Gefangene der Bourbonen gewesen.

Paul III. von Tizian ist das berühmteste aller Papstbildnisse, wenigstens dasjenige, über welches die meisten Anekdoten im Schwange sind. Es heißt, viele hätten vor dem Bildnisse ihre Knie gebeugt, in der Meinung, der gefürchtete Farnese sei in Person gegenwärtig. Der Paul III. unseres Museums ist gewiß ein ausgezeichnetes Bild, man glaubt den alten Adler leibhaftig vor sich zu sehen, von den forschenden Augen und dem denkenden Munde an bis zu den wunderbar charakterisierten mageren Händen, die stets nach Provinzen lüstern waren. Ich zweifle aber, ob wir hier das erste, im Vatikan gemalte Original vor uns haben, mir scheint dieser Paul III. eher eine Wiederholung, obgleich er weit besser ist, als das Bildnis im Belvedere. Das Bild hat etwas Verblichenes, was ich an Tizians Originalen sonst nicht bemerkt habe. Dieselbe Bemerkung muß ich von dem Bildnisse Philipp II. in ganzer Figur machen. Auch an diesem kann man mehr den Charakter der dargestellten Persönlichkeit als den des Künstlers studieren. Das Bild hat keinen Farbenreiz mehr; wie aber der fromme König als Jüngling ausgesehen, kann man sich sehr gut vorstellen. Es liegt etwas Kaltes, Selbstbewußtes, Berechnendes in Figur und Kopf, ein Sattsein von der Mahlzeit des Lebens, ein frühes Alter; das Bild ist mehr ein Glaubensbekenntnis, mehr ein Dogma als ein Mensch. Bei Corsini in Rom befindet sich eine Wiederholung in halber Figur, die in meiner Erinnerung mehr Farbenfrische hat.

Was soll ich noch erzählen von den tausend Bildern unseres Museums? Wer Lust hat, zu studieren, wird noch manches Wertvolle finden, z. B. einen herrlichen kleinen Christus von Moretto, eine prachtvoll kühn hingeworfene Madonna von Tintoretto, ein Dutzend venetianische Ansichten von Canaletto, von einer freudigen Klarheit des Tones, einer hinreißend geistreichen Behandlung im Detail,

so daß man die Verzweiflung der Kopisten begreift, die dergleichen übersetzen und in den Handel bringen wollen.

Ich schließe mit den Italienern und erwähne noch als Kuriosum eine höchst liebenswürdige Karikatur, welche Annibale Caracci, der Eklektiker, auf Caravaggio, den Naturalisten par force gemacht hat. Annibale stellt sich und den Gegner seiner Richtung auf demselben Bilde dar. Er guckt in das Bild herein, in welchem Caravaggio sich als behaarter Wilder breit macht, in einer Gesellschaft von Affen, Papageien und Hunden. Wie liebenswürdig ist diese künstlerische Antwort im Angesicht der Verfolgungen, ja der Intriguen und Dolchstöße der Naturalisten! Wenn doch die Polemik immer so edle Gestalt hätte!

Nun zu den Niederländern. Die altflämische Schule ist durch zwei oder drei prächtige Bilder vertreten, in denen man alle ihre Vorzüge bewundern kann: Inniges Ergründen der Natur, höchst liebevolle Ausführung, ergreifendes (bürgerliches) Pathos. Da ist z. B. eine Anbetung der heiligen drei Könige, eines der schönsten Bilder dieser Art, in der Art des Bernard von Orley, perfekt von der hinreißend unschuldigen Landschaft an bis zum letzten Zug in den grundehrlichen Gesichtern der „Könige“ und der Stifter.

Die Niederländer des siebzehnten Jahrhunderts sind durch ein Bild vertreten, das mich schon beim ersten Anblick in Jubel versetzte, und das seither mein intimer Freund geworden ist, ein Selbstporträt von Rembrandt. Wer kennt nicht den Denkerkopf mit der dicken Nase, den Amsterdamer Beethoven des Helldunkels? In London und Paris, in Wien und Florenz haben wir ihn gesehen, jung, stolz und blühend, und dann alt, düster, gebrochen. Hier haben sie eines seiner schönsten Bildnisse, offenbar nicht lange vor seinem Tode gemalt, ein Wunder von kraftvoller Malerei und sprechender Charakteristik. Rembrandt ist der Mann, der seine Leute blicken und atmen läßt. Schade, daß die Direktion unseres Museums mit meinem Urteil nicht einverstanden ist, denn sie nennt das Meisterwerk ein „Schulbild“!

XLIX.

Ein letzter Blick auf die Schätze des Museums. Eine trübselige Betrachtung über die Zustände der europäischen Museen. Der Spaziergänger nimmt Abschied vom Leser, dem er zum Andenken ein bewährtes Reiserezept verehrt.

Neapel, Ende Oktober 18 . .

Unser Museum umschließt außer den bereits geschilderten noch einige andere spezielle Sammlungen, welche die künstlerische Erscheinung des antiken Lebens so vervollständigen, daß auch der Lernbegierigste die gebotenen Schätze unerschöpflich finden wird. Eine Vasensammlung von unerhörter Reichhaltigkeit zeigt uns die Welt schöner Gestalten, die wir in Erz und Marmor, in Fresco und Mosaik gesehn, auf Tausende von irdenen Gefäßen in allen erdenklichen, aber stets anmutigen Formen übersetzt; diese Sammlung ist in Räumen aufgestellt, deren Estrich aus antiken Mosaikfußböden besteht. Hier versuche sich nach Lust der Mytho-, Archäo- und Ethnologe; dem ungelehrten Kunstfreund genügt die Einsicht, daß das Griechentum in jeder Erscheinungsform im Wesen dieselbe reiche, ideale, lebensfrische Welt ist.

Die Sammlung der Pretiosen — Goldschmuck, Cameen, Silbergeschirr — sagt dir in einem andern Kabinett dasselbe, was dir die irdenen Vasen gesagt. Immer dieselbe Ideenwelt, dieselben schönen Formen in anderem Materiale. Ebenso ergeht es dir in der Sammlung der Terracotten und der antiken Gläser; unter den Terracotten wirst du mit Vergnügen eine ganze Kollektion ordinärer Kinderspielzeuge — Hähne, Schweinchen und dergleichen — und auch einige Formen finden, wie sie zur fabrikmäßigen Erzeugung dieser Gegenstände dienten. Auch eine Thontafel ist da, in welcher ein Arbeiter seine Hand abgedrückt, wahrscheinlich am Morgen vor dem Vesuvausbruch. Meine Hand paßt genau in die des Pompejaners, die Ihrige wird daher zu klein sein, mein Fräulein.

Die Kollektion der Papyrus, von denen man in Herculanum eine ganze Bibliothek vorgefunden, verdient besondere Beachtung wegen des äußerst sinnreichen Verfahrens, mit dem die verkohlten Klumpen, die einst antike Bücher gewesen und jetzt wie Stücke Holzkohle aussehen, entrollt und sogar gelesen werden. Man hat bis jetzt meines Wissens noch nichts gefunden, was die antike Litteratur wesentlich bereichert hätte. Es ist aber immerhin interessant, eine antike Bibliothek in natura zu sehen. In der Sammlung der kleinen Bronzen findet man die Statuetten der griechischen Philosophen, mit denen der gelehrte Herr in Herculanum seine Bücherschränke geziert hatte. Alles dies dient auch dazu, zu zeigen, wie genau unser Museum das antike Leben darstellt; eine wahre Photographie, wo der Phantasie sehr wenig zu thun übrig bleibt.

Von der reichen Münzen- und Medaillensammlung und dem kleinen Kabinett ägyptischer Altertümer habe ich um so weniger Ursache zu reden, als man diese Art Seltenheiten auch anderswo trifft, so daß ich meinen Lesern nur raten kann, damit keine Zeit zu verlieren. Wer in unserem Museum profitieren will, der halte sich vor allem an die Wandmalereien, die Mosaiken, den antiken Hausrat und die Bronzen, weil diese Sammlungen in der Welt nicht ihresgleichen, ja eigentlich gar keine Konkurrenten haben. Ich mache schließlich noch darauf aufmerksam, daß man in dem poetischen Garten des Hofes, zwischen Trümmern von Säulen, Architraven und Statuen, eine Cigarette rauchen kann. Verbissenen Gelehrten kann das gleichgiltig sein, für poetische Spaziergänger ist es eine wahre Lebensfrage.

Noch zwei Worte über den Zustand des Museums von Neapel. Ich meine damit die Pflege, welche die Kunstwerke genießen, und die Art, wie sie restauriert werden. In dieser Hinsicht habe ich die Bemerkung zu machen, daß in Neapel gerade so mit den Kunstschätzen der Nation verfahren wird, wie überall anderswo. Was nicht umzubringen ist und durch den Einfluß der Zeit nicht leidet, wie Sachen aus Steinen und Metallen, das erhält sich. Was aber einer zarten Pflege, liebevoller Aufsicht und kundiger

Restauration bedarf, geht in Neapel raschen Schrittes zu Grunde, gerade so wie in Paris, London, Berlin, München, Venedig und Florenz. Ich habe hier vornehmlich die Restaurationsseuche im Auge, die seit Jahrzehnten fast in allen großen Gemäldesammlungen erbarmungslos wütet. Die guten Engländer kaufen Bilder für Millionen und lassen dann ihre Claude und Rubens dutzendweise auf einmal schinden. Im Louvre verkommen die schönsten Lionardo, Tizian, Rubens, Claude im Schmutz, und wenn sie „gereinigt“ werden, dann sind sie erst recht verloren. In München hat man den Massenmord der herrlichsten Malereien unter dem Namen „Regenerationsverfahren“ in ein System gebracht. In Florenz läßt man von den größten Meisterwerken ruhig die Farbe abfallen, z. B. von der „Venus“ der Tribuna. Nur in Wien hat man angefangen, das Uebel einzusehen, und sucht in einer „Restaurationsschule“ eine pietätvolle Behandlung der alten Tafeln anzubahnen. Sonst fährt man überall fort, kranke Bilder Pfuschern und Quacksalbern zu überantworten. Als zwei horrende Beispiele citiere ich von meinen jüngsten Erfahrungen die Veronese in S. Sebastian in Venedig und einen großen Francia auf der Pinakothek zu Bologna.

In Neapel wird im besten italienischen Stil restauriert. Das Bild wird zuerst barbarisch „gereinigt“, fehlende Stellen durch rohe Kleckse ergänzt, das Ganze erhält schließlich eine neue Patina, eine Art gelbbrauner Sauce; ein geübtes Auge hat beim Anblick einer solchen „Restauration“ den Eindruck, als sei sie das Werk von Kosaken oder Baschi-Bozuks.

Das Eine ist gewiß, daß es in hundert, ja in fünfzig Jahren kein intaktes altes Meisterwerk mehr geben wird. Die Gemälde des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts sind heute allesamt mehr oder weniger kränklich. Da in der Regel erst dann an Hilfe gedacht wird, wenn der Patient dem Tode nahe ist, stets aber Quacksalber ans Krankenbett geholt werden, so kann sich auch der Laie an den Fingern abzählen, wie es mit den europäischen Galerien in nicht langer Zeit aussehen wird.

Indessen fahren unsere offiziellen Aesthetiker und Kunstforscher fort, auf dem Altar der Kunst ihren Opferqualm tiefsinniger Phrasen zu entwickeln. Das Publikum mißtraut seinen Augen, seinem Urteil, der Phrasenqualm umnebelt ihm Blick und Bewußtsein, es bringt aus den Museen ein wüstes Chaos statt schöner, abgeklärter Gestalten nach Hause. Je mehr es Brauch wird, daß über Kunst spricht, wer ein Buch gelesen, und daß darüber schreibt, wer in dreien geblättert, desto seltener werden die Beispiele beseligenden Besitzes jener Schätze, die unsere Museen Jedem bieten, der darnach fassen will.

Es ist das falsche Verhältnis unserer Zeit zur großen Kunst, welches vielfach die Schalheit, die Leere und den Jammer unseres alltäglichen Lebens erklärt. Unsere Erziehung, unsere Bildung glauben jener Elemente ganz und gar entbehren zu können, auf denen die Bildung des Griechentums und die der Renaissance beruhte. Weil unsere Ideale nicht mehr die von damals sind, so verwerfen wir mit ihnen den ganzen Schatz von unsterblicher Schönheit, sittlicher Größe und Innigkeit, den jene Künstler in ihren Werken niedergelegt. Tritt uns daher hin und wieder eine wahrhaft künstlerische Natur entgegen, die wie Paul Heyse*) einen alten Poeten als Poet erfaßt und sich an ihm herangebildet, so verstehen wir nicht einmal, was der Mann meint. Denn, obgleich wir alle Museen abgelaufen, so haben wir doch nur Phrasen im Kopfe, aber keine Kunstwerke . . . . .

Und nun, lieber Leser, laß mich mein kleines Buch schließen. Ich wollte, ich hätte Dir recht wesentlich genützt, ich wollte, Du hättest mich von Herzen liebgewonnen, in dem Augenblicke, wo Du die „Spaziergänge“ aus der Hand legst. Ich wollte, mein bischen Erfahrung im Reisen wäre Dein Eigen geworden und hülfe Dir beim Schauen und Genießen

---

*) Man lese die prachtvollen Bemerkungen über Rubens im ersten Bande von „Im Paradiese“. Ebenso die Stellen über Gedankenmalerei und dergl. Es giebt keinen „Kunstforscher“, der sich in wirklichem, lebendigem Verständnis mit dem Dichter messen könnte.

im Süden, wo man ein doppelter, ein neuer Mensch wird, wenn man es recht anzufangen weiß.

Wenn Du das Leben in Italien genießen und südlich von den Alpen geistig gedeihen und wachsen willst, lieber Leser, dann mache es wie Dein Spaziergänger, der jetzt von Dir scheidet. Hier sein Rezept: Nicht von Hotel zu Hotel eilen, sondern dem Volke seine Sitten absehen, ihm seine Sprüche ablauschen; der Natur ihre Geheimnisse abfragen, auf luftiger Bergeshöhe, am wogenfeuchten Gestade; sich mit ihrer Harmonie erfüllen, im breiten Accorde des Städtebildes, in der sanften Melodie blauender Hügel und Berge, ohne die „Sterne" Bädekers zu Rate zu ziehen; alles Kunstgewäsche fliehen, dafür aber dem einmal erkannten Schönen, es sei Statue oder Gemälde, es sei Madonna oder Danaë, in stillem Kultus die Seele vermählen und sich einen Schatz unvergänglicher Ideale anlegen, für die Zeit, wo die Erscheinungen um uns welken, und wo der Reichste arm ist, wenn er nichts gesammelt hat als die flüchtigen Freuden des Augenblicks.

Ein bischen Begeisterung ist doch das Schönste an diesem Leben. Ich wenigstens werde all' mein Lebtag daran glauben, obwohl das Ding aus der Mode ist.

Und nun, lieber Leser: Auf Wiedersehn!

Anhaltische Buchdruckerei Gutenberg, e. G. m. b. H., Dessau.

Wymetal, Wilhelm <<von>>,

Spaziergänge in Neapel, Sorrent, Pompeji, Capri, Amalfi, Pästum, und im Museo Borbonico

Zürich 1897